


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
CHRISTO ECCLESIAE
VE RI TAS



Frankfurt a/M.
Moritz Diesterweg
1903.



Napoleon I.

Nach einem Aquarell von O. Homlin.

(Original im Besitz des Verfassers.)

Heinrich Heine und Napoleon I.

von

Paul Holzhausen.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier.

Mit vier illustrativen Beigaben.



Frankfurt a. M. · · · Verlag
von Moritz Diesterweg · 1903.



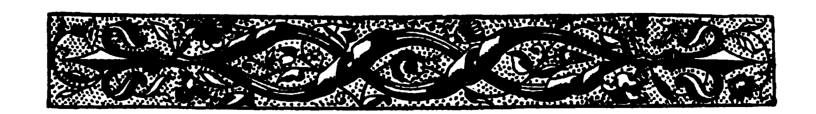
Druck der Königl. Universitätsdruckerei von H. Stürtz in Würzburg
Typen (Offenbacher Schwabacher) a. d. Rudhardschen Schriftgießerei in Offenbach a. M.
Papier aus der neuen Straßburger Papiermanufaktur in Straßburg i. Elsaß
Einband von H. Sperling in Leipzig

Meines Vaters Schwester

Fräulein Natalie Holzhausen

in Leipzig

zum siebzigsten Geburtstage.



Vorwort.

Heine und Napoleon stehen auf diesem Buche, ein Adler und eine Leier — bekannte Namen und geläufige Symbole.

Zwei vielumstrittene Namen und zwei Namen, deren Träger beide von sich sagen dürften:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt mein Charakterbild in der Geschichte.

Erst dem zwanzigsten Jahrhundert, in dessen frischer Morgenstunde wir leben, scheint es vergönnt zu sein, diesen beiden wirklich gerecht zu werden. Von dem deutschen Dichter, der in fremder Erde ruht, hat das unlängst Max Kaufmann in einem allerliebsten Büchlein gesagt*), das ich jedem, der über Heines Charakter sans phrase ins klare zu kommen wünscht, nicht warm genug empfehlen kann. Über den korsischen Helden, in dem der freier blickende Sohn eines neuen Zeitalters den Baumeister seiner Tage zu sehen anfängt, habe ich mich selbst in gleichem Sinne in früheren Studien geäußert, die dem Leser bekannt oder vielleicht auch — unbekannt sein mögen.

Wie Heine, der hier nach der Methode exakter Forschung aufgefaßte und behandelte Heine, trotz der weinlaubumsponnenen Gartenlaube der Romantik, worin er einen Teil seiner Jugend verträumte, dem großen Klassiker, dem erobernden Weltreformator gegenüberstand, der auf dem mit Blut gedüngten Boden des achtzehnten Jahrhunderts die Neuzeit schuf, unsere heutige Gegenwart: davon werden diese Blätter erzählen.

---

*) Max Kaufmann, Heines Charakter und die moderne Seele, Zürich, 1902.

Und so glaube ich, nicht allein die Teilnahme der im engeren Sinne so genannten „Gelehrten" für meine Studie in Anspruch nehmen zu dürfen; sie ist auch für alle geschrieben, die, auf der Höhe zeitgenössischer Bildung stehend, über das graue Einerlei des Werkeltags hinausdenken und in mehr oder minder intime Beziehung zu den vornehmen Geistern zu treten wünschen, welche, wie Heine von dem die Welt durchreitenden Cäsar Napoleon sagt, „über die Jahrtausende hinweg einander zunicken."

Wem Zeit und Neigung gestatten sollten, sich ernster und eingehender mit dem Inhalt dieses Buches zu beschäftigen, wird, wie ich hoffe, finden, daß mancher alte Schutt, der bisher den Zugang zu der hohen Halle versperrte, worin Cäsars und seines Poeten marmorne Bilder stehen, beiseite geräumt wurde — was dem Anblick beider nicht schaden mag. Sei mir ein schönes Wort Nietzsches zu nennen erlaubt: „Fröhliche Wissenschaft!" Ja, fröhliche Wissenschaft wurde in dieser Arbeit getrieben, die nach Lessings leuchtendem Vorbild die Wahrheit sucht, wie es dem Manne geziemt, dem die tapfere Sonne der Moderne taghell ins offene Fenster scheint.

Die bisher in Napoleon noch immer den politischen und militärischen „Struwwelpeter" gesehen, der, wie Chateaubriand mit beneidenswerter Naivetät sagen konnte, ein großer Schlachtengewinner, aber, davon abgesehen, ungeschickter als der geringste General war, sie werden hier manches Neue finden, das ihnen anfangs befremdend vorkommen mag. Aber vielleicht werden sie sich bekehren lassen, und, wenn nicht – nun, ein bischen Polemik putzt den Rost von den Geistern! Auch wer von dem nach Aristophanes ungezogensten Liebling der Grazien nur in einem Tone zu reden gewohnt ist, in dem vor vielen Jahren der im übrigen recht schätzbare Karl Goedeke schrieb oder Wilhelm Scherer und neuerdings noch Adolf Bartels in Weimar, auch er wird mal wieder sehen, daß die Ansichten der Menschen mit den Zeiten sich ändern, wenigstens das audiatur et altera pars sich energisch zum Wort meldet.

Gerade die politisch vielleicht verfänglichste Seite in Heines Dichten und Denken, sein Verhältnis zu dem französischen Kaiser, nimmt sich, wie so vieles, in der Nähe betrachtet und auf seine Entstehung hin geprüft, doch etwas anders aus als im verschwommenen Halbdunkel landläufiger Anschauungen und zu Dogmen verdichteter alter Märchen, die von Buch zu Buch wandern und dadurch eine Art historischer Sanktion erlangt zu haben scheinen. Es ist manchmal gut, den

längere Zeit hindurch getragenen Rock auf seine Fadenscheinigkeit zu prüfen, ehe man in vornehme Gesellschaft geht. . . .

Und wer diese Blätter zur Erholung liest, in der traulichen Stunde des Abends, beim grünen Schirm der freundlichen Lampe, der mag dem Verfasser nicht gram sein, wenn ihm dieser nicht ganz allein von dem Gotte des Feldlagers und dem dessen Taten mit dem Blitzlicht seines Geistes beleuchtenden Poeten vorplaudert, sondern wenn er ihm ein etwas bunteres Bild von dem Leben der in ihrer Art nicht uninteressanten Zeit entwirft, die auf die Jahre der Revolution und des Empire gefolgt ist, der Zeit, in deren stilles Dunkel der Abendstern Goethes wie ein Licht aus helleren Sphären hineinleuchtet.

Eine reichhaltige und farbensatte Milieuschilderung fordern jetzt Wissenschaft und Lesewelt, und ich will es gar nicht verschweigen, daß meine Studie über das im Titel Versprochene etwas hinausgeht und daß neben den beiden Haupthelden auch andere dem gebildeten Leser vertraute Gestalten unserer und fremder Literaturen in das Buch hineingeschaut haben, in dem sie dann stehen blieben: Löb Baruch, der in der deutschen Schriftstellerwelt Ludwig Börne heißt, und Varnhagen und die feine Rahel und aus Heines Pariser Bekanntenkreise der pompöse Victor Hugo und der kleine Thiers, auch des Kaisers Neffe, der dritte Napoleon, in seinen Werdejahren und noch manche andere, die zu des Dichters Leben und Denken in näheren und entfernteren Beziehungen gestanden. Doch sind das immerhin mehr Randverzierungen. In der Mitte des Bildes steht der Düsseldorfer Jude, der Liebling des deutschen Volkes, trotz allem, was die Gegner sagen und trotzdem er dem auf seiner Reise um die Welt durch die Allee der Rheinstadt reitenden fremden Cäsar die schönsten Strophen und die geistreichste Prosa nachgesungen hat.

Nicht absichtslos aber sind im Hintergrunde auch Byrons und Goethes gigantische Schattenbilder aufgestellt. Diese großen Individualisten, die, der gewaltige Cäsar voran, weit hinausdachten über die engen Schranken, welche die kleinen Geister in unsichtbarem Bann gefangen halten, sie alle, Napoleon und Heine, der Dichter von Newstead-Abbey und der Alte von Weimar, üben ja auf den Menschen der Gegenwart eine dämonische Anziehung, die über das Interesse, das sie früher besaßen, nicht unbeträchtlich hinausgeht. Ich erkenne darin – und auch darin kann ich nur früher Gesagtes wiederholen – Zarathustras Atem, den Geist Friedrich Nietzsches.

Der Individualismus reckt mächtig die Glieder. Seinem Fühlen kommt auch das Buch entgegen, das hier auf dem Tische liegt, und daher schien mir diese historische Studie innerhalb der eigentlichsten Interessensphäre der Gegenwart gelegen, und daher ward sie geschrieben.

Sollte es ein Irrtum sein? Immerhin! Das Haus ist unter Dach, und der Zimmermann hat sein Bäumchen darauf gepflanzt. Wem's gefällt, mag darin wohnen, wem nicht, der muß eben anderweitig Kost und Logis suchen. Dem Architekten aber bleibt noch eine Pflicht: allen zu danken, die mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit Bausteine, große und kleine — aber sämtlich nicht ohne Wert — für das Werk geliefert haben. Mögen ihre Namen in alphabetischer Reihenfolge dieses Vorwort beschließen: Professor Louis P. Betz (Zürich), Mr. Ernest Hartley Coleridge (Croydon, England), Maurice Courcelle (Paris), Professor E. Elster (Marburg), Dr. H. H. Houben (Berlin), Geh. Rat Hüffer (Bonn), Dr. Gustav Karpeles (Berlin), endlich Direktor Otto Simon (Görlitz), der das Publikum in Bälde mit einer wertvollen Sammlung der Napoleondichtungen beschenken wird, aus deren Schatz er mir reichliche Proben zur Verfügung stellte. Auch im Freundes- und Verwandtenkreise ward mir Förderung und Hilfe in schöner Weise zuteil.

Bonn, 31. Oktober 1902.

Der Verfasser.



Inhalt.



Von demselben Verfasser erschienen in Buchform:

Ballade und Romanze von ihrem ersten Auftreten in der deutschen Kunstdichtung bis zu ihrer Ausbildung durch Bürger. Halle a. S. 1882.

Die Lustspiele Voltaires. (Zeitschrift f. nfrz. Spr. u. Lit., IX. Supplement 4.) Oppeln u. Leipzig 1888.

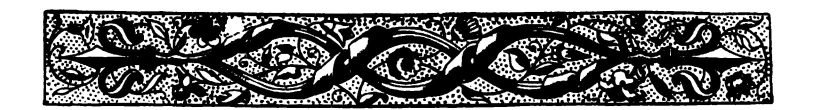
Davout in Hamburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813 –1814. Mülheim (Ruhr) 1892.

Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Bonn 1900.

Der Urgroßväter Jahrhundertfeier. Eine literar- und kulturhistorische Studie. Leipzig 1901.

Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung. Frankfurt am Main 1902.

Friedrich Christian Laukhard. Aus dem Leben eines verschollenen Magisters. Berlin 1902.



1. Kapitel.

Zum Milieu und zur Vorgeschichte.

Die Entwicklung des Napoleonkultus in Deutschland bis um die Mitte der zwanziger Jahre.

Ist es nicht fatal, mit einem Gemeinplatze beginnen zu müssen? So will ich ihn wenigstens von einem andern aussprechen lassen. „Selbst das Genie", sagt Hermann Marggraff[1]), „das doch über seine Zeit hinausragt und zugleich am Busen der Zukunft liegt, wurzelt im Boden seiner Zeit und ist mit ihren Säften erfüllt." Diese heutzutage banale Erkenntnis, von der die moderne Milieuschilderung ausgeht, muß auch auf unsern Fall Anwendung finden. Wenn man einmal von den „Grenadieren" absieht, deren Treue gegen ihren Kaiser Heine schon sehr frühe sein nie verklingendes Loblied gespendet, so tritt dieser Dichter als Träger des Napoleonkultus mit dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder", also rund um 1825, in die Literatur ein.

Zu dieser Zeit nahm jener Kultus zwar noch nicht völlig die Gipfelstellung ein, auf die ihn die Julizeit, die das dreifarbige Banner auf den Turm der Notre-Damekirche zurückführte, später gebracht hat; aber er war in stetigem Wachsen begriffen und hatte an äußerer Ausbreitung und innerer Wärme schon einen erheblichen Grad erreicht. Wie war das möglich gewesen, ein Jahrzehnt nach Waterloo, kaum fünf Jahre nach dem Tode des Kaisers, der, wie seit unserer Großväter Tagen jeder Schulbube weiß, unter den Flüchen vieler Millionen von der Schaubühne der Weltbegebenheiten abgetreten war? Wir werden diese in der Geschichte völlig beispiellos dastehende Erscheinung auf ihre Ursachen zu untersuchen haben.

Schon in früheren Studien [2]) habe ich den Versuch gemacht, heutigen Lesern ein Bild von dem Eindruck zu geben, den, um einige Jahrzehnte vor 1825, die Persönlichkeit des jungen Bonaparte unter den Mitlebenden, zumal in Deutschland, hervorgerufen hatte. In dem hageren, blassen Jüngling, dessen scharfkantige Züge das Republikanerhaar noch umflutete und der Österreichs geübte Feldherrn mit den Krallen seiner Adlerfänge auf den alten Kampfesstätten der raudischen Gefilde packte und schüttelte, dann unter Pyramiden, Sphinxen und Memnonsäulen für eine Zeitlang verschwand, um, heerlos, als Triumphator zurückzukehren, in ihm hatten die klassisch gebildeten Zeitgenossen der Revolution einen Brutus, einen Scipio, einen Hannibal gesehen. Nach dem achtzehnten Brumaire, dessen in die Entwicklung des neuen republikanischen Staatswesens brutal einschneidende, wiewohl in ihren Folgen höchst segensreiche Gewalttat dem Sieger einen Teil der Sympathieen entzieht, ihn aber durch andere, der Qualität nach vielleicht wertvollere entschädigt, entspringt eine neue Quelle der Begeisterung. Die staunende Welt, die in lichten Scharen nach der konsularischen Residenz Paris pilgert, lernt die Taten des ordnenden Genies bewundern, das die tiefen Wunden des französischen Staatskörpers heilt oder doch erfolgreich verbindet, in der kurzen Spanne von vier, fünf Jahren die gesamte Verwaltung von Grund aus neu aufbaut, den chaotischen Trümmerhaufen der fünfundzwanzigtausend Konventsgesetze zusammenrafft, um aus diesen ungefügen Hau- und Bausteinen ein Rechtsbuch, dem Justinianischen an Wert und Dauer vergleichbar, zu schaffen. Auch den äußeren Schmuck des Lebens stellt der Konsul, in etwas geradliniger, steifbeiniger Form, wieder her, richtet Zucht und Sitte, wenigstens die notwendigsten Schranken des Dekorums wieder auf und führt Handel und Gewerbfleiß in das zerrüttete Land Frankreich zurück.

Wenn die unverbesserlichen Verrinas eines starren Republikanertums von dem Konsul-Diktator nunmehr sich abwenden, so gewinnt dieser dafür die Achtung großer, der Erhaltung des Bestehenden zugeneigter Kreise: ohne in dieser Skizze, der Vorgeschichte unseres Themas, auf weitere Einzelheiten eingehen zu wollen, kann ich doch den Namen Goethe nicht verschweigen. Die typischen Metaphern, mit denen man den bedeutenden Mann bezeichnet und deren farbenbuntes Bild die Grade der Bewunderung auch in ihren feineren Abstufungen widerspiegelt, ändern sich bedeutungsvoll. Der den Staat herstellende General wird mit Thrasybul, auch schon einmal, was besonders charakteristisch genannt werden darf, mit Diokletian

verglichen, der dem Rachen der Anarchie ein festes Gebiß anlegende Staatsmann mit dem konservativen Politiker Sulla; der siegreiche Feldherr und Ordner des Gemeinwesens vereinen sich im Bilde Cäsars; abseits grollende Republikaner werfen dem Machthaber vor, daß er auf den Ruhm eines uneigennützigen Washington verzichtet habe. Während noch andere den Spender des Friedens von Lunéville und Amiens als einen zweiten Timoleon feiern, tritt der diktatorische Charakter in dem Vergleich mit Cromwell scharf zu Tage.

Nun aber kommen die Jahre der Kaiserglorie und der gewaltigen Ausdehnung des Frankenreiches, die einen neuen Typus metaphorischer Bezeichnung im Gefolge haben und einen Namen, den der Gefeierte selbst besonders gern hört: Charlemagne, Karl der Große. Und die Gestalt des Herrschers wächst ins Riesengroße. Waren schon die mitlebenden Menschen bei dem ersten Auftreten des Generals Bonaparte ganz eigenartig ergriffen gewesen — auch Neider und Ungünstige wie die geistreiche Frau von Staël — hatte man in den Tagen des Konsulats, namentlich bei dem persönlichen Anblick des immer noch jugendlichen Staatslenkers, die Empfindung gehabt, einer völlig außerhalb des Rahmens der Erfahrung stehenden Persönlichkeit zu begegnen, so schien zur Kaiserzeit der bewundernden Phantasie auch der letzte Zügel zu entgleiten. Wenn er wie auf Meissoniers Bildern, von dem brausenden Jubel der Reitergeschwader umdröhnt, bei Jena oder Friedland über das Blachfeld ritt oder an der Spitze der Bärenmützen seiner alten Garde in den Hauptstädten Europas, Wien, Berlin, Madrid und Moskau, seinen Einzug hielt, da schien er etwas von der „Göttlichkeit“ der Cäsaren des Altertums in sich zu tragen. Und er wurde vergöttert, nicht allein von den Lippen schmeichelnder Präfekten und charakterloser Liebediener aller Länder, auch von würdigen Männern: einem Denker wie Hegel, der während des Geschützdonners von Jena die „Phänomenologie des Geistes“ vollendet, erscheint er als die „Weltseele“. Ja, was vielleicht schwerer wiegt als die Begeisterung der ganzen französischen Nation zusammen, als die Loblieder aus den abhängigen Rheinbundländern, schwerer auch als die neidlose Bewunderung der großen kosmopolitischen Geister Deutschlands, selbst in dem streng national patriotischen Berlin werden nach der Katastrophe von 1806 Stimmen laut, Stimmen aus dem Munde unzweifelhafter Vaterlandsfreunde, die in dem fremden Herrscher den Neugestalter der Dinge verkünden und für den gesunkenen Musterstaat Friedrichs des Großen nur noch in dem Zusammengehen mit dem fränkischen Cäsar Heil und Errettung sehen. Massenbach und Johannes

von Müller waren nicht die einzigen, die solche Gedanken laut werden ließen.

Allerdings waren in Preußen schon vor dem Kriege die ersten Klänge einer patriotischen Lyrik gegen den „Eroberer" erschollen, und ein unter diesem Titel erschienenes Gedicht des Kriegsrats Müchler war auch dichterisch so wohl gelungen, daß ihm sogar die Ehre widerfuhr, keinem Geringeren als Friedrich Schiller zugeschrieben zu werden. Auch Achim von Arnim und noch lauter Stägemann, der spätere Befreiungskriegssänger, hatten ihre Stimme erhoben, wie es ja denn in der preußischen Hauptstadt an Gegnern, auch höchst leidenschaftlichen Gegnern, Napoleons niemals gefehlt hat. Aber der Erfolg brachte sie zum Schweigen, und eigentlich haben doch erst die politische und wirtschaftliche Not der folgenden Jahre, die gänzliche Erniedrigung des nationalstolzen Volkes, die Kontributionen und die Übergriffe der Satrapen des länderbeherrschenden Xerxes jenen unermeßlichen Vorrat an Haß gegen den Kaiser zusammengetragen, der im Jahre 1813 zu so furchtbarem Brande sich entzünden sollte.

Besonders die realen Faktoren, die namentlich in den für Volk und Jugend berechneten Schriften über diese Zeit so oft hinter einem Nebel idealer Begeisterung für die Allgemeinheit verschwinden, dürfen hier nicht außer Rechnung gesetzt werden, wenn diese selbst nicht falsch werden soll. So gewiß es wahr ist, daß in jenen für immer unvergeßlichen Tagen sich in deutschen Landen ein gewaltiger Idealismus regte, ebenso wahr ist es auch, daß gerade das tobende Berserkertum, von dem wir noch zu reden haben werden, vorwiegend aus den niederen Wurzeln des Egoismus, der Habsucht und Rachgier hervorwuchs, wie das Sudermann im „Katzensteg" mit gewisser Übertreibung, aber gutem Erfassen der Luftstimmung geschildert hat. Wir Realisten der Neuzeit kennen eben leider den Menschen zu gut, um die uninteressierte Opferfreudigkeit für mehr als eine Ausnahme zu halten! Für die Zwecke meiner Untersuchung hat dieser Hinweis insofern Bedeutung, als er zur Erklärung der Tatsache beiträgt, daß die Urteile über Napoleon nach dessen Sturze sich verhältnismäßig so rasch geändert und wiederum dort weniger rasch geändert haben, wo die wirtschaftliche Not vor und während der Kriege am größten gewesen war und die längstdauernden Nachwehen hinterlassen hatte.

Gilt das Gesagte vorwiegend von Preußen, so war auch in den übrigen deutschen Ländern, die mehr oder weniger unmittelbar unter dem kaiserlichen Scepter standen, in den letzten Jahren der Kaiserherrschaft allerlei Zündstoff angehäuft, und es braucht nur an die Kon-

skription, den Polizeidruck, die Knebelung der öffentlichen Meinung und die französische Zollgesetzgebung erinnert zu werden, um eine wachsende Mißstimmung gegen den allmächtigen Mann zu erklären, eine Mißstimmung und Erbitterung, die auch in der Literatur, sobald dieser einmal die Zunge gelöst wurde, ihren Ausdruck finden mußte. Vor allem trug die Kontinentalsperre, das gewaltige Bollwerk, welches der Löwe wider den Walfisch errichtete und das man nach heutiger Einsicht mehr als eine Verteidigungs- denn als eine Angriffsmaßregel anzusehen berechtigt ist, dazu bei, dem Namen Napoleons in allen Ländern vom Strande der Ostsee bis zu den Fluten des Ebro Gegner zu erwecken, und man weiß, daß beispielsweise bei der Erhebung Hamburgs im Frühjahr 1813 die Erbitterung gegen die französischen Douanebeamten einem sonst friedfertigen und aller südlichen Erhitzung abgeneigten Volke die ersten Piken in die Hand gedrückt hat [8]). Selbst der Cichorienkaffee, an dessen Diktatur auch Männer wie Heine und Laube mit Grausen zurückdachten, hat das Seinige getan, um des Kaisers Bild zu trüben, und manches empfindsame Frauenherz, das für den Helden schwärmte, wird den Engländern ihre Siege vergeben haben, weil sie die von dem großen Manne mit den übrigen Kolonialprodukten verfehmte köstliche Bohne in die Küchen zurückführten!

Schon 1809 waren bekanntlich die Hoffnungen der deutschen, insbesondere der preußischen Patrioten aufgeflammt, und namentlich in den Dichtungen Heinrichs von Kleist war ein nationaler Haß zum Ausdruck gekommen, der sich nicht nur gegen die Franzosen im allgemeinen wandte, sondern seine nadelscharfe Spitze zuerst und unmittelbar auf Napoleons Brust richtete. „Der Anfang alles Bösen", der „Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht ausreicht", ein „der Hölle entstiegener Vatermördergeist", die „leibhaftige Lüge", das waren die schmückenden Beiwörter, die der Dichter der „Hermannsschlacht" schon damals dem im Zenith seiner Glorie strahlenden Imperator entgegenschleuderte, während beispielsweise Körner sich darauf beschränkte, Hofers Schicksal in einem Sonett zu besingen und etwas später dem Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, ein paar Gedichte zu widmen.

Erst Napoleons Unglück in Rußland und die Erhebung Preußens während des Frühjahrs von 1813 hat den Tyrtäen der Befreiungskriege so recht eigentlich die Zunge gelöst. Körner, Schenkendorf, Fouqué, Rückert, Wetzel und viele, viele andere stießen in die Kriegsdrommete, keiner lauter und vernehmlicher als der urderbe Rügener

Bauernsohn Ernst Moritz Arndt. Es liegt in der Natur der diesen Sängern und Propheten beschiedenen Aufgabe, daß sie garnicht daran dachten, ob die etwaige Gestalt, die der Literaturhistoriker späterer Zeiten aus ihren Gedichten als die eines Napoleon abstrahieren könnte, irgendwelche Porträtähnlichkeit mit dem Geschmähten haben würde oder nicht. Für sie war dieser Mann nur der Feind, dessen Vernichtung um jeden Preis sie erstrebten und den sie in der Volksmeinung so tief herabzusetzen suchten, wie nur möglich. Immerhin waren die angewendeten Mittel nicht völlig dieselben, die Dosen bald stärker oder schwächer, die Tinten blasser und tiefer, je nach dem Charakter des Schreibers und der individuellen Stärke der allen gemeinsamen Leidenschaft. Dem feurigen Jünglinge Theodor Körner ist Napoleon meist kurzweg der „Wüterich" oder „Tyrann", doch ist auch ihm wie Stägemann und andern die Vorstellung geläufig, daß dieser Feind und seine Scharen etwas Höllisches haben oder mit der Hölle im Bunde seien[4]).

Ungleich tiefer in den Farbentopf hat Arndt gegriffen:

Brandgemalte Teufel scherzen
Mit Menschenrechten, Menschenherzen,
Die schwarze Hölle hat den Sieg,

heißt es in den „Liedern aus dem Katechismus für den deutschen Wehrmann"[5]). Ihm ist Napoleon nicht nur „Tyrann" und „Wüterich", sondern der „Drache"[6]), der „Teufel"[7]), die „wälsche Mordhyäne"[8]), das „schwarze Abgrundstier"[9]), ein „Etzel Zwingeland"[10]), und noch 1837, sechzehn Jahre nach dem Tode des Gefangenen von St. Helena, ruft er den Bewunderern des einstigen Welteroberers entgegen:

Fort mit dem Lichterlöscher zu den Molchen,
Fort mit dem Freiheitsmörder zu dem Galgen[11])!

Auch bei milderen Naturen wie Max von Schenkendorf spielen Teufel und Hölle zur Bezeichnung Napoleons und seiner Anhänger eine Rolle; doch tritt hier die rohe Beschimpfung des Gegners zurück gegen die christlich fromme und mit einer starken Zutat von Mystik versetzte Anschauung des Dichters, bei dem solche und ähnliche Wendungen aus seiner Auffassung des Befreiungskrieges als eines Kreuzzugs entspringen und daher für das humane und ästhetische Gefühl des heutigen Lesers weniger Verletzendes haben als die groben Ausfälle des derben Pommern.

Am salonfähigsten unter den Befreiungsdichtern wird — einerlei, wie man sonst über ihn denken mag — Fouqué erscheinen, dessen

vornehmer Charakter sich namentlich dagegen sträubte, nach dem Siege gegen den gestürzten Imperator weiter zu schreiben, wie er auch früher bei seinem Eintritt in den Tugendbund jeden Gedanken einer Teilnahme an einem möglicherweise gegen Napoleon auszuführenden Mordanschlag energisch von sich abgewehrt hatte.

Es war unausbleiblich, daß sich, wie stets in solchen Fällen, bei den gemeineren Naturen die Freude am Sturze menschlicher Größe erst dann mit lauter Vordringlichkeit äußerte, als deren Fall entschieden und nun auch die Gefahr, für verwegene Äußerungen von dem Gewaltigen zur Rechenschaft gezogen zu werden, nach menschlichem Ermessen für immer beseitigt war. Wie Schwämme nach dem Regen schossen nach der Leipziger Schlacht die Früchte einer ultranapoleonfeindlichen Volksliteratur aus dem Boden, und es waren, wie schon ein maßhaltender Zeitgenosse damals bemerkt, viele giftige darunter [12]).

Wie anständig kommen uns im Vergleich zu ihnen die Gedichte der Kriegsjahre von 1870/71 vor! Neben der augenscheinlich geringeren Erregung der Leidenschaften ist darin der Fortschritt der Gemütskultur und des literarischen Feingefühls unverkennbar. Zumal die Gestalt Napoleons selber erscheint in jener unsäglich rohen, blutdürstigen und bluttriefenden Volksliteratur von 1813/15 in einem wie durch Konvexspiegel erzeugten Zerrbilde, dem andern Zerrbilde vergleichbar, das eine ebenso üppig wuchernde und im Grunde ebenso gemeine Karikaturenmalerei, die nach englischen Mustern unser Vaterland mit ihren unsauberen Erzeugnissen überschwemmte, von dem einst Gefürchteten gezeichnet hat [13]). Kein Schimpfwort der deutschen Sprache war in jenen Liedern, Parodieen, Komödien und Farcen, keine Fratze, kein Teufelsattribut, kein Bocksfuß in den ekelhaften Bildern gespart worden, um ein einst mit gleichem Überschwange gefeiertes Heldenidol durch den Kot zu schleifen.

Neben der nationalen Erniedrigung sehe ich gerade wieder in der wirtschaftlichen Not, die, zumal in Norddeutschland, durch die endlosen Militärlasten und Truppendurchzüge vor und im Jahre 1812 bis zur Unerträglichkeit gesteigert war, eine Erklärung dieser an sich höchst unschönen und dem deutschen Gemüt im Grunde so fernliegenden Erscheinung. Ich meine den rohen Spott, der sich über die namenlosen Leiden des fürchterlichen Rückzugs ergoß und in häßlicher Weise die in ihrem Aussehen freilich ans Groteske streifenden Soldatengespenster beleuchtete, die als Trümmer stolzer Heerhaufen durch unser Land schlichen:

Trommel ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,

höhnte Jahn, der sich wie ein dem Urwald entsprungener Teutone geberdete, während seine Leistungen im Felde nach dem Zeugnisse eines glaubwürdigen Zeitgenossen dem so pomphaft zur Schau getragenen Reckentum nur wenig entsprochen haben sollen [14].

Natürlich haben sich auch geradezu falsche, sogar recht viele falsche Töne in das gewaltig schmetternde Konzert der patriotischen Lyrik jener Tage gemischt. Wenn unter ihren Stimmführern ein Kotzebue auftritt, der den russischen Feldzug gar in einer witzig sein sollenden Posse verspottet [15], so kann für diesen zweifelhaften Vaterlandsverteidiger immerhin angeführt werden, daß er sich schon seit Jahren als erklärten Feind des Franzosenkaisers gezeigt hatte, wiewohl er einst anders geredet und beleidigte Autoreneitelkeit bei seinem Napoleonhasse stark mit im Spiele war [16].

Fast noch fragwürdiger als Kotzebues Haltung konnte der plötzliche Stimmungsumschlag bei einer Reihe von Männern erscheinen, die ernster genommen sein wollen als der Possenreißer von Weimar. So haben, um nur ein paar hervorstechende Beispiele anzuführen, der Berliner Geschichtschreiber Karl Ludwig von Woltmann, der Greifswalder Theologe Kosegarten und der Gothaer Schriftsteller Zacharias Becker damals überraschend schnell ihre Ansichten über den einst vergötterten Helden geändert [17]. War der Stimmungswechsel, wie bei allen dreien anzunehmen, auch ehrlich, so mußte seine Plötzlichkeit immerhin Verdacht erregen, wie einst in umgekehrtem Fall bei Johannes von Müller. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art bietet auch der Briefwechsel des mit Goethe befreundeten weimarischen Staatsministers v. Voigt, der ganz kurze Zeit nach der Leipziger Schlacht radikal umschwenkt. Gar zu schnell verwandelt sich in Voigts Briefen der bis dahin mit allen Attributen vollkommenster Menschenwürde ausgestattete „große Kaiser“ in einen „Bären“ und „Schergen der Welt“ und die gute Stadt Paris in das „große Babel,“ als daß der Leser zu dieser Wandlung rechtes Zutrauen gewinnen könnte [18]. Noch unangenehmer mußte auffallen, wenn der Berliner Publizist Friedrich Buchholz, einer von den Preußen, die noch über 1806 hinaus an Napoleon als den Regenerator der Dinge geglaubt, dann abgefallen waren, später zum dritten Male seine Meinung änderte und gezwungen war, sich wegen dieses öfteren Glaubenswechsels öffentlich in den Zeitungen zu verteidigen [19].

Noch im Jahre 1831 mußte der Göttinger Historiker von Heeren den Vorwurf Schlossers ertragen, daß er „ein Spiel mit der Wahrheit treibe, das deutsche Volk förmlich betrüge und durch leeren und hohlen Schall der Worte um die Erkenntnis bringe, nach welcher es so eifrig strebt." Diese Anklage war nicht ganz ungegründet, da Heeren in den verschiedenen Ausgaben seiner „Geschichte des europäischen Staatensystems" auf Napoleon bezügliche Stellen in deutlich durchscheinender Absicht umgeändert hatte[20])!

Solche Erscheinungen machen es begreiflich, daß der Liberalismus nach wenig Jahren die Begeisterung der Befreiungskriegszeit als eine von oben her befohlene hinstellen und verspotten konnte. War die Behauptung richtig, so verloren natürlich die Urteile über Napoleon, die jene Zeit abgegeben, alle und jede Rechtskraft. Aber auch wer das nicht zugab, mußte bald erkennen, daß sie von gewaltiger Leidenschaft diktiert und gewiß nicht einwandfrei waren. Das bewies schon die maßlose Übertreibung im Ausdruck, die sich in gleich hohem Grade wie in der poetischen auch in der noch umfangreicheren Journal-, Pasquill- und Flugschriftenliteratur zeigt, deren bloße Aufzählung in den Katalogen größerer Bibliotheken viele Seiten in Anspruch nimmt. Der begabteste und zugleich rücksichtsloseste Vertreter derselben ist Görres gewesen, Görres, dessen freiheitsdurstige Seele sich schon in den Tagen des achtzehnten Brumaire gegen das autokratische Regiment des Konsuls aufgelehnt hatte[21]) und der 1814 dem Ansehen des Kaisers solchen Abbruch tat, daß man seinen „Rheinischen Merkur" als eine vierte mit Napoleon im Kampf begriffene Großmacht bezeichnen konnte. Auch andere Zeitschriften, die im Brockhausschen Verlage herausgegebenen „Deutschen Blätter", die „Germania" und wie sie sonst heißen mögen, verfolgten die ausgesprochene Absicht, den Landesfeind, der den Bajonetten lange Zeit erfolgreichen Widerstand leistete, literarisch zu vernichten. Auch hierbei suchte man die geplante Wirkung auf die Volksphantasie durch möglichst grobe Pinselführung zu erreichen. Neben einer reichen Auswahl an Tierbildern zur Bezeichnung des Gegners — auch Walter Scott hat solche, wie Heine ihm später vorwarf, zu gleichem Zwecke ungemein reichlich verwertet — mußte wieder das antike Cäsarentum seine Typen hergeben. Aber diesmal war es nicht Caius Julius, der ehrbare Stammvater des Hauses, mit dem der posthume Cäsar verglichen wurde; die minder hoch im historischen Ansehen stehenden Tiberius, Caligula, Nero, auch Heliogabal wurden zu passend erscheinenden Vergleichen herangezogen. Großenteils dieselben Epitheta, mit denen

die englische respectability bei seinem gesellschaftlichen Sturze den Sänger des „Childe Harold" überschüttete. Daneben treten Dschingis-Chan und Attila auf, doch so, daß Napoleon unter letzteren zu stehen kommt. Als Kuriosum aus der gleichfalls stark in Kontribution gesetzten Tierwelt mag noch erwähnt werden, daß der französische Kaiser nicht nur mit jeglicher Art Raubzeug, Tiger, Schakal und Hyäne, zusammengestellt wird, sondern in den Schriften eines besonders patriotischen oder strebsamen Torgauer Diakonus sogar zum — Büffelochsen avancierte[22]).

Neben den bekannten und schon aus diesen Bildern sich ergebenden Hauptvorwürfen grenzenloser Eroberungssucht und blutgieriger Grausamkeit erscheint nun aber noch ein neuer, den man in den Tagen von Moskau, Lützen, Bautzen und selbst nach Leipzig und Waterloo kaum erwartet: der der Feigheit. Über die objektive Berechtigung dieser eigenartigen Anklage hier zu urteilen, ist nicht meine Sache. Immerhin mochten die zweimalige überraschend schnelle Abdankung des Kaisers, die Tatsache, daß er sich, wie viele doch erwartet hatten, das Leben nicht nahm, und sein kaum ganz einwandfreies Benehmen auf der Fahrt von Fontainebleau nach der Insel Elba einigen Anlaß zu derartigen Vorwürfen bieten[23]). Und diesmal wurden auch höhere Geister, selbst solche, die nicht in das allgemeine Verdammungsurteil eingestimmt hatten, an ihm irre.

Bei der Kunde von Fontainebleau kritzelt der Sekundaner Hoffmann (von Fallersleben) in der Kinderstube seines Elternhauses mit einem Diamanten ins Fenster ein Bild des Kaisers in zerlumpter Uniform und schreibt darunter die respektwidrigen Verse:

Hier zeigt die Zeit ein Schattenspiel:
Napoleon den Großen,
Wie er von seiner Höhe fiel
In Nesseln mit dem Bloßen[24]).

Ein Schülerwitz, der nur um der Bedeutung des späteren Mannes halber notiert zu werden verdient. Dieselbe Verachtung spiegelt sich in den Worten von Arnold Friedrich Brockhaus, der gegen des Kaisers Kanonen die Papierbatterien seiner „Deutschen Blätter" aufgefahren hatte und nun nach dem schwer errungenen Siege in größter Verachtung ausrief: „Welch ein elender Wicht ist denn dieser Napoleon! Pfui! er ist eigentlich nicht wert, daß man ihn anspuckt. Nicht den Mut zu haben, ein so geschändetes Leben zu enden! Kann es hier noch eine Frage sein mit Hamlet zu sagen: To be, or not to be, that is the question[25])?

Daß er sich nach all den Kugeln, die er auf andere geschickt, keine durch den eigenen Kopf jagte, das konnten ihm die Kleinen nicht verzeihen[26]).

Aber auch ein Lord Byron hat in jenen Tagen geschrieben:

In Kaiserhoffnung diese Ruh'
Im Schiffbruch, oder fürchtest du
Nichts andres als den Tod?
Mehr Fürstentod als Sklavenlos?
O deine Wahl ist schimpflich groß!

Mit Napoleons erster Abdankung war in seiner Würdigung ein Tiefpunkt eingetreten. Das gilt auch von unserem Lande, wenigstens von Mittel- und Norddeutschland. Nur einzelne groß geschnittene Geister haben es in jenen Tagen über sich gewonnen, den gestürzten Erzkoloß nicht ganz und gar unter das alte Eisen zu werfen. „Ich hasse ihn noch nicht", schrieb Rahel an Varnhagen[27]), Rahel, die patriotische Jüdin, die mehr auf den Altar des Vaterlandes gelegt hatte, als mancher der Korybanten, die gegen Napoleon laut brüllten, und Goethe, dem Herr von Gersdorff die erste Kunde von der Abdankung des Kaisers brachte, „schien etwas unangenehm durch diese Nachricht berührt" und bemerkte: „Daß er den Leuten den Gefallen tun würde, sich den Hals abzuschneiden, habe ich freilich nie geglaubt"[28]). Selbst in diesem Augenblicke also, wo die Voigt und Konsorten mit verdächtiger Eile umsattelten, bewahrte der Größte in Weimar „Dauer im Wechsel".

Wie gesagt, ein erster Tiefpunkt war erreicht in der Wertschätzung Napoleons, der auch garnicht mehr Napoleon, sondern wieder Bonaparte oder Buonaparte genannt wurde. Sogar hohe Würdenträger, die soeben erst die kaiserliche Uniform ausgezogen hatten, z. B. Marschall Soult, bedienten sich, auch literarisch, dieser Bezeichnung, während der Sieger von Auerstädt, Davout, Charakter genug besaß, in seiner an Ludwig XVIII. gerichteten berühmten Verteidigungsschrift über die Belagerung Hamburgs nur von dem „Kaiser Napoleon" zu reden.

Aber schon im Laufe des Jahres 1814 schienen die Aktien des gestürzten Hauses Bonaparte wieder ein klein wenig anzuziehen. In Frankreich standen sie sogar bald wieder al pari. Die Bourbonenregierung, weniger noch die königliche Spitze selbst als das von Béranger so köstlich verspottete Emigrantentum, tat schon damals, was in seinen Kräften stand, um das glorreiche Andenken des Sol-

datenkaisers unter dem Volke, vor allem in dem tiefgekränkten Heldenheere, wachzuhalten und immer aufs neue zu beleben.

Das sind bekannte Dinge, bei denen wir uns nicht aufhalten wollen. Hingegen ist bisher unbeachtet geblieben, daß auch in Deutschland die ersten zarten Spuren eines neuen Napoleonkultus schon in dieser Zeit zu finden sind. Nicht erst nach Napoleons zweitem Sturze oder gar erst unter dem Eindruck der Memoirenliteratur von St. Helena, wie gemeinhin gesagt wird. Zunächst ist es einleuchtend, daß denn doch auch nach dem gewaltigen Umschwunge von 1813, namentlich in den alten Rheinbundlanden und -heeren, ein stattlicher Rest von persönlicher und militärisch-politischer Wertschätzung für den einstigen Feldherrn und Gebieter übrig geblieben sein mußte.

Während der großen Bewegung zu vorsichtigem Schweigen verurteilt, erheben sich nach kurzem wieder, bald hier, bald dort, einzelne Stimmen zu Napoleons Gunsten. Schon während des Feldzugs von 1814 hatte ihn Friedrich von Württemberg zu seinen neuen Siegen beglückwünscht — vielleicht nur ein alter Rest von Servilismus, aber doch charakteristisch in einer Zeit, wo eine Rückkehr des Geschlagenen über den Rhein nicht mehr recht wahrscheinlich war. In West- und Süddeutschland tritt Jahn den Freudenbezeugungen alter Rheinbundoffiziere bei den gleichen Anlässen mehrfach entgegen, worüber er sich, wie immer in etwas bramarbasierendem Tone, in den „Denknissen" geäußert hat [29]). Auch Goethe, dem das Siegesgebrüll der „Herdenmenschen" zuwider war, trägt in Wiesbaden und Weimar den Orden der Ehrenlegion und wird deswegen von seinem Gaste, dem österreichischen General Colloredo, mit soldatischer Grobheit angefahren [30]).

Neben diesen Relikten alter Napoleonsverehrung zeigen sich neue Ansätze. Da fällt zunächst auf, daß schon während des Aufenthalts auf Elba manche Schriften erscheinen, in denen die napoleonische Herrschaft und die neuen politischen Verhältnisse in einem Tone besprochen werden, der sich von dem tobenden Berserkertum der vorhin charakterisierten Literatur durch seine Mäßigung und das Bestreben unterscheidet, auch dem Gestürzten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Hierher gehören die „Politischen Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" und die „Bescheidene, doch freimütige Andeutung über Übertreibungen und Rückwirkungen mit besonderer Hinsicht auf Deutschland", von denen erstere den als Kriminalisten und juristischen Schriftsteller geschätzten Ludwig Harscher von Almendingen zum Verfasser hatte [31]).

Das findet die Zustimmung der Kritik, wie eine wichtige und gehaltvolle Besprechung in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ beweisen kann[32]). Dann bringt eine sächsische Zeitschrift, die freilich auch sonst an dem Sturm gegen den Kaiser nur mäßigen Anteil nimmt, um wenig später dem Gefangenen von St. Helena eine warme Fürsprecherin zu werden, der von Bergk und Heinichen herausgegebene „Europäische Aufseher“ im Oktober 1814 einen Artikel, „Die Bonapartianer“, der mit den bemerkenswerten Worten einsetzt: „Die Anzahl der Anhänger Bonapartes scheint jetzt wieder in Teutschland zuzunehmen. Männer, die ihn sonst verwünschten, sein Streben auf den Grund durchschaueten und alle seine Unternehmungen richtig würdigten, sind jetzt seine Freunde worden. Sie sehen ihn als die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des Feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstande gegen mutwilligen Druck und abgenützte Vorurteile an[33]).“

Diese Stelle ist von Wichtigkeit als ein erstes Zeichen der Sinnesänderung der deutsch-liberalen Kreise dem gestürzten Imperator gegenüber. Neben den nationalen waren es ja besonders die liberalen Elemente und Ideen gewesen, die den Selbstherrscher gestürzt hatten und die ihn ein Jahr später in Frankreich noch einmal zu Fall bringen sollten. So kurzsichtig aber war auch in Deutschland gleich unmittelbar nach dem großen Volkskriege die Reaktion aufgetreten, daß sich wenige Monde nach Napoleons erstem Sturze in deutschen Blättern solche Worte hervorwagen konnten!

Das Gesagte bietet zugleich den Schlüssel zu manchen überraschenden Äußerungen des Jahres 1815, die von anderer Seite noch keine Beachtung fanden und in denen doch, wie in obigen Worten, die Vorläufer der späteren Napoleonbegeisterung der liberalen und radikalen Kreise, denen auch Heine angehörte, erkennbar sind. In unsern Schulbüchern und Geschichtskompendien kann man lesen, wie auf die Kunde von der Landung des trotz aller Schmähungen und Verhöhnungen noch immer recht gründlich Gefürchteten die Völker Europas mit neuer Begeisterung zu den Waffen griffen. Die Preußen unleugbar, und der alte Grimm, der sich bei Ligny und Waterloo noch einmal blutig entladen sollte, brach auch im Salongespräch vornehmer Zirkel so heftig hervor, daß feiner Empfindende, wie die inzwischen zur Frau von Varnhagen gewordene Rahel, die bei glühendem Patriotismus das Schimpfen nicht liebte, sich unmutig abwendeten[34]).

Doch haben sich auch Stimmen in wesentlich abweichendem Sinne geäußert. Selbst im mittleren Deutschland.

Schon an einer anderen Stelle habe ich auf eine Bemerkung des jungen Hoffmann von Fallersleben hingewiesen[35], der im Vorjahre seinen frühreifen Witz an dem gefallenen Imperator geübt hatte. Zur Teilnahme am neuen Feldzug aufgefordert, versetzt der junge Mann verächtlich: „Für die schöne Regierung werde ich meine Haut nicht zu Markt tragen.“ Die „schöne Regierung“ aber war eine, die für die Restaurationszeit als typisch gelten kann, nämlich die von Hannover. Eine kurzsichtige Reaktion war hier nach dem Verschwinden des Jérômeschen Regimentes eingerückt: wie in Kurhessen wurden alle, auch die vernünftigsten Neuerungen der westfälischen Zeit schleunigst beseitigt, und die steife Oligarchie der Vorzeit begann von neuem. Der Gedanke an Heine drängt sich hier besonders stark auf. Denkt man an seinen Ärger in Göttingen und Norderney über die hannöverschen Junker mit ihrer Adelsbank im Gerichts- und Kollegiensaale, ihren Prätensionen, Standesvorrechten und -vorurteilen, so dürfte schon hierin ein Stück seiner späteren Napoleonbegeisterung eine Erklärung gefunden haben.

Und wirklich schien Napoleons Regiment während der „hundert Tage“ geeignet, den versinkenden Stern noch einmal mit neuem Glanze zu umgolden, einem ganz eigentümlichen Glanze, der nach seinem meteorgleichen Verschwinden Jahrzehnte lang am Himmel nachstrahlen wird und selbst heute noch bisweilen in den Bankettreden wiederleuchtet, die alljährlich am 15. August, dem Geburtstage des weiland Weltherrschers, von den Anhängern des gestürzten Kaisertums in Frankreich gehalten werden. Was ich hier meine, ist der „Liberalismus“, zu dem der zurückgekehrte Kaiser, wenn auch wohl nur dem Zwange der Umstände gehorchend, sich bekannte, den er mindestens zur Schau trug. Neben dem Erlaß eines acte additionnel, der bekannten Zusatzakte zu den Konstitutionen des Kaisertums, die freilich den französischen Liberalen nicht genügte[36], zeigte das vor allem sein Verhältnis gegenüber der Presse, das in der Geschichte, nicht allein der napoleonischen, beispiellos dasteht[37]. La liberté de la presse dépassait toutes les limites, „die Freiheit der Presse überschritt alle Grenzen,“ sagt Viel-Castel, einer der Geschichtschreiber der Restauration, und Guizot bemerkt in seinen Memoiren, daß diese Freiheit bald eine „in seltsamer Weise (étrangement) allgemeine und kühne“ geworden sei. Sogar Aufforderungen zur Ermordung des Staatschefs, die mit Autornamen der Verfasser und Herausgeber er-

schienen, ließ Napoleon ungestraft hingehen. Das mußte um so mehr auffallen und die Gemüter um so wärmer zu seinen Gunsten stimmen, als er früher jede mißliebige Äußerung in der Presse streng unterdrückt hatte, wenngleich es feststeht, daß der ängstliche Servilismus des Beamtentums seine diesbezüglichen Befehle und Wünsche in der Ausführung bis zur Karikatur übertrieb.

Wer aber an eine innere Wandlung des Mannes, der die Censur beseitigt und die Carnot und Benjamin Constant in den Ministerrat gerufen hatte, nicht glauben kann, wird doch wohl oder übel zugeben müssen, daß Napoleon edel oder klug genug gewesen ist, die Tage seiner letzten Herrschaft durch keinen Akt der Rache zu entweihen. Er hat niemanden wegen früherer Handlungen verfolgt, wiewohl er Grund genug dazu gehabt hätte. Je schneidender der Gegensatz zwischen dieser Versöhnlichkeit des großen Kriegsmannes und der kleinlichen Rachsucht der nach der Schlacht bei Waterloo wieder heimgekehrten Bourbonen war, um so löwenhafter mußte natürlich seine Natur im Vergleich zu jenen erscheinen. Auch die unmittelbare Wirkung ist damals nicht ausgeblieben, und nicht allein französische Schriftsteller haben von der „Milde der hundert Tage" gesprochen. In vorsichtig zweifelndem Tone läßt sich der „Europäische Aufseher" vernehmen: „Es scheint doch, daß man den neuen Bonaparte von dem alten unterscheiden müsse; denn wenn es auch bloß eine andere Marke sein sollte, mit der er auftritt, so erscheint er doch in einer neuen Gestalt" [38]). Und der genannte Kritiker der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" meint, „daß seine persönliche Größe uns jetzt gefährlicher geworden als jemals, da er wenigstens den Anschein haben will, daß er zu seiner Riesenkraft Mäßigung und Reinheit des Willens geselle" [39]).

Viel entschiedener haben sich andere damals zu seinen Gunsten geäußert. Im englischen Parlamente wurde von der liberalen Opposition den Ministern der Vorwurf gemacht, daß sie durch die Unterzeichnung der berüchtigten Wiener Achterklärung vom 13. März zum Morde gegen Napoleon aufgereizt hätten. Lord Byrons Herz ist zu ihm zurückgekehrt. Der Dichter wünscht dem Helden neuen Sieg, und, als diese Hoffnung fehlschlägt, gibt er seiner Trauer in ergreifenden Oden Ausdruck, die er aus dem Französischen übertragen haben wollte [40]). Auch munkelte man, und der Gefangene von St. Helena hat es seinem Las Cases erzählt, daß eine alte Gegnerin, Frau von Staël, ihm nach der Rückkehr von der Insel Elba einen Versöhnungsbrief geschrieben habe. Auch in Heines Schriften ist davon die Rede [41]).

So hatte sich Napoleon einen sympathischen Abgang gesichert, er hatte, was für unsere Betrachtung von besonderer Wichtigkeit ist, noch am Vorabend von Ligny und Waterloo ein Terrain in Kreisen erobert, die ihm bisher in bitterem Hasse gegenüber gestanden hatten. Daß die Liberalen in den französischen Kammern dem zu Tode verwundeten Löwen den letzten Eselstritt versetzten, tut dem keinen Abbruch. Auch ist ihnen dieses Verhalten von eigenen Gesinnungsgenossen schwer genug verdacht worden. Man braucht nur an das zu erinnern, was Heine noch in der „Lutetia" darüber gesagt hat. Und noch einmal spielte der Geschlagene einen Trumpf aus, als er beim Verlassen der Weltbühne seine letzte Karte auf den Tisch warf und vom äußersten Zipfel französischen Landes, von der Insel Aix aus, vor dem Besteigen des Bellerophon den berühmten Brief an den Prinzregenten von England richtete[42]).

Es war ein wohlüberlegter Schachzug, daß sich Napoleon in diesem Augenblicke mit Themistokles verglich. Einerseits mußte es dem, wenn auch etwas weniger als zur Revolutionszeit, altertumsfreundlichen Geschlechte sympathisch klingen, wenn er, den man früher so gern mit Brutus und Scipio verglichen und in dem enragierte Republikaner einen verunglückten Washington betrauerten, sich dem großen Freiheitshelden Griechenlands an die Seite stellte, dann aber nahm er durch diesen geschickten Zug Englands Gastfreundschaft für sich in Anspruch und konnte bei dem tatsächlich nicht einwandfreien Benehmen seiner Gegner später sagen, daß ein edles Vertrauen in wenig ritterlicher Weise getäuscht worden sei. Das letztere geschah in dem Protest vom 4. August gegen seine Abführung nach St. Helena. Beide Scenen fanden einen weiten Widerhall in der Literatur. Die Mär von der verletzten Gastfreundschaft wird ein stehendes Argument in allen Anklageschriften gegen England — auch bei Heine wird es uns begegnen — und das Bild von dem verwundeten Kaiseradler, den der englische Leopard feig und hinterlistig umbringt, eine typische Metapher für die Dichter.

Treitschke, und alle, die mit ihm auf dem Boden der landläufigen Napoleonauffassung stehen, pflegten sich seither über den „Wechselbalg" des liberalen oder demokratischen Bonapartismus zu entsetzen, der in den folgenden Jahrzehnten in der publizistischen und schönwissenschaftlichen Literatur das Haupt erhebt und seine glänzendsten Schlagworte und seine witzigsten Sarkasmen aus der Feder Heines in die Welt spritzen wird. Zunächst könnte man diesen Herren entgegnen, daß es eigentlich gar keine „Wechselbälge" in der Geschichte

gibt und daß für den, der ohne die Voreingenommenheit eines Parteistandpunktes die Physiologie einer Zeitepoche studiert, alles innerhalb derselben Gewachsene und Gewordene eine natürliche Erklärung findet. — Eine solche Erklärung glaube ich durch das über die Wandlungen der Jahre 1814 und 15 Gesagte schon angebahnt zu haben, doch wird der weitere Verfolg der Ereignisse, wie ich hoffe, noch größere Klarheit hierüber bringen, und anscheinend widerspruchsvolle Erscheinungen werden sich zu einem, wenn auch nicht immer harmonischen Gesamtbilde vereinen lassen.

Obwohl nun der Napoleonkultus der kommenden Jahre, wie das schon bei dem der früheren zu beobachten war, der Natur und politischen Rolle seines Helden entsprechend, einen internationalen Charakter trägt, so wird es doch aus mehr als einem Grunde gut sein, bei seiner Betrachtung von Frankreich auszugehen, als dem Lande, in dem sich auch die mit ihm in organischem Zusammenhang stehende Anschauungsweise des liberalen und demokratischen Bonapartismus am typischsten entwickelt hat, wobei freilich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß auch in anderen Ländern, vor allem in Deutschland, neben dem französischen Einfluß so etwas wie eine generatio spontanea stattfand.

Zunächst war es eine rein nationale Empfindung, die dem französischen Patrioten, falls er nicht etwa dem Lager der extremen Ultras und Emigranten angehörte, den Tag von Waterloo zu einem Trauertag machte. Nur mit tiefem Schmerze, der sich in den formvollendeten „Messenierinnen" des Delavigne spiegelt und in Raffets Federzeichnung markerschütternd zum Himmel schreit[48]), konnte der Vaterlandsfreund an diesen Tag denken, der Frankreich nach beispiellosen Triumphen so tief gedemütigt hatte und das bis dahin erste Land der Welt auf längere Zeit von der Liste der europäischen Großstaaten gestrichen zu haben schien. Daher die zahlreichen Trauerlieder auf Waterloo, von Debraux, von Delavigne, von Barthélemy, Nerval u. a., während Béranger, aufgefordert, den Tag des Unglücks zu besingen, ablehnte, — weil der Gram zu tief saß:

Verdüstern soll sein Name nie mein Lied . . . . .

Daher auch der heiße Haß gegen die heilige Allianz, die sich in den Jahren nach den Kriegen herausnahm, Frankreich, das „Land des Ruhmes", wie ein unartiges Kind, das Schläge bekommen hat, einzusperren und zu überwachen. So werden die Rufe „Rache für Waterloo!" und „Nieder mit den Verträgen von 1815!" nationale Devisen, die

noch nach der Julirevolution und wiederum 1840 laut erschallten, um beide Male den europäischen Frieden ernstlich zu gefährden und noch dem dritten Nachfolger Napoleons, dem friedfertigen Bürgerkönige Ludwig Philipp, in dessen Kopfe keine Schlachtenpläne reiften, eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken zu jagen.

Mußten schon diese Stimmungen dem Manne zu gute kommen, der, wie man ihm auch sonst gegenüberstand, immerhin die nationale Standarte auf den Höhen von Mont-Saint-Jean verteidigt hatte, so führte eine weitere Folge jener Schlacht, die schmähliche Mißhandlung des alten Heldenheeres, das 1815 unter seinen Fahnen, diesmal zweifellos nicht als Angreifer, sondern zum Schutze der heimischen Grenzen gekämpft, mittels der tragischen Affekte von Furcht und Mitleid ihm und seinen Anhängern von neuem die Herzen zu.

Der beste Kitt für eine Sache ist das Blut der Märtyrer. Der alte Gemeinplatz hat sich auch in unserem Falle bewährt. H. von Treitschke spricht einmal von dem „milden System" der letzten Bourbonen. Die ruhmbedeckten Krieger der großen Armee haben davon wenig verspürt. Wohl niemals ist ein tapferes Heer von der Regierung des eigenen Landes schändlicher malträtiert worden, als Napoleons alte Soldaten durch die von den Bajonetten der Feinde in ihr Land zurückgeführten Könige. Wird man auch die Greueltaten des „weißen Schreckens", die ein von politischem und religiösem Fanatismus wild erregter Pöbel des heißblütigen Südens in Marseille, Nîmes, Uzès und Toulouse beging und bei denen in der Päpstestadt Avignon der Marschall Brune schmählich hingemordet wurde, nicht eigentlich auf Rechnung der Regierung setzen, die immerhin diese Dinge geschehen ließ, so bleibt noch der unter schwerem Rechtsbruch geführte Prozeß gegen den Helden von der Beresina, Marschall Ney, übrig, bleibt vor allem das fluchwürdige Verfahren, mit dem eine lange Reihe anderer mehr untergeordneter militärischer Würdenträger verfolgt wurden, die in den „hundert Tagen" von Napoleon empfangene Befehle einfach ausgeführt oder doch bei ihrem Abfall zu dem Manne von Elba vom Sturm der allgemeinen Begeisterung mit fortgerissen waren. Einer von vielen, aber ein Fall, der einen langen Nachhall in der Literatur gehabt hat, war die Verurteilung des greisen Generals Bonnaire, der auf eine erwiesenermaßen falsche Anklage hin auf dem Vendômeplatze zu Paris öffentlich degradiert wurde und bald darauf vor Gram und Scham im Militärgefängnisse starb [44]). Der empörende Vorgang wurde viele Jahre nachher von Scribe im „Damenkrieg", einem der ansprechendsten Stücke des fruchtbaren Bühnenschriftstellers, dichterisch verwertet.

Wenn in der Weise die hoch hinaus ragenden Spitzen eines ruhmgekrönten Heeres gebrochen wurden, so ist leicht zu ermessen, welche Behandlung dem kleinen Manne zu teil wurde. Alle paar Wochen wußten die französischen und, was für unsere Zwecke besonders wichtig ist, auch die deutschen Zeitungen, namentlich die von Paris aus gut unterrichtete Augsburger „Allgemeine", von Hinrichtungen zu melden, von Degradationen — oft in der schmählichsten Form — von Verfolgungen und Schikanen aller Art, denen kaiserliche Offiziere und Soldaten zum Opfer gefallen waren. Heute stand in Cottas Weltblatt zu lesen, daß ein alter Soldat, dem auf kriegsgerichtlichen Spruch das vom Kaiser verliehene Ehrenkreuz vor der Hinrichtung von der Brust gerissen werden sollte, das Kleinod auf dem Gange zum Richtplatz verschluckt habe:

Mein Kreuz, es hat an seiner Brust gehangen, —
Seht Ihr die Narbe da? Der Tag war heiß.
Ich hab' aus seiner Hand sein Kreuz empfangen:
Für euch kein solcher Tag, kein solcher Preis!

Morgen war zu lesen, daß ein armer Teufel für ein im Trunke ausgestoßenes Vive l'Empereur! zu langwieriger Gefängnisstrafe verurteilt, an einem dritten Tage, daß einem im spanischen Feldzug erblindeten Krieger die Aufnahme ins Invalidenhaus verweigert worden war! So konnte wenige Jahre später der französische General Pelet in seinen viel beachteten Memoiren von den „Belisaren" reden, welche die „Dörfer und Flecken Frankreichs bevölkern" und „die stolzer in ihrem Elend sind als diejenigen, die sie mit Gunst bedeckt und mit Ordensbändern der Fremden verbrämt sehen."

Diese Verhältnisse haben nicht allein für das Verständnis in Frankreich herrschender Stimmungen einen Wert; sie erklären auch Vorgänge in den Nachbarländern, besonders wieder in Deutschland. Denn es wird nun begreiflich, weshalb so viele Offiziere der alten Armee, die den unerträglichen Plackereien einer beständigen Polizeiaufsicht, oft auch direkter Lebensgefahr zu entgehen suchten, damals eine Art zweiter Emigration unternahmen. Wie die einst von dem „großen" Ludwig, dem Ältervater des bourbonischen Hauses, verfolgten Hugenotten wandern sie über die Grenzen der ungastlichen Heimat; wie jene haben sie für ihren Glauben, den Ruhm ihres Kaisers, geworben. Varnhagen von Ense weiß im neunten Bande seiner „Denkwürdigkeiten" allerlei davon zu erzählen.

Einen besonderen Grund zur Verfolgung boten in den ersten Jahren der Restauration die zahlreichen Verschwörungen, die gegen

die verhaßte Regierung von Liberalen und Bonapartisten gemeinsam ins Werk gesetzt wurden. Bei den Aufständen und Komplotten von Lyon, Grenoble, Saumur und Belfort wurde die Waffenbrüderschaft zwischen beiden Parteien mit gemeinsamem Blute besiegelt, wie auch die Rufe Vive l'Empereur! und Vive Napoléon II! mit den Hochrufen auf die Freiheit und den liberalen Herzog von Orleans im Munde Sterbender einträchtig miteinander verklangen. Eine literarische Bedeutung gewann unter diesen Opfern eine kleine Schar blühender Jünglinge, die vier Sergeanten von La Rochelle, die, zum Teil noch Kämpfer von Waterloo, unter dem bourbonischen Henkerbeil verbluteten, um später als Freiheitshelden wie Harmodius und Aristogiton im Roman und Liederspiel fortzuleben. Auch der damals mit Heine noch befreundete Börne hat den tapfern Sergeanten einige Seiten seiner körnigen Prosa geweiht[45]).

Man hat es bei dieser Verbindung des Liberalismus mit den Anhängern des gestürzten Kaisertums keineswegs allein mit einer bloßen Waffenbrüderschaft gegen einen gemeinsamen Feind zu tun. Stattliche geistige Besitztümer waren Gemeingut beider Parteien. Schon dem Ursprunge nach waren sie verwandt. Denn beide repräsentierten die breiteren Schichten des Volkes, den tiers état, und ihr Kampf gegen den Feudalismus ist nur eine Phase in dem Kampf des Bürgertums und der durch die Revolution wachgewordenen Gedanken gegen die bevorrechteten Stände; es ist jener Kampf, den auf wirtschaftlichem Gebiete in Deutschland Immermann in den „Epigonen" dargestellt hat. Die Idee der „Gleichheit", die auch Napoleon in sein Programm übernommen und an welcher der Liberalismus der Reaktionszeit in Frankreich und überall, wo er nach französischem Muster zugeschnitten auftrat, weit mehr hing als an der politischen Freiheit, diese war das den beiden Parteien gemeinsame Stichwort. „Die Gleichheit, die Napoleon durchführte", eifert Treitschke, „war die Gleichheit der Chinesen vor dem Sohne des Himmels"[46]). Zugegeben trotz der Übertreibung im Ausdruck. Aber man könnte, wenn sonst nichts fehlte, dabei in China sehr glücklich leben. Der „Zar ist weit", sagt ein russisches Sprichwort, und das Kaiserreich, das schon allein durch das Prinzip der Rechtsgleichheit dem ancien régime und allen Staatswesen, die noch auf dessen Basis standen, in fortschrittlichem Sinne um eine gute Pferdelänge voraus war, hatte auch die für das Bürgertum und die gerade damals einsetzende Entwickelung der Industrie unentbehrliche Gewerbefreiheit beibehalten. Dazu kam die gleiche Zugänglichkeit der Ämter für jedes Talent, dem nach

des Konsuls schönem Worte von seiner Regierung an die Bahn offen war, während in den Staaten alter Observanz Geburtsprivilegien und Kastenvorrechte weiter bestanden und nach 1815 auch in Frankreich der oktroyierten Charte zum Trotz die Wiederherstellung der alten ständischen Privilegien von den Ultras mit Ungestüm gefordert wurde. Gelangte auch diese Partei nicht an das letzte Ziel ihrer Wünsche, so war die Zugänglichkeit der Staatsämter für jedermann doch im Grunde eine Illusion geworden, und in Wirklichkeit bestand das Vorrecht, mindestens als Bevorzugung, nach wie vor weiter.

Wird es da nun nicht begreiflich, daß sich Imperialisten und Liberale zusammenfinden und die Schwärmerei jener für die Person des ehemaligen Kaisers sich auch auf diese zum guten Teil mitüberträgt? Namentlich in der breiteren Masse des Volkes, die es ohnehin mit feineren Unterschieden nicht so genau nimmt, konnte es dann leicht geschehen, daß man die bürgerliche Gleichheit geradezu mit der politischen Freiheit verwechselte, diese für jene substituierte und so allmählich in Napoleon, dem großen Retter der sozialen Errungenschaften von 1789, auch einen Vorkämpfer der Freiheit erblickte, eine Anschauung, der sein Auftreten im Jahre 1815, auch manche seiner Äußerungen auf St. Helena mindestens den Schein einer Berechtigung gaben.

Wer trotzdem reinliche Scheidungen verlangt, dem will ich gern einräumen, daß von den über diese Verhältnisse in Kurs befindlichen Ausdrücken der „demokratische“ gegenüber dem „liberalen“ Bonapartismus entschieden die echtere Münze repräsentiert. Denn demokratisch, das war der Bonapartismus. Schon seine Berufung auf eine — wenn auch noch so sehr abhängige — Volkswahl gab ihm für die Menge ein für allemal diesen Anstrich. Neben dem plebiscitären Charakter, dessen Echtheit man im Ernst gleich Null setzen mag, und neben dem erwähnten Festhalten am Gleichheitsgedanken war auch das Interesse der Bonaparte für das Wohl der unteren Klassen, wie es namentlich Napoleon III. bewies, ein echt demokratischer Gedanke. So kann man den Bonapartismus als eine Erscheinungsform der Demokratie mit cäsaristischer Spitze auffassen; aber von dem Liberalismus unterschied ihn wesentlich die Unterdrückung der parlamentarischen Freiheit, die er zur Zeit seiner Machtfülle höchstens dem Namen nach und als dürres Gespenst hat bestehen lassen. Denn was auch der Gefangene von St. Helena darüber gesagt und was ihm auch als endliches Ziel seiner Staatskunst vorgeschwebt haben mag, in der wirklichen Weltgeschichte hat der Bonapartismus

jedesmal erst zur Zeit seines Niederganges auf das parlamentarische System zurückgegriffen, das er bald nach seiner Ankunft auf dem Machtgipfel so gut wie beseitigt hatte. Konsequente liberale Denker, namentlich solche, die eine Anlehnung an englische Verfassungsverhältnisse für erstrebenswert hielten, wie Benjamin Constant oder Frau von Staël, haben sich daher mit Napoleon höchstens vorübergehend abfinden können; sie mußten ihm und seinem System ablehnend gegenüberstehen, eine Ablehnung, die sich, wovon noch zu sprechen sein wird, bei der geistreichen Genferin aus persönlichen Gründen zu jener giftigen Feindschaft zuspitzte, deren vorwiegend Weiber und weibische Naturen fähig sind.

So scharfen Unterscheidungen sind Volk und Jugend weniger gewachsen. Hier liefen Verwechselungen und unwillkürliche Zusammenstellungen eigentlich disparater Dinge mit unter. Aber wo wäre das nicht bei Volksstimmungen der Fall gewesen? Gerade der populärste Sänger des Bonapartismus in Frankreich, Béranger, war von dieser politischen Unklarheit nicht frei; hat ihm doch Treitschke einmal — und nicht so ganz mit Unrecht — seine „Durchschnittsbildung" vorgeworfen. „Er war inkonsequent und aufrichtig", sagt Ernest Legouvé [47]), „wie wir jungen Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, die wir zugleich enragierte Bonapartisten und begeisterte Liberale waren". Bei der Jugend kam noch besonders der Widerwille gegen die klerikale Reaktion der Bourbonen hinzu. Alfred de Musset hat sich in der Confession d'un enfant du siècle deutlich genug darüber ausgesprochen [48]).

So kann denn allmählich und zwar in gar nicht langer Zeit die Ansicht Verbreitung gewinnen, daß der Tag von Waterloo nicht, wie die Patrioten in den gegen Frankreich verbündeten Ländern gehofft hatten, ein Marathon, ein Salamis, sondern daß er das Cannä der Freiheit wäre, eine Ansicht, die, wie schon bemerkt, keineswegs auf Frankreich beschränkt blieb. Schärfer Blickende mochten mit Lord Byron immerhin einsehen, daß auf dem belgischen Schlachtfelde das, was man eigentlich „Freiheit" nennt, so recht in keinem der beiden Feldlager gewohnt hatte, doch hat auch der große englische Dichter in der angeblich aus dem Französischen übersetzten Ode „An den Stern der Ehrenlegion" [49]) den von dem Konsul gestifteten Orden als ein Symbol der Freiheit gefaßt. Wer weniger genau zusah, — und das konnte neben der kurzsichtigen Masse gerade der impulsiven Natur und dem schwärmenden Auge des Dichters und Künstlers leicht

passieren — dem ward die These von der freiheitmordenden Schlacht bei Waterloo zum Axiom.

Diese Anschauung fand auch in Deutschland bereitwillige Anhänger und Verfechter. Auch hier entwickelten sich recht bald Gedankenreihen, Sympathieen und Stimmungen, die denen des liberalen und demokratischen Bonapartismus in Frankreich nahestehen.

Auch in landläufigen Geschichtsdarstellungen dieser traurigen Epoche wird zugegeben, daß der Franzosenhaß, in dem das Geschlecht von 1813 förmlich geschwelgt und den es gegen die Angriffe kühler, vielleicht humaner Empfindender mit dem Hinweis auf die schlechteren Seiten des französischen Charakters verteidigt hatte, rasch verlöschte. „Zwei, dreimal noch", sagt H. von Treitschke [50]), „flammten am Abend des achtzehnten Oktobers die Freudenfeuer auf den Bergen; dann verstummte die Feier, hier vor den Verboten der Polizei, dort vor der Gleichgültigkeit der Menge". Das ist im ganzen richtig, wiewohl der aufmerksamere Horcher noch bis in die zwanziger Jahre hinein eine Reihe immer schwächer werdender Akkorde vernimmt, in denen die Freude an den großen Siegen in Vers und Prosa allmählich ausklingt [51]). „Dann verstummte die Feier, hier vor den Verboten der Polzei, dort vor der Gleichgültigkeit der Menge". Vielleicht ist beides nicht so ganz voneinander zu trennen. Schon im Jahre 1815 hatte es der Berliner Staatsrechtslehrer Schmalz gewagt, die Wunder der großen Kriege als ein Produkt des preußischen Bürgergehorsams hinzustellen. Es geschah das in jener berüchtigten Schrift über den Tugendbund [52]), die ihn mit Krug, Koppe und Niebuhr in einen Federkrieg verwickelte. Die Reaktionsregierungen suchten, soweit es ging, den Anteil des Volkes an den unerwarteten Erfolgen, nachdem diese einmal errungen waren, abzuschütteln. Jetzt, wo sie nicht mehr nötig war, wurde die allzu glühende Vaterlandsliebe verboten, und wieder ward, wie zur Mainzer Klubistenzeit der Name „Patrioten", dessen großdeutsch-demokratischer Geruch für Metternichs empfindliche Nase nicht paßte, höchst verdächtig. Kein Wunder, wenn das Wort vom „befohlenen" Patriotismus des Jahres 1813, dessen sich die Liberalen zuerst spottweise bedienten, mit der Zeit ernstlichen und allgemeineren Glauben fand.

Dieser Glaube, den auch Heine teilte, erwuchs aus der bitteren Erkenntnis, daß die Befreiungskriege nicht Kriege der Befreiung der durch die Reaktion ärger als je zuvor bedrückten Völker gewesen waren. Das Beispiel Spaniens und Italiens, wo die bourbonische Folter und der österreichische Korporalstock den Leuten handgreiflich

bewiesen, um wieviel menschlicher die Herrschaft des „Korsen“ gewesen, zeigte, wie die Machthaber mit der Freiheit umsprangen, da, wo sie nicht wie in Frankreich durch eine unaustilgbare Charte in Schranken gehalten waren. Auch in Deutschland wurden die in der Not der Kriegsjahre von den Fürsten gemachten Verfassungsversprechungen, wenigstens in dem Sinne wie sie gegeben waren, nicht gehalten.

In manchen deutschen Staaten war sogar ein direkter Rückschritt auch in der politischen Freiheit gegen die Zeiten unverkennbar, in denen die napoleonischen Dependancen wenigstens — nach dem Muster des Empire zugeschnittene — Scheinkonstitutionen besessen hatten. Waren sie auch nichts anderes gewesen, diese sogenannten „Verfassungen“, so hatte es dem Bürger doch gefallen, daß am Hofe des Königs Jérôme zu Kassel die Flügeltüren aufgerissen wurden, sobald der Präsident der Stände erschien, daß die Schildwachen präsentierten und die Lakaien ehrerbietig zur Seite traten, wenn ein ländlicher Deputierter von der Diemel oder von der Werra die Schloßtreppe hinaufstieg [53]).

Das war nun vorüber, und Zopf und Perrücke hatten in den Duodezstaaten die Krone wieder aufgesetzt, umgeben von den Prätensionen des heimgekehrten Adels, der in die großen und kleinen Residenzen mit den Fürsten seinen Einzug gehalten und sich auch in Preußen von einem Herrn von Diericke einen Ehrenbrief darüber ausstellen ließ, daß nicht die Opferwilligkeit des Volkes, sondern sein ritterbürtiger Heldenmut es gewesen, was den Staat Friedrichs des Großen nach dem Cannä von Jena gerettet habe [54]), eine Ansicht, die der brandenburgische Junker von der Marwitz mit dem ihm angeborenen Starrsinn sein Leben lang vertreten hat [55]).

Der Unmut über diese Dinge kam ganz ähnlich wie in Frankreich dem Andenken des gestürzten Imperators zu gute. Natürlich in verschiedenen Abstufungen, je nach der Zeit und dem Charakter des Verfassers der Berichte, die von solchen Stimmungen Zeugnis ablegen.

Konnte selbst Goethe im Ärger die Verse hinschreiben:

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen ....

so begreift sich, daß ein Börne, der wie alle Erzradikalen von Napoleon ebenso wenig wissen wollte wie von den Fürsten, mindestens hat sagen können: „Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze

vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen eingewechselt“ [56]). Das war eine Art, die Dinge zu betrachten, in welcher der Frankfurter Bürgersohn, der einmal bedauerte, nicht als ein Lord Byron auf die Welt gekommen zu sein, dem großen Freiheitsdichter Englands sehr nahe kam, namentlich dessen berühmten Strophen auf die Schlacht bei Waterloo im dritten Gesange des „Childe Harold“:

Wir, die den Löwen schlugen, sollen wir
Dem Wolfe frohnden? sollen Knie und Geist
Vor Thronen beugen? – Nein, erst prüfet, eh' ihr preist!

*

Wo nicht, so feiert nicht des Einen Fall!
Vergebens wurden Wangen jung und zart
Versengt von Thränen um die Blumen all,
Die ausgerissen wurden und verscharrt . . . . . [57])

„O blut'ges, höchst nutzloses Waterloo!“ hat derselbe Dichter später die Schlacht auf dem flandrischen Felde genannt. Aber andere gingen noch weiter. In den Jahrgängen von 1815—1820 des „Europäischen Aufsehers“ liest man eine lange Serie von Artikeln, deren beständig wiederkehrendes Leitmotiv ist, daß die Reaktion durch ihr Verhalten nach dem endgültigen Fall des Imperators einen starken Umschlag der Volksstimmung zu Gunsten des Gestürzten bewirkt habe:

„Das fünfzehnte Jahrhundert will man mit Gewalt wieder in das neunzehnte zurückbringen“, heißt es in einem dieser Aufsätze [58]), „und es soll nur Herren und Knechte, ohnmächtige Fürsten und Sklavenvölker geben . . . Zu weit ging Napoleon, und zu viel tat man nach seinem Sturze. Man beleidigte den Zeitgeist und erregte ein Mißtrauen und eine Unzufriedenheit, welche in der Tat noch mit manchen bedenklichen Folgen drohen . . . Daher wünschen einzelne Menschen und ganze Völker zurück, was sie noch vor wenigen Jahren verabscheuten.“ Und in einem andern Artikel [59]) steht gar die merkwürdige Stelle: „Wäre ein Europäer seit dem Jahre 1813 ganz von aller Verbindung mit diesem Erdteile abgeschnitten gewesen und käme jetzt dahin zurück, so würde er über die Veränderung der öffentlichen Meinung erstaunen, welche seither erfolgt ist“. Dann heißt es, wieder ein Jahr später [60]): „Daß fast alle Nationen Europens von dem ehemaligen Kaiser Napoleon jetzt sehr glimpflich urteilen . . . . . wer wollte, wer könnte dies leugnen? . . . . Große Fehler müssen begangen, schreiende Ungerechtigkeiten

verübt und glänzende Hoffnungen getäuscht worden sein, daß sich die öffentliche Meinung über den Kaiser Napoleon so sehr geändert hat".

Ja, es wird sogar — schon 1817 — behauptet, was garnicht so falsch ist, aber doch zwei Jahre nach den lauten Flüchen und Verwünschungen der Befreiungskriegszeit recht befremdend klingen muß, daß unter dem Kaiserreich die Völker deutscher Zunge angefangen hätten, „sich an die ausländische Herrschaft zu gewöhnen, die ihrer Tätigkeit einen großen Spielraum eröffnete und ihnen doch immer den Schein von Freiheit ließ" [61]).

Den Schein von Freiheit! Schon die Betrachtung der französischen Verhältnisse hat gelehrt, daß von ihm bis zur Freiheit selber für die in diesem Strome Fahrenden nur noch ein kurzer Ruderstoß war. In einem, wie auch die zeitgenössische Kritik hervorhob, gut geschriebenen Buche, das allerdings erst nach dem Morgenrot der Julitage das Licht der Welt erblickte, dessen (unbekannt gebliebener) Verfasser aber von der Zwischenzeit aus eigener Anschauung redet, steht wörtlich zu lesen: „Die liberalen Institutionen neuerer Zeit sollten untergehen kraft der Allianz im Jahre 1813 und die Institutionen des Mittelalters wieder hervorgerufen werden. So entbrannte der heilige Krieg oder der Privilegierten wider die Nichtprivilegierten. Die Schlacht bei Waterloo war das letzte Auflodern der sterbenden Flamme der Freiheit der Völker, wenn man den Terrorismus der Ultras, der bald darauf Frankreich mit Blut und Tränen bedeckte, die Verfolgung aller Freigesinnten in allen Ländern Europas, die Herstellung der Inquisition, der Tortur und der Feudallasten als unmittelbare Folgen jener Schlacht sich denkt" [62]).

Die Worte hätte Heinrich Heine schreiben können, der wahrscheinlich nur noch eine witzige Pointe beigegeben hätte. So sehr decken sie sich mit wiederholt und an wichtigen Stellen seiner Werke von ihm kundgegebenen Auffassungen.

Zum Schlusse dieser politischen Betrachtung mag noch einmal ein Wort der Einschränkung am Platze sein. Daß Napoleon und warum er auch in Deutschland in den Kreisen früherer Gegner, der Liberalen und Demokraten, sich von neuem großer Sympathieen erfreute, glaube ich gezeigt zu haben. Trotzdem wäre es eine arge Übertreibung, deren ich mich nicht schuldig machen möchte, wollte man behaupten, der gesamte deutsche Liberalismus habe zur Reaktionszeit auf den Namen des entthronten Kaisers geschworen. Das war natürlich noch weniger als in Frankreich der Fall. Denn bei uns trat zu den Gegen-

gründen noch ein neuer. Hatte schon dort die eigentümliche Doppelstellung Napoleons, in dem man einen Bändiger oder Exekutor der Revolution sehen und, je nachdem, lieben oder verabscheuen konnte, eine Spaltung der Ansichten zur Folge, so wurde das ohnehin bunte Bild in Deutschland noch krauser. Denn mit der politischen Sympathie oder Antipathie kreuzte sich hier die nationale. Ein guter Teil der Liberalen und Demokraten war streng national und gehörte zu den nach den Befreiungskriegen so breitspurig auftretenden Altdeutschen. Ein Wortführer dieser Gruppe wurde Wolfgang Menzel, der sich bald durch sein Auftreten gegen Heine und das „Junge Deutschland" eine zweifelhafte Berühmtheit erwerben sollte. Nun lassen sich zwar selbst bei diesen recht urteutonisch sich geberdenden Leuten Spuren einer Umkehr zur Anerkennung von Napoleons Wirken nicht wegleugnen, und auch hierin trug die Reaktion das Ihrige zu dem Stimmungswechsel bei: „Die Reaktion .... welche den Freiheitskriegen so rasch folgte, ist den Maßstäben für Napoleons Größe gar sehr förderlich geworden", sagt Laube[68]). Aber ich bin doch weit entfernt zu behaupten, daß die Richtung als solche je dahin gelangt sei, dem Andenken des früher so grimmig gehaßten Gegners Bewunderung, wenigstens Sympathie entgegenzubringen. Auf dem Boden der soeben erwähnten Anschauungen stand im wesentlichen alles, was aus der christlich germanischen Burschenschaft hervorgegangen war, wenngleich auch hier der Unterschied der Individualitäten so groß war, daß beispielsweise Arnold Ruge noch nach vielen Jahren in dem früheren Weltherrscher einen bloßen Charlatan sah, während der leichter bewegliche Heinrich Laube, trotzdem er über Heines Napoleonkultus gelegentlich seine Verwunderung ausspricht, diesem Kultus selber nicht fernstand.

Aber auch von dem mehr kosmopolitisch empfindenden, für französische Verhältnisse begeisterten Flügel der Liberalen, namentlich West- und Süddeutschlands, kann nicht behauptet werden, daß sie ausnahmslos eine Neigung verspürt hätten, Napoleon zu erheben oder zu preisen. Venedey würde sich im Grabe umdrehen, falls er eine solche Anschuldigung vernehmen müßte. Nicht einmal Heine war, wie wir sehen werden, ein unbedingter Lobredner des Korsen, und bei Doktrinären wie Börne, die mit allzeit eingelegter Lanze gegen jede Windmühle anstürmten, die von weitem der Gestalt eines „Tyrannen" glich, war das ganz ausgeschlossen. In dieser Hinsicht ist ein Umstand besonders charakteristisch. Aus der poetischen Rüstkammer wird der abgebrauchte Vergleich Bonapartes mit dem berühmten General des

amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wieder hervorgeholt, und das Bedauern darüber, daß Napoleon „nur“ ein Napoleon und kein Washington geworden sei, wird auch bei Schriftstellern laut, die dem Gestürzten wesentlich freundlicher gegenüberstehen als der steifnackige Börne. Selbst aus Heines geistreichem Munde werden wir den alten Gemeinplatz einmal hören.

An dem Grundton des Bildes können diese dunkleren oder helleren Schattierungen und selbst Flecken natürlich nichts Wesentliches ändern, und das um so weniger, als zu den politischen Faktoren, die den sogenannten liberalen oder demokratischen Bonapartismus begründeten, auch eine Herzensangelegenheit kam, welche die Menschen der Restaurationszeit zu Gunsten des Entthronten wieder umstimmte und dem Napoleonkultus der folgenden Jahre einen — man möchte sagen — so persönlichen Charakter verlieh.

„Napoleon stürzt“, sagt Gutzkow, „der Bellerophon trägt ihn über die schwankende See, ein weit entlegenes Eiland trennt ihn auf ewig vom Schauplatze seines Ruhmes; Napoleon auf St. Helena wird eine Ursache der allgemeinen Verwünschung Englands, ja, England selbst stimmt in den Ausbruch einer Teilnahme ein, die mit dem früheren Haß seltsam kontrastierte“ [64]). Gutzkow hat recht. Schon 1816 hatte Lord Byron geschrieben:

Erobrer und Gefangener der Welt!
Noch zittert sie vor deines Namens Schall,
Und mehr denn je bist du der Menschen Held [65]),

und viele Jahre später dichtete ein deutscher Poet, Karl Georg Neumann:

Sein Irrtum aber, seine Fehler traten
In Hintergrund, seit er auf Helena
Verbannt war. Nur die Größe seiner Taten,
Sein Heldenruhm, blieb allen Völkern nah.
Hätt' er als Sieger auf dem Thron geendet,
Man hätt' ihm nicht so viel Bewunderung gespendet [66]).

Was dieser preußische Patriot, der auch seinen König Friedrich Wilhelm III. im Liede feierte, aussprach, war eine allgemeine Empfindung. Die nur mit der Größe des Mannes vergleichbare Tragik seines Sturzes würde auf jeden Fall die Menschheit erschüttert und nach der Beschwichtigung der politischen Leidenschaften eine mindestens ästhetisch höchst interessante Figur aus ihm gemacht haben. Hier kam hinzu, was auf das Gefühl noch tiefer wirken mochte: ein Heldenbild wurde nicht wie das Cäsars oder Wallensteins durch die Katastrophe

eines zerschmetternden Einsturzes in Stücke geschlagen; nein, es wurde vor der Zerstörung auf alle Weise beschimpft, besudelt und entehrt. Mit andern Worten: die rechtswidrige und vor allem höchst unwürdige Behandlung, die, um mit Heine zu reden, die Liliputaner der heiligen Allianz dem gefangenen Gulliver zuteil werden ließen, führte durch das Medium eines rein humanen Mitleids die Gemüter der Zeitgenossen zu dem Helden zurück, dessen Hekatomben sie vergaßen, als sie ihn auf dem Golgatha von St. Helena leiden sahen, was nie ein Mensch von solcher Größe vor oder nach ihm gelitten hat.

Als der Riese gefallen war, als die Diplomaten des heiligen Bundes ihn für immer abgetan halten durften, da glaubte man sich auch jeder Rücksicht des Anstandsgefühls gegen den Mann überhoben, vor dem in seinen guten Tagen Fürsten und Fürstendiener gekrochen waren. Stimmt man seinen Gegnern auch insoweit bei, um zuzugeben, daß die Gemeingefährlichkeit dieses übermenschlichen Beherrschers der Schlachtfelder es den „Herdenmenschen" von ihrem Standpunkt aus zur Pflicht machte, den einmal gepackten Riesen nicht wieder loszulassen, so mußte es doch und muß es noch heute empören, daß man den unter dem glühenden Himmel Südafrikas an den Felsen geschmiedeten Prometheus durch die Nadelstiche des elenden Hudson Lowe, wenn auch vielleicht nicht im buchstäblichen Sinne töten — denn er wäre wohl ohnehin seinen körperlichen und seelischen Leiden erlegen — aber doch fünf Jahre lang in unerhörter Weise quälen und martern ließ.

Ursprünglich hatten die Herren Diplomaten, die Liverpool und Castlereagh und wie sie heißen, etwas anderes im Sinne gehabt. Sie hätten den Gefangenen am liebsten an den allerchristlichsten König von Frankreich ausgeliefert, der ihn dann wie den Marschall Ney würde haben erschießen lassen können. Auch Blücher äußerte sich in gleichem Sinne, und Napoleon selbst hat einmal gesagt, daß er das für menschlicher gehalten haben würde als die furchtbare Gefangenschaft. Dann aber war man, wie bekannt, auf den schon auf dem Wiener Kongreß und vor dem Aufbruch von Elba ausgeheckten Plan mit St. Helena zurückgekommen.

Wie er zur Ausführung kam, werden wir, den Zwecken dieser Studie entsprechend, nur in dem Spiegelbilde lesen, das die aus diesem Elend hervorgewachsene Literatur in den Herzen unserer Großväter zurückließ. Um die unmittelbare Wirkung möglichst genau festzustellen, habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, über den Aufenthalt Napoleons auf St. Helena die gesamte Zeitungsliteratur, soweit sie erreichbar war, durchzuarbeiten. An der Hand dieser trotz

der Gedankenschnürbrust der Censur immerhin wertvollen Zeugnisse haben die nachfolgenden Feststellungen gemacht werden können.

Sobald der von den einen verwünschte, von den andern vergötterte, von allen aber noch immer mit offenem oder heimlichem Respekt betrachtete Mann an der Horizontlinie des Westmeeres verschwunden war, wartete alle Welt begierig auf Nachricht über seine ferneren Schicksale. Kein Wunder. Denkt man sich heute einen Napoleon auf St. Helena, wieviel Depeschen würde wohl täglich das Telegraphenamt der Hauptstadt Jamestown zu befördern haben? Und welchen Verdruß würde einem heutigen Sir Hudson Lowe schon allein die Zudringlichkeit der Korrespondenten des „New York Herald", des „Petit Journal" und des „Berliner Lokalanzeigers" bereiten, vorausgesetzt, daß nicht die gesamte Presse von der Insel verbannt würde? Das war damals alles anders, aber schon damals war die Neugier eine Tugend, und aus Afrika ankommende Reisende wurden bei ihrer Landung in Plymouth überfallen und in ihren Absteigequartieren mit Fragen über das Leben des Exkaisers überschüttet.

Neben den mündlichen blieben dann auch die gedruckten Berichte über den Verbleib des Gefangenen auf der entlegenen Insel nicht aus. Es ist nicht unbekannt, wie sie lauteten, und für mich liegt um so weniger Grund vor, auf sachliche Einzelheiten hier von neuem einzugehen, als ich erst unlängst in einer schon mehrfach citierten Schrift über „Napoleons Tod" diese traurigen Verhältnisse beleuchtet habe. Zur Orientierung der Leser möge nur so viel gesagt sein, daß die Behandlung des Verbannten durch den miserabeln Gouverneur Hudson Lowe, der allerdings durchaus im Einverständnis mit seiner Regierung handelte, die denkbar unwürdigste gewesen ist. Dieses Urteil wird trotz aller Ableugnungen von seiten der Engländer, denen erst unlängst einer der besten Männer ihres Landes, Lord Rosebery, entgegentrat, bestehen bleiben[67]). Wenn die Vorgänge auf St. Helena noch heute in jedem anständig empfindenden Menschen ein lebhaftes Gefühl des Unwillens wachrufen, so mußte das in weit höherem Grade zu der Zeit sein, als dieses klägliche Nachspiel eines unvergleichlichen Heldendramas vor den Augen der Zeitgenossen aufgeführt wurde und zudem die Schriften Napoleons und die Briefe und Broschüren seiner Leidensgefährten und Ärzte, der Warden, Santini, O'Meara, Montholon, Las Cases, grelle Schilderungen des gequälten Titanen, noch dazu vielfach untermischt mit Übertreibungen und Unwahrheiten, in die Welt sandten.

Zwar hinterließen diese ersten St. Helenaschriften bei weitem nicht so zahlreiche literarische Spuren, wie die nach Napoleons Tode erschienenen, doch haben sie das Bild des Märtyrers mit der Dornenkrone, das jene weiter ausmalten, eigentlich geschaffen.

Laute Äußerungen der Entrüstung entfuhren der deutschen Presse, schon als der erste förmliche Protest des Gefangenen in der Öffentlichkeit erschien. Er war in Form eines Briefes gehalten, den ursprünglich Graf Montholon, Napoleons treuer Begleiter, an den Gouverneur der Insel gerichtet hatte und der, nach England eingeschmuggelt, als Broschüre erschien, die, wie fast alle St. Helenaschriften, kurz hintereinander eine Reihe von Auflagen erlebte, sodaß im Januar 1817 in dem der englischen Ministerialpartei nahestehenden Quarterly Review schon die vierte derselben besprochen werden konnte.

Die Klagen des Verbannten betrafen neben dem seiner Gesundheit schädlichen Klima der Tropeninsel vor allem die kleinliche und ungerechte Vorenthaltung des von England selbst früher anerkannten Kaisertitels und die schmutzige Knickerei und Knauserei der britischen Regierung in der Frage der Verpflegung des einstigen Weltherrschers. Gerade der letzte delikate Punkt, der sechs Jahre später Lord Byron die zornigsten Strophen der „bronzenen Zeit" eingeben wird, war von dem gefangenen Kaiser geschickt in Scene gesetzt worden.

Und als nun die offizielle englische Presse bei dem Bekanntwerden dieser Abscheulichkeiten, zum Schaden den Spott fügend, höhnende Artikel gegen den Unglücklichen losließ, deren einer ihn beispielsweise mit Bill-Soames, einem nach der Botanybai verbannten berüchtigten Spitzbuben, parodisch verglich, da riß großbritannischer Roheit gegenüber dem deutschen Anstandsgefühl der Geduldsfaden. In den von dem Publizisten Johannes Weitzel, einem jener entschiedenen Liberalen, die den Kaiser nicht sonderlich liebten, geleiteten „Rheinischen Blättern" erschien ein aufsehenerregender Artikel [68]), der neben sonstigen scharfen Angriffen auf England die bezeichnenden Worte enthält: „Ist die Schilderung nur halb wahr, die wir von Bonapartes Wohnung und Lebensweise durch einen seiner Gefährten, der von St. Helena zurückgekommen ist, erhalten haben, dann macht sie immer noch der britischen Freigebigkeit und Großmut wenig Ehre. Soll es eine Züchtigung für den Welterschütterer sein, daß es ihm oft an einer Suppe fehlt? daß die Ratten ihm sein Weißzeug fressen .... daß Tau und Regen ihm das Bett befeuchten? daß man ihm Bücher und Zeitungen versagt?"

Ich habe hier nicht zu untersuchen, wie weit diese ungeheuerlichen Anklagen alle der Wahrheit entsprachen. Auch die Entstellungen taten ihre Wirkung, und allein auf diese kommt es hier an. Dabei ist denn nun zu bemerken, daß der Artikel der „Rheinischen Blätter" nicht ausschließlich durch jenen Protest angeregt worden war, sich vielmehr zugleich auch auf eine Broschüre bezog, die unter dem Namen Santinis, eines auf Veranlassung des englischen Gouverneurs von St. Helena entfernten kaiserlichen Bedienten, in demselben Jahre (1817), gleichfalls in London, veröffentlicht war. Auch dieses rohe Machwerk, das auszugsweise in zahlreichen deutschen Tagesblättern erschien, fand trotz seiner augenscheinlichen Aufschneidereien lauten Nachhall, und der „Europäische Aufseher" brachte bei dieser Gelegenheit seine Teilnahme für den leidenden Helden wieder in unzweideutiger Form zum Ausdruck: „Sonst glaubte man," heißt es da, „das Unglück sei eine heilige Sache, und erwies ihm Schonung, jetzt scheint man anders zu denken, und die Welt ist nicht dadurch gebessert" [69]).

Daß der rohe Ton der englischen Ministerialen nur dazu beitrug, dem Mann auf St. Helena neue Sympathieen zu erwecken, zeigte sich auch, als bei Gelegenheit der Santinischen Broschüre das offiziöse Quarterly Review sich einen besonders infamen Angriff gegen den Wehrlosen erlaubt hatte. In diesem Schandartikel der offiziösen Zeitschrift [70]) waren die alten Tiraden vom Erschießen des Ruhestörers wieder aufgewärmt, Mitglieder der bonapartischen Familie mit den gemeinsten Ausdrücken — Stallknechte, Marqueure und Freudenmädchen — bezeichnet, endlich war zur Charakteristik des gestürzten Kaisers ein neuer Bildersaal metaphorischer Bezeichnungen eröffnet, unter dessen Originalstücken Shakespeares Bullcalf (aus „König Heinrich IV.") und der verrückte Hebertist Anacharsis Cloots der Kuriosität halber eine Erwähnung verdienen.

Auch diesmal hat es die deutsche Presse nicht unterlassen, gegen englische Frechheiten Front zu machen. „Wie hier geurteilt wird", sagt der „Europäische Aufseher" [71]), „so spricht nur blinde Parteiwut, die alle Mäßigung verkennt und Europa morgen wieder in denselben Abgrund stürzen würde, aus dem es sich jetzt als gerettet ansieht. Nicht was Napoleon getan hat, sondern was er war und wie man sich gegen ihn benahm, als er noch auf dem Throne saß, das verdient Rücksichten, sowohl um der Fürsten als um der Völker willen."

Geringere Spuren eines unmittelbaren Einflusses auf die deutsche Publizistik haben merkwürdigerweise die von Napoleon selbst diktierten „Kapbriefe" hinterlassen [72]). Natürlich trug auch diese Schrift, auf

deren Inhalt hier nicht weiter eingegangen zu werden braucht, einen apologetischen Charakter, und Kraftstellen, wie der mit Meisterhand geschriebene Abschiedsbrief des Kaisers an den von seiner Seite gerissenen Grafen Las Cases und die Erzählung von der Zertrümmerung und dem Verkauf seines Silbergeschirrs, eine geschickte Antwort auf die englische Knickerei betreffs der Verpflegungskosten, konnten unmöglich ihren Zweck verfehlen [75].

Dagegen hat eine kecke Fälschung, die als vorgebliche Schrift Napoleons 1817 von Paris und London aus auf den Büchermarkt gebracht ward, das sogenannte „Manuskript von St. Helena", weit hinaus Funken geworfen. In Frankreich bemächtigen sich die liberalen Publizisten Comte und Dunoyer der Broschüre, um der königlichen Regierung Verlegenheiten zu bereiten; in Deutschland verwickelt sie den größten der Vielschreiber, den Leipziger Professor Krug, in eine Preßfehde. Wenn auch kein anderes, so hatte diese Schrift jedenfalls das Verdienst, eine Menge naheliegender latenter oder auch im Umlauf befindlicher Gedanken über den gefangenen Kaiser zusammengestellt und in kurzen, knappen Sätzen den Lesern in Erinnerung gebracht zu haben. Daher die vielfachen Anklänge in benachbarten und auch entfernteren Literaturen. Die fatalistische Idee, die das „Manuskript" beherrscht, das Napoleon als Werkzeug gewaltiger, ihn zu seinem Handeln zwingender Kräfte hinstellt, begegnet in epigrammatischer Form fast gleichzeitig bei Platen, findet späteren Nachhall in Grillparzers schönem Gedichte „Napoleon" und in den Dichtungen von Zedlitz und kehrt dann begreiflicherweise in endlosen Variationen bis zur Neuzeit beständig wieder. Man braucht nur an Bleibtreus Dramen zu denken oder Tolstójs umfangreichen Roman „Krieg und Frieden" in die Hand zu nehmen. Ein anderer heute längst abgedroschen erscheinender Gedanke des „Manuskripts", der die Eroberungspolitik des Kaisers auf das Bestreben zurückführt, den republikanischen Ideen allgemeine Geltung zu verschaffen, taucht in dem Flugschriftenberge wieder auf, der bei Napoleons Tode mit vulkanischer Kraft aus den Tiefen des französchen Volkes hervorbricht. Und auch jene Wendung sollte sich in bestimmten Kreisen großer Beliebtheit erfreuen: der Sturz des zum Kaiser gewordenen Revolutionsmannes muß erfolgen, weil dieser die Freiheitswünsche und -bestrebungen, die er einst um eigenen Vorteils willen gehegt und gepflegt hatte, selbstisch der Herrschaft der Gewalt unterordnet. Auch Heine ist die Wendung nicht fremd geblieben.

So verquicken und durchsetzen sich, wie wir noch öfter beobachten



werden, in der St. Helenaliteratur mit den persönlichen fortwährend politische Motive. Das lag in der Natur der Sache. Auch Napoleon selbst hat sich als Gefangener unaufhörlich als den Vertreter der Revolution hingestellt, was er ja im Grunde auch war, und dabei von freisinnigen Gedanken gesprochen, deren Verwirklichung das Endziel seines politischen Wirkens, nach der schließlichen Besiegung aller Feinde, gewesen sei. Ganz gleichgültig, wieviel an diesen Phantasieen echt und wahr sein mochte, jedenfalls fanden sie in seinem Auftreten während der „hundert Tage" eine Stütze. So ist es denn natürlich auch wieder kein Zufall, daß von der deutschen Presse gerade die liberal-demokratischen Organe, neben dem „Europäischen Aufseher" vor allem die süddeutschen Oppositionszeitungen, die von dem alten Klubisten Friedrich Lehne geleitete „Mainzer Zeitung", die erwähnten „Rheinischen Blätter", Butenschöns „Neue Speyerer Zeitung", die von Heines späterem Freunde und Kollegen Friedrich Ludwig Lindner herausgegebene „Tribüne" und andere Blätter dieses Schlages, sich des Gefangenen annehmen. Doch ließen sich auch schon Organe sehr gemäßigter, ja, selbst rückschrittlicher Richtung, wie das „Frankfurter Journal", auch die bis ans Herz hinan kühle Beherrscherin der öffentlichen Meinung, Cottas „Allgemeine Zeitung", gelegentlich ein Wort des Bedauerns und der Entrüstung über die kleinlichen Ränke des Pedanten Hudson Lowe entschlüpfen.

Wie weit Heine um diese Dinge im einzelnen gewußt, vermag ich freilich nicht anzugeben. Manchen Artikel über St. Helena wird er in den Zeitungen gelesen haben, manches mag auch in seinem Vaterhause (vergl. später) und Bekanntenkreise besprochen sein. So viel darf man wohl aus den späteren Zeugnissen rückschließend folgern: die fast allgemeine Grundstimmung gegen England, d. h. das torystische England des Ministeriums Castlereagh, das sein Opfer während der Marter noch verhöhnte, wird er schon früh und in reichem Maße geteilt haben.

Wenn Heine später unter den „Evangelisten" der Passionsgeschichte von St. Helena wiederholt den durch seine Treue gegen Napoleon und seine sonstigen Schicksale bekannten Grafen Cases anführt, so ist dabei natürlich in erster Linie an das Mémorial de Sainte-Hélène zu denken, das dieser im Jahre 1823 herausgab und welches der Dichter nachweisbar gelesen hat. Indes mag hier darauf hingewiesen werden, daß Las Cases schon geraume Zeit vorher als der typische Geschichtschreiber von St. Helena galt, obwohl auch die übrigen Leidensgefährten Napoleons, General Bertrand allenfalls ausgenommen,

mit der Feder sehr tätig waren. Die Gelegenheit, die redliche Menschen zu Dieben machen soll, hatte diesen Jüngern des Mars und Hippokrates die Feder in die Hand gegeben. Der bei weitem geschickteste unter ihnen aber war Las Cases. Zugleich derjenige, welcher es am besten verstand, die rein menschlichen Züge dieser Tragödie in das für seinen Helden günstigste Licht zu rücken. Der feingebildete und spitzfindige Advokat seines unglücklichen Herrn, der schon 1816 aus der Umgebung des Kaisers entfernt, von den britischen Behörden in rücksichtsloser Weise behandelt und lange im Kaplande zurückgehalten war, erschien um die Jahreswende von 1818 in Europa, wo er nach vielen Kreuz- und Querfahrten endlich in Frankfurt auf längere Zeit Ruhe fand. Diese benutzte er, um eine aufsehenerregende Tätigkeit zu entfalten und die verschiedensten Fürstlichkeiten, Minister und andere hochgestellte Personen im Interesse des Gefangenen mit Briefen jeglicher Art, Bitt- und Beschwerdeschriften zu bestürmen, die in die Öffentlichkeit kamen und mehr als alles andere geeignet waren, für Napoleon Stimmung zu machen.

Einige der wertvollsten Stücke aus dieser Literatur erschienen in deutscher Übersetzung in den von Brockhaus herausgegebenen „Zeitgenossen". Sie waren begleitet von einer nach Las Cases' Angaben angelegten, aber von einer deutschen Feder verfaßten Biographie des Grafen. Von demselben Verfasser, Karl Adam Murhard, dem Bruder des späteren Herausgebers der durch Posselt begründeten „Annalen", war auch das „Vorwort" zu beiden Schriften geflossen[74]). Gleichzeitig erschien das Ganze als Separatdruck unter dem Titel „Leben und Schicksale Emanuel August Dieudonné's Grafen von Las Casas (sic!), Begleiters Napoleons nach der Insel St. Helena" [75]).

Ganz neue Töne, Töne eines unverblümten und im Jahre des Aachener Kongresses unerhört klingenden Enthusiasmus für den ehemaligen Kaiser der Franzosen waren hier angeschlagen, denen gegenüber selbst die bisherigen Verteidigungen fast verblaßten. Napoleons Größe findet die unumwundenste Anerkennung: er heißt wieder der Mann, dessen kräftiger Arm die schönen und großen Wahrheiten der Revolution „vom anarchischen Chaos gereinigt"; Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit sind die alten „Wunder".

Doch empfängt die strahlendste Gloriole auch hier wieder der nach unblutigem Siege von Elba heimkehrende Triumphator des 20. März 1815.

Zugleich ist Murhards Schrift noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet von Bedeutung zumal für die spätere Dichtung,

3*

auch die Dichtung Heines. Zeigt sie doch an einem klassischen Muster, wie eine eigentliche napoleonische Legende, deren Kranz sich um das Haupt des Dulders von St. Helena schlingt, im Werden begriffen ist und in manchen Zügen schon völlig ausgeprägt dasteht. So ist der Verfasser der Las Cases-Biographie felsenfest davon überzeugt, daß sich Napoleon ohne Zwang den Engländern überliefert, von diesen aber heimtückisch hintergangen worden sei. „Der Griffel der Geschichte wird einst aufzeichnen und zu würdigen wissen," sagt er pathetisch, „Napoleons bei dieser Gelegenheit bewiesene Hochherzigkeit und der englischen Minister Redlichkeit; vielleicht wird die Geschichte auch des Ruhmes gedenken, welchen diese Minister durch ihr Benehmen England raubten, sowie des unsterblichen Triumphs, welcher der Gesetzgebung dieses Landes dadurch entzogen worden[76])." Napoleons Benehmen auf dem „Bellerophon" und „Northumberland", die klassische Ruhe, die er besessen haben soll und die er doch in Wirklichkeit so wenig besaß und bei seiner physischen Konstitution auch gar nicht besitzen konnte[77]), sie werden ebenso lobpreisend erwähnt, wie Sir Hudson Lowes Benehmen — der Vergleich mit Tamerlan, der den Bajazet in einem eisernen Käfig herumführen läßt, spricht deutlich genug! — in wahrhaft dantesken Farben gemalt ist.

Nicht lange nach dem Erscheinen des letztgenannten Werkes tritt in der St. Helenaliteratur ein neuer Schriftsteller auf, gleich Las Cases einer der „Evangelisten" dieser Passionsgeschichte, der aber die Schauermären der früheren Berichterstatter noch überbot. Es ist das der berühmt gewordene Irländer O'Meara, eine Zeitlang Napoleons Leibarzt auf der Insel und gleich Las Cases durch Hudson Lowe von dieser vertrieben. Sein damaliges Auftreten und seine erste Schrift gegen den Gouverneur, die Lord Byron eine prächtige Zeile entlockte und Heines späteren Freund Lindner zu einem Artikel in der von ihm geleiteten „Tribüne" inspirierte, war indes nur ein Vorspiel zu der Herausgabe des berühmten Buches Napoleon in exile, von dem weiter unten die Rede sein wird. Wie weitverbreitet schon damals jene Ansichten über Napoleons nichtswürdige Behandlung waren, denen später der deutsche Dichter so hinreißenden Ausdruck verleihen sollte, mag eine Stelle aus der „Mainzer Zeitung" illustrieren, deren Redakteur, der wackere Lehne, den Autor der „Reisebilder" antizipiert zu haben scheint, wenn er angesichts dieses Jammers schrieb: „Die Behandlung Napoleons auf St. Helena, zu welcher England keineswegs berechtigt ist, wird ein ewiges Schandmal in seiner Geschichte bleiben, wenn er derselben erliegt"[78]).

Auch andere Stimmen melden sich. Denn obwohl, solange der Unglückliche noch lebte, bei der grenzenlosen Furcht der Potentaten jedes Zeichen der Teilnahme für ihn Verdacht und Mißtrauen erweckte, so ließ sich das Mitgefühl doch nicht völlig mundtot machen. Natürlich trat es im zensurfreien Gespräche lauter hervor als in der Presse, die an die größte Vorsicht gebunden war. Von den Waffengefährten des Kaisers, unter denen viele sich sogar mit Plänen zu seiner Befreiung trugen, wollen wir dabei gänzlich schweigen. „Ist es nicht mit Händen zu greifen," schrieb 1817 Stägemann an Varnhagen[79]), „daß Napoleon, der im Jahre 1815 Frankreich mit 1200 Mann eroberte und die Bourbonen vom Throne stieß, jetzt nur 12 Mann gebrauchen würde, wenn er wieder erschiene?" Ähnlich äußerte sich um dieselbe Zeit Gneisenau[80]), und Chateaubriand sagte in seiner pittoresken Sprache, daß „Napoleons Hut und grauer Rock auf der Spitze eines Stockes an der Küste bei Brest genügen würden, um ganz Europa zu den Waffen greifen zu lassen"[81]).

Daß in England, wo infolge der größeren politischen Freiheit auch die Presse für ihn eintreten durfte, von der Opposition ganz offen seine Sache vertreten wurde, ist hinreichend bekannt. Der Herzog von Sussex, Lord Holland und andere Parlamentsmitglieder waren öffentlich zu Gunsten des Gefangenen aufgetreten. Die Gattin des letzteren, Lady Clavering, Lady Blessington, Byrons Freund Hobhouse, kurz, der ganze Kreis, der sich um den Dichter-Lord scharte, gehörte zu Napoleons Verteidigern und, soweit das möglich war, auch zu seinen hilfreichen Freunden. Varnhagen, damals preußischer Ministerresident am Karlsruher Hofe, berichtet von gleichen Stimmungen unter den vornehmen Engländern, die in Baden zur Kur waren, auch daß die Deutschen diese Gesinnung vielfach teilten[82]). Die Fürstin Waldburg-Truchseß, eine geborene Hohenzollern und Gemahlin des preußischen Gesandten in Turin, erklärte den Tag von Belle-Alliance für einen „Trauertag" und sprach von Napoleon als dem „teuern geliebten Kaiser"[83]). Vannucci erzählt in seinem prächtigen Buche über den italienischen Dichter Niccolini, daß eine Dame, Hortensia Allart, alles aufgeboten habe, um als Erzieherin der Bertrandschen Kinder nach St. Helena und auf diese Weise in des Kaisers Nähe zu kommen[84]).

Schon regt sich auch die Teilnahme in der Brust der Dichter. Der geistvolle Romanschriftsteller Beyle (Stendhal), liest in Mailand, wo er mit Lord Byron zusammentrifft, in einer Nacht voller Begeisterung Byrons „Korsaren". Trotzdem kann er es am folgenden

Tage nicht über sich gewinnen, dem in Mailand anwesenden Autor ein freundliches Gesicht zu zeigen, weil dieser — Mitglied des englischen Parlaments war, das den Kaiser Napoleon dem „Henker von St. Helena hingeworfen habe[85]).“ Und gewiß, Byron hatte das am wenigsten verdient. In Schweden gedenkt Tegnér der Geschicke des Helden in einem Gedichte, das er für das Neujahr von 1816 schreibt[86]), in Frankreich, wo es fast verboten war, von dem Kaiser zu sprechen, drängt sich seine Gestalt in einen der stimmungsvollsten Gesänge Delavignes[87]); schon liest man seinen Namen zwischen den Zeilen jedes Bérangerschen Liedes; in Italien antwortet das schöne Sonett eines Unbekannten: Mira Ocean! quel prigionier son io[88]) auf die garstigen Schmähgedichte der Gegner, die wie Arndt und Southey ihren Haß auch jetzt noch nicht gesättigt hatten.

Immerhin waren das nur vereinzelte Stimmen. Die Lage änderte sich, als wie ein Posaunenstoß die Kunde von dem Tode des weiland Weltherrschers über den Ozean scholl.

Am Abend des 5. Mai 1821, als die Uhr in dem ärmlichen Farmhause von Longwood elf Minuten vor 6 zeigte, war der große Heerführer auf seinem Feldbett von Austerlitz gestorben, ganz einfach an einem Magenkrebs, wie die Engländer sagten und wie Heine ihnen nachhöhnte, langsam hingemordet unter dem glühenden Himmel Afrikas, wie seine Anhänger behaupteten; selbst die Sage von einer Vergiftung, die damals auftauchte, fand Verbreitung und wurde von vielen geglaubt. Anfang Juli war die Nachricht nach Europa gekommen. Ihre Wirkung war trotz aller gegenteiligen Versicherungen offiziöser Blätter eine erschütternde. Häßliche Angriffe wagten in der durch die Majestät des Todes geheiligten Stunde eigentlich nur wenige. Ein großer Teil unserer heimischen Presse verhielt sich allerdings zurückhaltend; die blutleere Dürre des deutschen Journalismus und der Rotstift des Zensors zeigten sich auch am Grabe des Gewaltigen. Nur süddeutsche Blätter, in edler Weise wieder die „Mainzer Zeitung“ des geistvollen Lehne, wagten der Größe des Mannes gerecht zu werden; das Cottasche Weltblatt schrieb dem Helden ein kurzes, etwas kühles, aber nicht unschönes Epitaph; wärmere Worte fand auch diesmal der „Europäische Aufseher“ für seinen langjährigen Klienten. Die Berliner Blätter, deren Haltung wegen der damaligen Anwesenheit Heines in der preußischen Residenz für uns von besonderem Interesse ist, begnügten sich meist mit der Wiedergabe englischer Zeitungsberichte, von denen mehrere, wie die der liberalen „Times“ und des „Morning Chronicle“, neben gerechter

Anerkennung der großartigen Persönlichkeit dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß Napoleon die Hoffnungen der Freiheitsfreunde unerfüllt gelassen habe[89]).

Während die offizielle Welt der Höfe und Diplomaten bei dem Tode des Mannes, vor dem sie sich im Staube gewunden, eine bis zur Affektation gehende Gleichgültigkeit zur Schau trug, regte sich in der Volksseele tiefes Mitleid mit dem Wundermenschen, der wie ein leuchtendes Meteor durch die Zeit gegangen, dann im Weltmeere verlöscht war. Wie sehr in Frankreich nicht allein der Soldat, sondern auch der Bürger und Bauer ihn liebte, das zeigte die Unzahl von Flugschriften, von Romanzen und Elegieen, Couplets und Liedern, mit denen der einfache Mann das Grab auf St. Helena schmückte. Ein reicher Blumenflor, der aus Frankreichs Boden hervor wuchs. Auch in Italien, auch in Deutschland sprossen solche Blumen; in einem Dörfchen am Mainufer wird für den Kaiser von einem frommen Priester ein Totenopfer dargebracht; in einem Leipziger Blatte legt ein Unbekannter ein Veilchen auf Napoleons Grab; die Volksphantasie, deren zweites Gesicht schon vor 1812 die gespenstischen Reiter über die westfälischen Heiden hatte jagen sehen, versetzt nunmehr — ein köstlicher Zug — den großen Frankenkaiser als Tischgenossen neben den Liebling der deutschen Sage in den Kyffhäuser.

Hat sich auch die Muse der hohen Kunst an des Helden Grab gesetzt? Ja und nein. Eine klassische Urne von alabasterner Reinheit wußte allein Manzonis wunderbare Objektivität zu schaffen. Nur zögernd hat Lamartine dem toten Feinde die Hand zur Versöhnung geboten. Das tat auch Puschkin, der patriotische Russe, und selbst August von Stägemann. Unter den Franzosen findet Béranger wieder einen seiner hinreißendsten Accente, während Lebrun in einem vielstrophigen lyrischen Gedichte über den Schönheiten einzelner Passagen ein wenig den Faden zu verlieren scheint. Andere läßt der Kampf zwischen Bewunderung und Abneigung noch nicht zu jener Harmonie gelangen, die ein reines Kunstwerk zu schaffen vermag. Bei Delavigne liegen mit der persönlichen Verehrung und dem herzlichen Bedauern des Menschen die Gefühle einer freiheitsliebenden Seele im Streite, eine allgemeinere Erscheinung, die als solche auch für Heine notiert zu werden verdient; in dem jungen Herzen des begabten Victor Hugo trägt für diesmal noch das Legitimitätsdogma über die Anerkennung der Heldengröße einen Pyrrhussieg davon.

Und das konnte ja auch kaum anders sein. Noch zu frisch war der Stoff für das Heldengedicht, und wenn einer ihn dennoch zu

formen versuchte, wie Henri Hubert Lorquet, der patriotische Franzose auf der weltabgelegenen Insel Mauritius, so konnte es nur halb gelingen. Die Erfahrung, daß die wirklich großen Dichter seltener von den Tagesereignissen der unmittelbaren Gegenwart zu wahrhaft bedeutenden Schöpfungen angeregt werden, zeigte sich auch hier. Während mancher Poet vom zweiten und dritten Range sein Stimmchen erhob — in Sachsen Mahlmann, im Elsaß Lamey, Bischof Wessenberg in Konstanz, auch einige Italiener — findet sich Shelley mit wenigen, freilich charakteristischen Strophen ab; sogar ein Dichter, der so starken Anteil an der Gegenwart zu nehmen pflegte wie Lord Byron, bekennt, gerade diesem Ereignisse gegenüber nicht in der nötigen „Stimmung" zu sein, und fordert den befreundeten Thomas Moore auf, statt seiner Napoleons Tod zu besingen. Auch der hat es unterlassen, Byron selber aber hat zwei Jahre später seine Gedanken über das Ende des großen Mannes — es ist wieder sehr bezeichnend — in die Strophen einer blendenden Satire verflochten, welche die Erbärmlichkeit des Zeitalters Georgs IV. einer schonungslosen Kritik unterzog. Selbst der Schwan des Nordens, Esaias Tegnér, hat damals geschwiegen und es einem weniger bedeutenden Landsmann überlassen, um die Palme des Totenliedes mit Fremden zu ringen. Auch der alte Napoleonverehrer Goethe ließ sich die dankbarste Situation aus dessen Leben entgehen; er hat keine St. Helenalieder gedichtet und nur in ein paar ärgerlichen Epigrammen des Verbannten Erwähnung getan. Bei des Kaisers Tode zeigt sich das „Zeitablehnungsgenie". Und doch nicht ganz. Zwar unterließ der Sängergreis, eine eigenhändige Inschrift auf den namenlosen Grabstein zu setzen, doch hat auch er seinen Kranz nicht vergessen, da er Manzonis herrliche Verse in seine geliebte deutsche Sprache übertrug. Ja, es ist merkwürdig, wie der Tod seines großen Zeitgenossen, des einzigen, der unter allen Lebenden sein Pair gewesen, dem Menschen Goethe die Zunge löst. Immer häufiger wird nach 1821 die Erwähnung Napoleons in den Gesprächen des Weisen von Weimar, jene goldenen Worte, in denen der alte Herr bei der Unterhaltung mit seinem Eckermann und andern Vertrauten von dem „Dämonischen" in dem gewaltigen Korsen redet, dessen unvergleichliche Laufbahn, dessen Gewalt über Menschen und Verhältnisse und dessen staunenswerte Willensstärke er, weit erhaben über die enge Schranke des nationalen Vorurteils, rückhaltlos anerkennt.

Außer Goethe hat auch Heine geschwiegen, der freilich noch ein junger Student war, aber doch in den „Grenadieren" schon bewiesen

hatte, daß seine Seele Feuer genug und seine Zunge hinreichende Gelenkigkeit besaß, um den ersten Mann der Welt würdig zu preisen.

Auch seine Stunde war noch nicht gekommen. Indessen darf, obschon Belege dafür fehlen, wohl als ausgemacht gelten, daß auch Heine, in dessen kühnen Prosadichtungen Tod und Grab Napoleons später eine so bedeutsame Rolle spielen werden, von dem Ereignis nicht unberührt blieb, wenn auch vielleicht gerade in Berlin, seinem damaligen Wohnort, am wenigsten daraus gemacht wurde. Aber bei Varnhagens, wo Heine verkehrte, wird es nicht unbesprochen geblieben sein, wie denn auch der Hausherr Varnhagen selbst in seinen Aufzeichnungen öfter davon redet und tadelnde Bemerkungen über diejenigen laut werden läßt, welche bei dem Eintreffen der erschütternden Kunde Gleichgültigkeit zeigten. So wird denn Heine auch das eine und das andere der Gedichte gelesen haben, die nach Napoleons Tode erschienen, ganz gewiß die dramatische Scene, die Chamisso nach Manzonis Ode entwarf, und die St. Helenagedichte seines späteren Freundes Immermann.

Aus diesem Grunde und auch zur Feststellung der allgemeinen Stimmlage darf ich nicht unterlassen, auf gewisse gemeinsame Züge der poetischen Napoleonnekrologe hinzuweisen, die bei den Dichtern dieses Literaturzweiges, natürlich individuell verschieden ausgestaltet und verarbeitet, aber anderseits doch typisch immer wieder begegnen. So stellt sich bei vielen im Anblick des einsamen Grabes auf der düstern Felseninsel, das die Reste des Erderschütterers birgt, der Affekt des Grausens ein: er erzeugt eine Gespensterromantik, die in Hugos ausschweifender Phantasie den „finstern Kapitän“ zum Lenker der Wetter und Stürme macht und Immermann und Zedlitz zu nächtlichen Besuchen des Hünengrabes auffordert. Noch spät, um 1840, klingt diese nordisch balladenmäßige Poesie aus, von der Heine eigentlich nichts weiß, in dessen Visionen vielmehr der Imperator mit dem strahlenden Auge seine taghelle Schönheit und seine klassischen Formen nie verliert. Zweifellos steht jenes Grausen in einer ursächlichen Beziehung zu dem Fatalistischen seiner Sendung, die Platen mit einem „Besen der Zeit“, Zedlitz mit einem luftreinigenden Gewitter vergleicht. Am wirkungsvollsten hat Grillparzer diesen letzteren Gedanken gestaltet, der auch der Heineschen Auffassung nicht ganz fernliegt, wiewohl dieser in späteren Schriften zeitweilig zu der Byronschen und Delavigneschen Ansicht hinüberneigt, daß der Korse seinen weltgeschichtlichen Beruf als Bringer der Völkerfreiheit eigentlich verfehlt und durch diesen Abfall seinen Sturz herbeigeführt habe.

Unter die gemeinsamen Züge, die schon die Gleichheit des Stoffes mit sich bringen mochte, — hier und da ist auch direkte oder indirekte Entlehnung nicht ausgeschlossen — gehört ferner der vielfach auftretende Vergleich des sterbenden Napoleon mit einem versinkenden Gestirn, den wieder der fatalistische Glaube des Helden an einen Stern, seinen Stern, besonders nahe legte. Manchen Dichtern ist auch die sonderbare Rolle aufgefallen, welche die Inseln in dem Leben des Eroberers spielen; andere glauben, in St. Helena einen Wallfahrtsort für die Völker der Zukunft zu sehen, eine Vorstellung, die gerade Heine liebevoll pflegen und verwerten wird. Noch andere Gedanken erweckte das einsame Grab auf den Felsenhöhen von Longwood. Der schmale Umfang seiner letzten Ruhestätte, die schmucklose Steinplatte, die den Mann barg, dem die Welt zu klein gewesen, forderten zu naheliegenden Bildern und Betrachtungen auf. Man malte sich die Grabeslandschaft weiter aus; Heines Einbildungskraft wird die Scenerie beleben und zu dem Helden selber in Beziehung setzen.

Allgemein ist aber der bittere Unmut über die brutale Rücksichtslosigkeit der Engländer: ein hörbarer Nachhall dessen, was die Leidensgefährten des Gefangenen in die Welt hinaus geschrieben hatten. Auch in der gleichzeitigen Presse spiegelt er sich lebhaft wieder. Nur die Gestalt des ausführenden Werkzeugs, Hudson Lowes, tritt damals noch mehr zurück. Erst durch die später erscheinenden Hauptwerke von Las Cases und O'Meara ist sie so unliebsam in den Vordergrund gerückt worden.

Doch hat sich schon damals ein Vorrat bestimmter Vorstellungen, poetisch brauchbarer Bilder, um die Gestalt des Verblichenen angehäuft, die etwas Stereotypes haben und später wie feststehende Theaterrequisiten bei jeder neuen dichterischen Vorführung seiner Person als unentbehrlich empfunden werden, daher unverändert oder doch nur mit etwas mehr oder weniger Zutaten immer wieder zur Verwendung kommen.

Dahin gehören vor allem die nunmehr zu einem Dogma verdichtete Sage von dem Bruch einer „Gastfreundschaft" durch die Engländer, der, wie Heine formulieren wird, „schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon". Ihr zur Seite tritt eine Art neuer Prometheussage, nur mit dem Unterschiede, daß der antike Geier durch das britische Wappentier jenen ominösen Leoparden, ersetzt wird, der — ein bis zur Ermüdung wiederkehrendes Bild — den verwundeten Adler tückisch mordet. Nahe lag auch die Vorstellung, den Gefangenen mit

verschränkten Armen am Ufer des Meeres stehen zu lassen, wo er allerlei politische und menschliche Reflexionen anstellt, die der Dichter nach Gutdünken ausgestalten mochte. Noch ein anderes Bild: Sein Grab, sein Sarg, oder auch er selbst erscheint auf der Höhe des Felsens von Longwood als ein Leuchtturm für die Schiffer oder als ein weithin sichtbares Denkmal, das allen Seefahrern, Westländern wie Orientalen, bekannt oder doch ohne weiteres verständlich ist. Man braucht nur an die Scene am Bord des Ostindienfahrers in den „Englischen Fragmenten“ zu denken, um zu wissen, daß sich Heine auch diese Vorstellung zunutze gemacht hat.

„Seine ungeheure Geschichte wird ein Mythos“, sagt derselbe Dichter an einer andern Stelle. Das heißt den Nagel auf den Kopf treffen. Legendarische, geradezu mythologische Elemente verbinden sich mit einer Gestalt, die der jüngsten Vergangenheit angehört.

Auch bei anderen Lieblingsgestalten der poetischen Geschichte, Karl dem Großen, Barbarossa, selbst bei dem in der verzweifelten Nüchternheit des Zeitalters der Aufklärung lebenden Friedrich II., vornehmlich aber bei Wallenstein, ist Ähnliches geschehen, und die Gegenwart bietet Ansätze zur Schöpfung einer Kaiser-Wilhelm-Sage. Aber bei keinem andern Heros hat sich dieser Prozeß so schnell und so gründlich vollzogen wie bei Napoleon. Die Gründe dafür liegen ebensowohl im poetischen Objekt: in der unvergleichlichen Laufbahn des Mannes, dem Glanz und der Fremdartigkeit der Erscheinung, der ebenso beispiellosen Tragik seines Sturzes und dem märchenhaften Versinken seines Sternes in den Fluten des Westmeers, wie in der subjektiven Beschaffenheit der diesen Mythos ersinnenden Zeit. In letzterer Hinsicht ist die Mitwirkung der Romantik, namentlich der deutschen Romantik, nicht zu unterschätzen. Sie versuchte, den klassisch plastischen Cäsar zu einer malerischen Figur umzuschaffen, ein Verfahren, dem Heime allerdings nicht in der Weise huldigte wie andere Romantiker.

Zwar bringt auch er, wie wir sehen werden, die Gestalt des Helden in eine ganz eigentümliche Luftstimmung; aber statt in die Mondscheinlandschaften eines Immermann, Zedlitz, Raffet wird er seinen Napoleon in eine Welt des Traumes versetzen, eines am Tage geträumten Traumes, der so beschaffen ist, daß die Grenzlinien zwischen ihm und der Wirklichkeit verschwinden und nicht mehr genau festgestellt werden kann, wo der Traum aufhört und das Leben anfängt oder umgekehrt. So können Heine und Laube mit dem Zweifel an der Objektivität der gehabten Vision spielen; wenig-

stens legen beide das Bekenntnis ab, daß sie nicht bestimmt wüßten, ob sie den durch die Welt reitenden Cäsar mit ihren leiblichen Augen gesehen haben oder nicht. Sehr geschickt hat Brandes jenes Verfahren mit der Kunst Rembrandts verglichen [90]).

Müssen immerhin diese beiden Arten der Beleuchtung, Mondschein und Tagestraum, auf eine gemeinsame romantische Quelle zurückgeführt werden, so sind die spezifisch legendarischen Züge, die mit der Zeit immer wahrnehmbarer in dem Kaiserbilde hervortraten, großenteils aus der „ungeschichtlichen Überlieferung" erwachsen, aus der Tradition, den Erzählungen, die von Mund zu Mund flogen [91]). Es steckten darin allerlei Erinnerungsbilder aus Berichten begeisterter Anhänger, Veteranen und anderer Personen, die dem Lebenden einst mehr oder weniger nahe getreten waren, Anekdoten aus seiner Umgebung, wie sie das Leben aller hochgestellten Persönlichkeiten umflattern, vielfach sogar Reste offizieller und offiziöser Schönfärbereien aus der Kaiserzeit.

Dadurch bekam besonders die künstlerische Gestalt des Kaisers eine höchst eigentümliche Färbung, einen sentimentalen Zug, der sich in dieser Stärke in das Bild keines seiner großen Vorgänger gemischt hat. Bis in das fünfte Jahrzehnt und noch darüber hinaus hat sich diese Auffassung in der Volksvorstellung erhalten; es leben heutzutage noch Menschen, in deren Seele dies Bild in der Jugend sich prägte. Seinem äußeren Typus nach ist es der einfache Mann im grauen Oberrock — die famose redingote grise der Franzosen — im Charakter ein überaus menschenfreundlicher Held mit einer Biedermannsseele, der seine Schlachten eigentlich nur nebenher gewinnt, weil böse Menschen ihm wider seinen Willen das Schwert in die Hand drücken, und der, wie so oft im Leben der Gute, den Schlechten unterliegt.

Eine Gestalt von dieser Beschaffenheit ist alles andere als eine „realistische" Figur, dagegen eignet sie sich um so besser zur melodramatischen Behandlung, und so ist es nur natürlich, daß gerade dieser Typus in den rührseligen Volksstücken, Vaudevilles, und Liederspielen der Julizeit bevorzugt wird. Von Heines Auffassung weicht das Bild erheblich ab; ein Satiriker mußte diese „Religion" auf die Dauer langweilig finden, und er hat sich über die künstlerische Seite ihres Kultus gelegentlich recht lustig gemacht. Doch ganz fern hat auch er ihr nicht gestanden; denn auch er hatte ja seine sehr sentimentalen Stunden, dieser unbarmherzige Spötter. „Jeder Ironiker,"

sagt sehr fein Legras, „ist bekanntlich im Grunde sentimental, Heine vielleicht noch mehr als irgend ein anderer[92])."

Ich werde auf den eben erwähnten Punkt bei der Besprechung der dichterischen Persönlichkeit unseres Autors noch zurückzukommen haben und möchte hier noch auf einen mehr äußeren Umstand aufmerksam machen. Wie manche Stellen seiner Werke zeigen, sind auch die Darstellungen Napoleons in der bildenden Kunst auf Heine nicht ohne Einfluß geblieben. Und auch diese, die bildende Kunst, war zur Zeit der Katastrophe von St. Helena unter das Zeichen der Sentimentalität getreten.

Statt der schimmernden Paraden, aus denen die Siegesfanfaren von Jena und Friedland klangen, statt der glänzenden Krönungsversammlung in Notre-Dame, die Davids steifer Pinsel auf die Leinwand geschrieben, malt man traurige Scenen aus der Zeit des Untergangs der großen Armee. Charlet, selbst ein Soldatenkind, Sohn eines Dragoners der republikanischen Heere, hat schon 1817 mit dem „Grenadier von Waterloo" dieses Genre eröffnet. Später hat Steuben jenes finstere Bild des Abends von Waterloo gemalt, wo Napoleon, der sich, als er alles verloren sieht, noch einmal in den Kampf stürzen will, von den Generalen zurückgehalten wird. Schon früher hatte er des Kaisers Tod gemalt, ein Vorwurf, der in den zwanziger und dreißiger Jahren sehr häufig die Künstler beschäftigte. Steubens Darstellungsweise, die auch von Kunsthistorikern geradezu als „melodramatische Manier" bezeichnet worden ist[93]), entspricht genau dem sentimentalen Bilde, das manche, namentlich Volksdichter, von Napoleon entwarfen, ähnlich so, wie Raffet unsern Zedlitz ins Gebiet der bildenden Kunst übersetzte. Daneben wurde ein anderer Typus populär: die Darstellungen von Napoleons Ruhestätte, besonders Gérards „Grab von St. Helena", das herrliche Bild mit den Trauerweiden, dessen kostbarer Rahmen von den idealen Gestalten des Ruhmes, der Geschichte, des Sieges und der Dichtkunst gehalten wird[94]). Diese Weiden, deren Zweige melancholisch in die Talschlucht von Hut's Gate hinunterhängen, haben sich tief in die Seele der Dichter eingegraben. Bei Hugo, Gaudy kehren sie wieder, besonders aber bei unserem Heine.

Übrigens hat sich diese ganze legendarisch-romantisch-sentimentale Auffassung, die eine aus Erz gegossene Heldenfigur mit weinerlich weichen Tinten übergießt, erst im Laufe der zwanziger Jahre nach und nach herausgebildet. Wie sie ihrerseits eine starke literarische Verwertung finden sollte, so war sie selbst erst wieder zu einem

guten Teile der Niederschlag einer ungemein reichhaltigen Literatur, die nach des Kaisers Tode das Licht der Öffentlichkeit erblickte und sich gleich bei ihrem Erscheinen gewaltig Bahn brach. Wir werden diese von Varnhagen spezifisch so genannte „bonapartische Literatur" in den Kreis unserer Betrachtung ziehen müssen, zumal bei mehreren ihrer Erzeugnisse ein direkter Einfluß auf Heine unumstößlich feststeht.

Auch sie knüpft an die letzte Phase aus dem Leben des soeben zur Ruhe eingegangenen Helden an. Die St. Helenatragödie war mit dem Abende des 5. Mai und der Einsargung des Kaisers noch nicht ausgespielt. Erst recht laut erhoben die Gefährten seiner Verbannung ihre Stimme, seitdem sie nach Europa zurückgekehrt und des beengenden Zwanges von seiten der englischen Regierung ledig sind.

Die schmerzenreiche Geschichte der Gefangenschaft des Kaisers wird nun recht eigentlich zur „Passion"; man bemächtigt sich auch des biblischen Wortes, eine Tatsache, die manche Wendung Heines aus dem Zeitgeschmack erklärt und den von ihm gewählten Bildern und Ausdrücken eigentlich den Charakter der Blasphemie benimmt, die ihm mit den Zeitverhältnissen weniger vertraute Beurteiler so oft zum Vorwurf gemacht haben [95]).

Die erste der hier zu erwähnenden Schriften, O'Mearas „Stimme von St. Helena" [96]), erschien 1822 und wurde trotz einer leidenschaftlichen Verurteilung im englischen Quarterly Review [97]) auch von Gegnern als ein auf jeden Fall sehr „merkwürdiges" Buch erkannt [98]). Der Irländer O'Meara war, wie wir hörten, schon vor des Kaisers Tode in dessen Sache als Schriftsteller aufgetreten und infolgedessen seiner Stellung als britischer Sanitätsoffizier enthoben worden [99]). Es ist wahr, der Doktor O'Meara gehörte zu den unzuverlässigsten Berichterstattern von St. Helena. Während er alle nach damaliger Anschauung für Napoleon irgendwie günstigen Umstände, eigene Rechtfertigungsversuche des Kaisers und dazu eine Menge liebenswürdiger und menschlich ansprechender Züge aus seinem Leben und seiner Gefangenschaft, kritiklos oder vielmehr mit recht wohlbewußter Absicht in sein Buch aufnahm, verleitete ihn persönliche Abneigung und Rachsucht gegen den Gouverneur Hudson Lowe, diesen jämmerlichen und nichtswürdigen Menschen noch über die Gebühr schwarz zu malen und vollends zum leibhaftigen Satan zu stempeln. So hat gerade O'Mearas Buch dahin gewirkt, aus den öden Felsblöcken der vulkanischen Insel für die Volksphantasie jenen „Kalvarienberg" zu erbauen, dem man vor allem in populären Darstellungen des napoleonischen Lebens bis gegen die Neuzeit hin

immer wieder begegnet, und nicht ohne Grund steht in Heines Werken das Buch des Irländers unter den „Evangelien" der Leidensgeschichte von Longwood verzeichnet.

Für die gläubige Aufnahme, die O'Mearas Behauptungen fanden, war das Schicksal des Verfassers, seine Entlassung aus englischen Diensten, entschieden günstig. „An der subjektiven Wahrhaftigkeit der Stimme von St. Helena kann man nicht zweifeln," heißt es in einer sonst mit dem Lobe sparsamen Rezension des Buches in der „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" [100]), „sobald man . . . weiß, daß der Mann, der sie erschallen läßt, eben darum viel gelitten hat, daß er danach gehandelt, um so sprechen zu können."

Auch der Stil O'Mearas, der, wiewohl ohne eigentlich literarische Schulung, doch einer natürlichen Beredsamkeit nicht ermangelte, war einnehmend, und Stellen wie die, daß Napoleon sich die Freiheit oder den Henker gewünscht, daß er sich — bei den Geldknausereien der englischen Regierung — an die Tafel der Offiziere des zu seiner Bewachung stationierten Regiments habe setzen wollen, die wohl einem alten Soldaten wie ihm ein Gericht nicht verweigern würden, waren, in geschickter Form vorgetragen, ihrer Wirkung von vornherein sicher.

Die persönliche Teilnahme machte auch die ohnehin schon zum Glauben geneigten Gemüter noch zugänglicher für die Angaben des Gefangenen über sein politisches Leben und Streben. Mochten ihnen des Kaisers Handlungen auch vielfach widersprechen, so wollte man doch annehmen, daß seine Absichten besser gewesen als jene oder daß der große Mann sich schlimmsten Falls im Zustande der Selbsttäuschung befunden habe. „Napoleon," heißt es in der angeführten Rezension, „hielt sich für den Boten Gottes oder den Sohn des Schicksals, der dazu bestimmt sei, die Menschenwelt in die gehörige Ordnung zu bringen; und daher hielt er alles, was er entwarf, für heilsam, was er wollte, für Recht, alle, die sich seinem Willen widersetzten, für Rebellen, die er niedersäbeln ließ, solange er noch Macht hatte, die er durch Verachtung töten wollte, als ihm die Macht fehlte." Und das Brockhaussche „Literarische Conversations-Blatt" sagt in einer Besprechung des O'Mearaschen Buches [101]), zwar wäre die Zeit noch nicht da, „wo sich alle Urteilsfähigen in einer klaren Ansicht des außerordentlichen Mannes vereinigen", doch habe „seit sieben Jahren sich vieles ereignet, was großen Zweifel gegen das zu Anfange dieses Zeitraumes uns angesonnene Glaubensbekenntnis erregen mußte, daß er der ärgste Feind der Freiheit Europas sei".

Wurde O'Mearas Werk in Deutschland, in der Bearbeitung von Friedrich Schott, ein standard work der Leihbibliotheken — ich selbst besitze ein unglaublich zerlesenes Exemplar dieser Herkunft — so war bald in jeder Hütte, wo ein Veteran des Kaisers hauste, aber auch, wie Varnhagen bezeugt, in den vornehmen Salons der — Berliner Gesellschaft das Mémorial de Sainte-Hélène[102]), das berühmte Journal des Grafen Las Cases, in das dieser Tag für Tag eingetragen, was der Kaiser Napoleon im Laufe eines Jahres auf St. Helena getan und gelassen, gedacht und gesprochen hatte.

Der Verfasser, dessen Silhouette oben gezeichnet wurde, war für die Aufgabe, die er sich gestellt, vorzüglich geeignet. Sein Buch war weit weniger eine objektive Wiedergabe spontaner Äußerungen Napoleons als das erst unlängst veröffentlichte Tagebuch des Generals Gourgaud. Der apologetische Charakter, den des Grafen übrige Schriften in starker Prägung zeigen, hat auch dem Mémorial de Sainte-Hélène den Stempel aufgedrückt. Die Gesichtspunkte, nach denen diese unter Napoleons eigenen Augen angelegte und nicht ohne Advokatenkniffe geführte Verteidigung geleitet wird, sind im wesentlichen dieselben wie bei O'Meara; nur steht die politische Rechtfertigung des Kaisers noch mehr im Vordergrunde als bei jenem.

Unter den obwaltenden Verhältnissen mußte auch dieser Same auf einen überaus günstigen Boden fallen. Wer, wie ein Kritiker des „Literarischen Conversations-Blattes“ [103]) an der Echtheit der freisinnigen Entwürfe Napoleons zweifelte, dieser „lieblichen politischen Idyllen“, die nach Beendigung des Feldzugs gegen die russischen Barbaren Europa in einen großen Schäfergarten verwandeln sollten, der fand zum mindesten einen „unwiderstehlichen Reiz“ in dem Tatsächlichen der Las Casesschen Berichte, zumal in den Schilderungen des intimen Lebens des einstigen Weltherrschers.

Auch der „Jenaischen Literatur-Zeitung“ ist der über die Maßen edle und wohlwollende Napoleon verdächtig, aber die Gesinnung seines Biographen über allen Zweifel erhaben[104]). Andere erkennen zwar in ihm den unbedingten Lobredner[105]); ja, Varnhagen findet in seinem Werke etwas Charlatanisches, und dessen Verfasser bekommt gelegentlich sogar Kosenamen zu hören wie „eitler Geck“ und „dummer Lakai, den seine Livree und der Titel seines Herrn glücklich und schwindlig macht“ [106]). Aber die optimistische Auffassung in der Beurteilung des Werkes ist stark überwiegend, und auch solche, die sich von O'Mearas rücksichtsloserer Form abgestoßen fühlten, fanden

bei dem feineren Las Cases ihre Rechnung. Ganz bezaubert von dem gewandten Franzosen ist ein Kritiker der „Allgemeinen Zeitung", der in der schon damals literarisch bedeutenden Beilage [107]) die Ansicht ausspricht, man lerne in diesem Buche den Mann, der Europa einst durch seine Siege beherrschte, so genau kennen, daß „nun alle vorgefaßte Meinung und jede Täuschung schwindet". Man könne gewissermaßen sagen, daß er nach seinem Tode neue Siege erfochten habe.

Auch die andern zur St. Helenaliteratur gehörigen Werke, die um jene Zeit erschienen, begegneten einem hohen Interesse. Sie alle waren geeignet, für den Helden aufs neue Stimmung zu machen. So die Derniers moments de Napoléon, Memoiren seines letzten Arztes, des Korsen Antommarchi [108]), den der Kranke selbst wenig geschätzt, der aber, gleichfalls mit einer reichen Phantasie ausgestattet, es vortrefflich verstand, sich und seinen Patienten in eine besondere Beleuchtung zu setzen, ein unwahres Zwielicht, das aber die Leser gefangen nahm. Lord Rosebery bezeichnet in seinem bekannten Werke den Antommarchi als den unglaubwürdigsten von allen Zeugen des großen Dramas, und man braucht nur an Scenen wie die zu denken, in welcher der Doktor den kranken Napoleon von seinen künftigen Unterhaltungen im Elysium mit Friedrich II. und den großen Männern des Altertums schwärmen läßt, um die Richtigkeit dieser Behauptung einzusehen. Und doch haben gerade solche völlig erfundenen oder mit einem starken Aufwand an poetischer Freiheit umgedichteten Scenen wieder mit ungeheurem Zauber auf die Volksseele gewirkt, und in einer ernsten Kritik aus damaliger Zeit [109]) sind die Worte zu lesen: „Besonders dient die Schilderung seiner letzten Augenblicke dazu, ihn kennen zu lernen, und wahrlich die Befangenheit und der Haß, welche sich so lange dabei gefielen, Napoleon als ein hartes, fühlloses, jeder weicheren menschlichen Empfindung abgestorbenes Wesen darzustellen, werden verstummen müssen vor diesen Zeugnissen, die eine gerechte Nachwelt nicht vergessen wird, in die Wage zu legen." Auch der Pisaner Professor Antommarchi wurde einer der „Evangelisten" von St. Helena.

Und selbst einen seiner Regierung pflichttreu ergebenen englischen Seeoffizier kann man in gewissem Sinne diesen beizählen. Es ist Maitland, der Verfasser des Narrative of the surrender of Buonaparte [110]). Maitland war der Kommandant des Bellerophon, an dessen Bord sich der bei Waterloo Geschlagene den Engländern ergab. Das Benehmen des Kapitäns bei diesem Akte war nicht

einwandfrei gewesen, mußte wenigstens den Verdacht erwecken, als habe er dem Kaiser in Bezug auf seine Aufnahme in England mehr versprochen als er halten konnte. Schon zur Zeit des Ereignisses waren gegen Maitlands Gesinnung und Handeln Bedenken geäußert worden, und das Bedürfnis einer Rechtfertigung lag für diesen nahe. Ob sie ihm völlig gelungen, wurde mehrfach bezweifelt [111]), in anderer Hinsicht aber war Maitlands Buch den Zeitgenossen sympathisch: der „sturmkalte Seemann", wie ihn Heine später genannt hat, gab der Wahrheit die Ehre, wenn er englischen Entstellungen gegenüber bekannte, daß Napoleons Benehmen in jenem denkwürdigen Augenblicke, der seine politische Laufbahn für immer abschloß, groß und würdig und sein Umgang bezaubernd gewesen sei.

Richten sich die bisher besprochenen Werke vorzugsweise mitleiderweckend an die persönliche Teilnahme des Lesers für den tragischen Ausgang des großen Lebens, so war in dem Jahrzehnt zwischen dem Abend von Waterloo und dem Erscheinen der letztgenannten St. Helenaschriften eine ungeheure Menge von Büchern über Napoleon und seine Taten auf den Markt gebracht, die sich vorwiegend an andere Interessen des lesenden und studierenden Publikums wendeten. Nicht die im Grunde doch etwas weinerliche Tragödie von Longwood, sondern das Heldenstück der Kaiserzeit behandeln sie, namentlich die letzten Aufzüge, die elementare Katastrophe von 1812, die Peripetieen von 1813, den großen Aktschluß von Fontainebleau, den wirkungsvollen Epilog von 1815. Die Veteranen des kaiserlichen Heeres, welche die rücksichtslose Verfolgung der bourbonischen Regierung um Brot und Ehre, Rang und Heimat brachte, denen sie nach tatenreichem Leben eine unfreiwillige Muße aufzwang, ihnen hat sie glücklicherweise auch die Feder in die Hand gedrückt, um die Ruhmestaten ihres Kaisers, vor allem eine Menge intimerer Züge aus dessen Leben im Kabinett und im Feldlager, auf die Nachwelt zu bringen. Eine wahre Unzahl von Memoiren, militärischen und strategischen Schriften quoll aus dem Boden, und schon vor Napoleons Tode war sie zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsen. Auch Deutsche beteiligten sich daran, teils alte Rheinbündler, die mit den ehemaligen Kriegskameraden in gleichem Fahrwasser schwammen oder, wie die württembergischen Generale von Kausler und von Theobald, deren Schriften in unsere Sprache übertrugen, teils Männer wie Plotho, Rühle von Lilienstern, Müffling, der bayerische Freiherr von Völderndorff und viele andere, die vom gegnerischen Standpunkte wider französische Darstellungen polemisierten, allzu laute

Rodomontaden kaiserlicher Haudegen zurückwiesen und so noch einmal in der Schreibstube mit den alten Gegnern von Leipzig und Ligny die Klinge kreuzten. Aber auch ihre Arbeit hat den Ruhm des Mannes, der im Mittelpunkte dieser auf- und abwogenden Federkämpfe stand, nicht unerheblich gefördert, mindestens beigetragen, das Interesse für ihn ununterbrochen wachzuhalten und noch zu steigern.

Für uns erhebt sich hier wieder die Frage, wie viele dieser Schriften unserem Heine bekannt geworden sein mögen. Sie gehört zu denen, die ich nicht so ohne weiteres mit einem peremptorischen „ja“ oder „nein“ beantworten möchte. Auf der einen Seite dürfte er manche jener Memoiren gelesen, durchblättert oder in Auszügen kennen gelernt haben, die in seinen Werken nicht citiert werden und deren Spuren schwer nachweisbar sind. Auf ein großes Interesse an dieser Literatur deutet vor allem die Stelle in den „Englischen Fragmenten“, wo der Dichter im Gegensatz zu den Engländern die Franzosen lobt, weil sie die Geschichte ihrer Taten schreiben: „Jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen; die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren“ [112]).

Anderseits mag Heine vieles eben nur flüchtig angesehen, vielleicht nur aus Besprechungen gekannt haben, er, der ein eifriger Leser periodischer Blätter war und sich gelegentlich auf die Lektüre der „Hallischen Literatur-Zeitung“ und ähnlicher Institute im Scherz etwas zugute tut. So wird beispielsweise die vorzügliche Geschichte des spanischen Feldzuges von dem als Militär und Kammerredner gleich ausgezeichneten General Foy nur ein einziges Mal erwähnt [113]). Es geschieht, um den Vorzug der auf Ehrgefühl basierten Mannszucht in den kaiserlichen Heeren vor der rohen Prügeldisziplin der Engländer zu betonen.

Hier ist wenigstens ein Anhalt gegeben. Wer will aber sagen, was Heine sonst noch alles aus der unabsehbaren Reihe dieser Memoirenwerke gekannt hat? Ob die Schriften des vom Schicksal unaufhörlich umhergetriebenen Obersten Vaudoncourt [114]), dem das Elend der Verbannung die Feder „vergiftet“ hatte, ob die wegen ihrer einseitigen Verherrlichung der kaiserlichen Politik von den deutschen Kritikern vielfach verurteilten Fainschen Manuskripte [115]), ob den von Menzel so sehr gerühmten Chambure [116]) oder Fleury de Chaboulons Memoiren [117]) über Napoleons Leben im Jahre 1815? Am sichersten, glaube ich, wird eine Bekanntschaft unseres Dichters mit den allgemein ge-

lobten und beliebten Schriften des schon früher erwähnten Generals Pelet anzunehmen sein, zumal Bruchstücke aus diesen in den bei Cotta erscheinenden „Politischen Annalen“ zu einer Zeit veröffentlicht wurden, als Heine diesem Organ schon nahe stand[118]).

Und nun darf nicht unerwähnt bleiben, daß unter den Autoren Napoleon selbst auftritt, dessen auf St. Helena diktierte Erinnerungen Gourgaud und Montholon nach den auf der Insel angefertigten Niederschriften in den Jahren 1822—23 zu Paris herausgaben[119]). In welchem Sinne der junge Heine sie auffaßt, läßt sich wieder ge- genau angeben: nicht mit dem Auge des Kritikers, sondern mit dem des gläubigen Bewunderers, des Künstlers, des Poeten hat er sie betrachtet. Denn er selbst sagt an einer Stelle seiner Werke, — es ist wieder in den „Englischen Fragmenten“ — daß der „große Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Ratschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden“[120]).

Aber mehr als alle die bisher besprochenen Aufzeichnungen, als Napoleons eigene Memoiren, hat das Ségursche Werk über den russischen Feldzug die Gemüter in ihren Tiefen erschüttert[121]). Alle Zeitumstände waren dem Erscheinen des wunderbaren Buches günstig. Die von erhabener Schönheit umstrahlte Katastrophe, der Untergang eines seit Xerxes' Zeiten nie mehr gesehenen Heeres, nicht durch den Kampf mit einem im Vergleich zu ihm und seinem Führer fast kläglichen Gegner, sondern im tosenden Wirbelsturm der Elemente, das umfängt noch heute mit herzbestrickendem Zauber den Leser. Wieviel mehr damals, wo der Welt noch feierlicher, romantischer zu Mute war als in dieser blassen Werktagszeit des zwanzigsten Jahrhunderts! Dazu kam die „Aktualität“ des Werkes. Es gab eine Menge Leute, wie Hauffs General Willi, der in Stuttgart auf der Straße umherwandelnde Freiherr v. Hügel[122]), welche die packenden Einzelheiten des Buches, die Scenen an der Beresina und Neys nächtlichen Zug über die schwankenden Eisschollen des Dnjepr mitgemacht hatten. In Bayern war fast kein Dorf, das nicht einige seiner Kinder betrauerte, die in Rußlands Schnee begraben lagen[123]). Und nun erscheint dies namenlose Elend und diese hehre Größe den noch Mitlebenden in einem Gemälde, das die früheren Bilder der Vaudoncourt, Labaume, Röder, Chambray und wie sie heißen, an Farbenpracht, an Fülle der poetischen Anschauung weit hinter sich ließ!

Ein Sallust, sagte man, habe ihn gezeichnet, diesen Cäsar, der den Halbtoten zu gebieten wußte und immer noch die Seele der Tausende war, die, sobald Gefahr nahte, die von Frost verklammten Hände um die eisigen Gewehrläufe klammerten, „den Kaiser zu schützen". Mehr als ein Sallust war es wohl ein Homer, und es ist nicht unbedingt als Tadel zu nehmen, wenn ein Pariser Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", einer der wenigen, die Ségurs Leistung damals ungünstig beurteilten [124]), das Buch schlechtweg einen „Roman" genannt hat. Ja, es war ein Roman, ein Heldenroman, eine Epopöe, das französische Nationalepos, in ganz anderem Sinne wie die langweilige Henriade des seligen Herrn von Voltaire, ein „Ozean, eine Odyssee und Ilias, eine Ossiansche Elegie, ein Volkslied," wie es Heine getrost nennen konnte [125]). Nach einem zwingenden Gesetze der Geister mußte es die Seele des jungen Poeten ergreifen, der sich um die ersten Versuche, das Leben des Kaisers „objektiv" darzustellen, die in Frankreich Arnault [126]) und Thibaudeau [127]), in Deutschland Buchholz [128]) und Schlosser [129]) anstellten, anscheinend so wenig gekümmert hat und dafür um so lieber die Evangelien der Las Cases und O'Meara aufschlug und Ségurs „betäubenden" Roman immer wieder zur Hand nahm.

War er doch, was bei der Beurteilung seines Verhältnisses zu dem Franzosenkaiser nie vergessen werden darf, ein Dichter, der von dem poetischen Napoleon fast noch mehr angezogen werden mußte als von dem politischen. Auch bei seiner späteren Verurteilung des Walter Scottschen Werkes über den Kaiser, von der wir passender an einer andern Stelle sprechen werden, hat er sich ja weit mehr von künstlerischen als historischen Gesichtspunkten leiten lassen.

Wie tief die Historie von der großen Armee auf poetisch veranlangte Gemüter wirkte, zeigt Wilhelm Hauffs fast gleichzeitige Novelle, „Das Bild des Kaisers", in der man den Nachhall der Ségurschen „Dichtung" und den Donner der letzten Geschütze um Wilna und Kowno hört. Später hat als „deutscher Ségur" Ludwig Rellstab in seinem Roman „1812" ein umfassendes Gemälde des russischen Feldzuges geliefert. Die Erwähnung Hauffs, der übrigens auch in einer ansprechenden Weise den ägyptischen Heereszug in seine orientalischen Märchen zu verflechten wußte [130]), gibt mir Anlaß zu einer anderen Betrachtung, die auf Heine unmittelbar hinleitet. Bei dem ungemein regen Interesse für Leben und Taten Napoleons, das wir beobachten konnten, liegt die Frage nahe, ob und warum man

sich nicht schon zu jener Zeit daran versucht hat, neben den Reliefs und Schattenrissen kleinerer Dichtungen ein Vollbild aus dem Granitblocke zu meißeln, den der korsische Gigant wie absichtlich zu diesem Zwecke hingewälzt hatte. Ein dramatisches — das verbot schon die politische Lage. Allermindestens mußte die Firma geändert werden. Und selbst wenn das geschah, welchen Sturm hatte 1817 Arnaults „Germanicus" in Paris erregt! Auch später gebrauchten die Dichter dieselbe Vorsicht. Ende 1821 schuf Talma die Rolle des „Sulla" in de Jouys gleichnamigem Stücke, Talma, der den verkappten Napoleon so oft in den Tagen des Empire gespielt hatte, und auch jetzt erkannte man den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts unter der klassischen Toga! Bald darauf hat der jüngere Arnault (Emile Lucien) eine Apologie des Märtyrers von St. Helena auf die Bühne gebracht, aber er hatte in seinem „Regulus" den Umweg über Rom und Karthago nehmen müssen. Einen noch weiteren Weg hatte der italienische Dichter Niccolini eingeschlagen, der in dem — 1819 zu London gedruckten — „Nabucco" aus dem Euphrattal und der Urzeit des babylonischen Reiches seine Theaterrequisiten erborgte, um Napoleon darstellen zu können. Besonders nahe mußte der Charakter dieses Helden den Dichtern der in engerem Sinne so genannten Schicksalstragödie liegen. Schon 1808 hatte ihn Zacharias Werner als „Attila" in den Umrissen gezeichnet [181]); 1817 tat das, nur mit umgekehrter Tendenz, Adolf Müllner. Aber auch er verlegte, im „König Yngurd", Helden und Handlung in die sagenhafte Vorzeit [182]). Auch Grillparzer gesteht in der „Selbstbiographie" [183]), daß ihm bei der Schöpfung seines „König Ottokar" die Züge Napoleons vorgeschwebt hätten. Und als es Holtei in Berlin einmal wagte, den Kaiser selbst — freilich in harmlosester Weise als stumme Person — auf die Bühne zu bringen, da zog die Polizei ein höchst bedenkliches Gesicht, und das Stück wurde nach wenigen Aufführungen verboten [184]).

Aber das alles waren ja farblose Silhouetten, ohne Inkarnat, die womöglich gelehrter Deutung bedurften, um überhaupt verstanden zu werden. Erst nach der Julirevolution malt der kraftgenialische Grabbe den letzten Kampf des riesigen Soldaten in großartigen Fresken auf die weltbedeutenden Bretter; er schreibt seinen „Napoleon oder die hundert Tage", ein Stück, dessen Aufführung sich freilich unter damaligen Verhältnissen schon aus technischen Gründen verboten haben würde.

Aber hätte nicht, was im Drama, wenigstens dem Bühnendrama, unmöglich war, in epischer Form geschehen können?

Ja, wenn den Epigonen der Restaurationszeit nur nicht die Kraft gemangelt hätte! An und für sich konnte, mußte ja die historische Novellistik nach Scottschem Vorbilde, die sich in den zwanziger Jahren in Deutschland so üppig entfaltet, auf die poetische Ausnutzung der Kaiserzeit geradezu hindrängen. Und soweit es sich nur um diese, um die Milieuschilderung, handelt, ist das auch reichlich geschehen. Von Karoline Fouqué schon 1814, von andern noch viel früher. Auch in den zwanziger Jahren wimmelt es von Romanen und Novellen aus der Revolutions- und Kaiserzeit, in denen Napoleon erwähnt, auch wohl hier und da einmal redend eingeführt wird. Man braucht nur die beliebten Taschenbücher zu durchblättern, das „Vergißmeinnicht", die „Urania" und wie sie heißen mögen, an deren süßlich schlüpfrigen Geschichtchen mit den vollbusigen Titelkupfern sich unsere guten Großmütter in der Jugendzeit ergötzten. Wem fiele nicht Claurens „Mädchen aus der Fliedermühle" ein? Von den E. T. A. Hoffmannschen Spukgeschichten spielt mehr als eine in den Kampagnen von 1813/15. Versteht sich, daß sie vom patriotisch preußischen Standpunkte geschrieben sind. Auch in die wie die Sternhaufen zahllosen Novellen der Blumenhagen, Tromlitz, Laun, Bronikowski, Weichselbaumer, in die „Kriegs- ,und Reisefahrten" des abenteuernden Literaten Christian August Fischer spielt der Korse mit seinen Heereszügen hinein. Ein Büchlein dieser Art ist z. B. „Die schweizerische Amazone" [135]), eine Schilderung des wechselreichen Lebens einer Offiziersfrau, die in Begleitung ihres Gatten alle Feldzüge des Kaisers von den Pyramiden bis Waterloo mitmacht. Steffens' „Vier Norweger" [136]) kämpfen dagegen wie ihr Verfasser auf seiten der Verbündeten gegen den „Feind der Menschheit". Auch Fouqués „Réfugié" (1824) ficht zur Zeit der deutschen Erhebung unter denen, deren Landsmann er geworden, gegen den Franzosenkaiser. Ja, man kann, wenn man will, hierher auch jene halb auf Wirklichkeit beruhenden, halb romanhaften Lebensbeschreibungen napoleonischer Krieger zählen, die unter dem Namen „Der junge Feldjäger", „Des jungen Feldjägers Kriegskamerad" und „Des jungen Feldjägers Landsmann" erschienen und dem alten Goethe so viel Vergnügen bereiteten, daß er sich vom Throne der Majestät herabließ, diese harmlosen Kinder der historischen Muse mit wohlwollenden Einleitungen zu versehen [137]). Aber auch das waren doch höchstens Momentaufnahmen, den Erinnerungsbildern vergleichbar, die so viele

im Herzen trugen, welche den gewaltigen Mann das eine und das andere Mal auf einer Revue oder an einer Straßenecke gesehen, wenn es hoch kam, wie jener weimarische Feldjäger von ihm der Ehre einer kurzen Ansprache gewürdigt worden waren. Ein wirklicher Napoleon mit Fleisch und Blut war das nicht. Auch für das Fehlen seines Bildes in der erzählenden Literatur mögen Unvermögen und Censurfieber zu gleichen Teilen verantwortlich zu machen sein. Als es endlich im Jahre des Julikampfes Karl Spindler gewagt hat, dem von der Reaktion Verfehmten eine Hauptrolle in einer seiner Erzählungen zuzuweisen, da machte auch er, gleich jenen Dramatikern, den Versuch in so versteckter Weise, daß ein Rezensent der „Jenaischen Literatur-Zeitung" seinen ganzen Scharfsinn aufbieten mußte, um in dem mystischen „Eroberer" [138]) den wirklichen Napoleon zu entdecken. Kurze Zeit darauf hat dann freilich derselbe Spindler im „Invaliden" schon ein bedeutenderes, mit stark menschlichen Zügen ausgestattetes Bild von dem Kaiser entworfen, worin ihm Ferdinand Stolle und andere später gefolgt sind. Doch liegt das außerhalb des Rahmens dieser Betrachtung.

Greifen wir jetzt ein wenig zurück, um zusammenzufassen. Infolge seines tragischen Endes und so und so vieler anderer Umstände, unter denen die Politik der Reaktionszeit in erster Reihe steht, ist eine starke Umkehr der öffentlichen Meinung zu Napoleons Gunsten eingetreten. Selbst in den Kreisen seiner Gegner ist ein teilnehmendes Interesse erwacht und von Jahr zu Jahr gewachsen. Ein gewisser Platonismus dieser Begeisterung ist freilich unverkennbar. Gilt sie doch nicht mehr dem Lebenden, sondern einer Person, die angefangen hat, der Geschichte anzugehören. Man konnte wie der Hauptmann in Immermanns „Münchhausen" gut patriotisch sein, „stockpreußisch" oder „schwarz-gelb bis auf die Knochen" [139]), und die in der Luft liegende Stimmung für den Mann von Austerlitz und Jena doch teilen. Selbst Heine hat gelegentlich sagen können, das Liebste an Napoleon sei ihm, daß er tot wäre, denn lebte er noch, so müsse er ihn bekämpfen helfen.

Genau genommen, handelte es sich überhaupt nicht mehr ausschließlich um den wirklichen, sondern schon um einen poetischen Napoleon, dessen Linien im Voraufgehenden andeutungsweise festgestellt wurden.

Daß sich nun die Restaurationszeit — auch in künstlerischem Sinne — gerade *diesen* Helden erkor, ist ja leicht zu begreifen. Die ganze Lauheit und Flauheit der trüb traurigen Jahre, über die

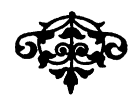
man alle Zeitgenossen, Grillparzer und Immermann, Hauff, Hoffmann (Ernst Theodor Amadeus so gut wie den jungen Heinrich von Fallersleben), Börne, Grabbe, Gutzkow, Marggraff und wie sie heißen, je nach ihrem Naturell mehr elegisch klagen oder lustig spotten hört, diese unsägliche Flachheit und Öde mußte nach dem psychologischen Gesetze des Widerspruchs zum Genie- und Heroenkultus drängen, der denn auch geradezu ein Merkzeichen jenes Epigonenzeitalters geworden ist. So wurde Schiller gefeiert, noch mehr Goethe, am meisten aber der Mann, der, wie Legouvé schrieb, während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren die Geschichte Frankreichs zu einem epischen Gedicht umgeformt[140]), nach Heines Ausdruck „jeden Tag ein gutes Epos improvisiert"[141]) oder, wie man vielleicht auch sagen könnte, alle paar Monate ein neues Ausstattungsstück großen Stils gegeben hatte, bald in Mailand, bald in Kairo, in Wien, Berlin, Madrid, Moskau oder auf seinem Centraltheater zu Paris. Jetzt verzehrte man in Berlin die Süßigkeiten der Taschenbücher, stritt über die Oper und trank dazu ästhetischen Thee; dann wird man den Gesang der Henriette Sontag und ein paar Jahre später die Beine der Taglioni bewundern; in Wien herrscht Totenstille, und nur in Metternichs Kabinett rasselt die Feder übers Papier, um eine seiner geistesarmen Diplomatenphrasen zu schmieden; in Paris schleichen kaiserliche Marschälle, z. B. Soult, die man einst in anderem Feuer gesehen, die geweihte Kerze in der Hand, hinter dem Sanktissimum der Prozession; in Madrid wird gelegentlich ein Liberaler gefoltert, in Neapel dann und wann ein Carbonaro gepeitscht. Das ist die „Bewegung" der Zeit. Vollends über Deutschland lagerte ein unheimlicher Quietismus.

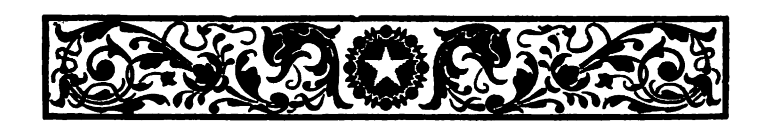
Nach alledem ist es kein Wunder, daß in den besseren Köpfen eine Reaktion wider die Reaktion — neben der politischen auch eine poetische — zu arbeiten begann und des „großen Kaisers" Büste sich als Zauberbild vor einem Geschlecht erhob, dessen ältere Mitglieder das Original hatten zertrümmern helfen. Aber der Dichter, der Napoleon an die Schulter reichte, war nicht da, ganz gewiß nicht, seitdem Goethe alt geworden und Byron in der Dorfkirche von Hucknall begraben lag. Ein Vollbild, wenigstens ein solches, das einen dauernden Platz im Museum der Literaturgeschichte beanspruchen darf, wird also vor der Hand ungemalt bleiben.

Aber vielleicht wird ein geistreicher Mann kommen, ein pikanter und origineller Skizzenzeichner, ein künstlerischer Photograph, der mit Blitzlicht arbeitet, je nach Stimmung und Eingebung seinen Helden

bald in dieser, bald in jener Stellung porträtiert, oft ganz launische Capriccios hinzaubert, aber doch so verfährt, daß seine Kreide- und Kohleskizzen bei allen Abweichungen im einzelnen immer „Napoleons" sind und daß auch die schwächste derselben die bonapartische Familienähnlichkeit nicht ganz verleugnet.

Dieser Mann wandelte schon lange unter den Lebenden. Der Titel meines Buches macht es überflüssig, ihn nochmals zu nennen, zumal sein Name sich schon verschiedentlich zwischen diese Blätter gedrängt hat.





2. Kapitel.

Wie ist Heinrich Heine der typische Napoleondichter Deutschlands geworden?

Die voraufgehende allgemeinere Milieuschilderung allein gibt noch keine genügende Antwort auf die Frage, wie es gekommen ist, daß gerade ein Düsseldorfer Jude, der Abkömmling eines, wie man sagt, unkriegerischen Volkes, die Flagge des Soldatenkaisers hißte und sich von dessen Schatten während seiner ganzen Lebenstätigkeit begleiten ließ, so daß dieser Umgang dem sonst so wechselvollen Bilde der Heineschen Schriftstellerei einen seiner charakteristischen Züge verleiht.

Unser Dichter hat selbst eine Art Antwort auf jene Frage erteilt, da, wo er in den „Memoiren" von seiner Geburtsstunde sagt: „Ort und Zeit sind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht bloß die Franzosen, sondern auch der französische Geist herrschte."

Gerade alt genug, um Napoleon in seiner vollen Kaiserglorie zu sehen, aber doch zu jung, um sich wie reifere Zeitgenossen, namentlich solche, die noch die Revolution erlebt hatten, die Unmittelbarkeit seiner Eindrücke durch das zersetzende Scheidewasser der Kritik zerstören zu lassen, kam Heine in die Welt wie ein verspäteter Zuschauer in den dritten oder vierten Akt eines Heldendramas. Er bewundert dessen prächtige Dekorationen, erstaunt über die Höhe der Situation, wird von dem Akteur und der Handlung geblendet, ist aber vor der Hand nicht in der Lage, empfindet auch gar kein Bedürfnis, sich über das Werk selbst, über den vielleicht in mancher Hinsicht fehlerhaften Aufbau Rechenschaft zu geben.

Zudem wird er durch das Schicksal in ein spezifisch napoleonisches Milieu geworfen, das die Elemente des bisher geschilderten allgemeinen sozusagen in verdichteter Form und noch manche andere dazu enthielt. Die Erinnerungsbilder der frühesten Kinderjahre, die stärksten und nachhaltigsten für das spätere Leben, sind unzertrennlich mit dem Bilde des Imperators verknüpft. Da ist der Vater Samson Heine, ein schöner, vornehmer Mann, der alles Militärische, mit Einschluß der unvermeidlichen Pferde und Uniformen, leidenschaftlich anbetet, ein glühender Verehrer des Kaisers. Samson Heine war eine degenerative Natur[142]), und das Bild, das der Dichter in den „Memoiren" von ihm entwirft, ist offenbar stark geschmeichelt. Aber dieser Umstand zeigt eben die große Liebe des Sohnes zu dem schwärmerisch verehrten Vater, dessen Meinungen wenigstens in gewisser Zeit und in gewissen Dingen für den Knaben Norm gewesen sein werden[143]). Und Mutter Betty oder Peira oder Peierche van Geldern? Sie soll eine gute deutsche Patriotin gewesen sein, und man hat sogar Beweise dafür. Aber der deutsche Patriotismus zur Zeit nach dem Lunéviller Frieden war im Vergleich zu dem, was man heute darunter versteht, recht weitherzig und der Geist der klugen Peira, im Gegensatz zu der weichen und schwachen Natur ihres Gatten, mit willensstarker Festigkeit auf die praktischen Seiten des Lebens gerichtet. Auch diese verwiesen auf den gewaltigen Mann, der am Morgen des Jahrhunderts mit einer beispiellosen Sicherheit die Geschicke der Völker lenkte. Es steht fest, daß Frau Peira, obendrein noch eine Jugendfreundin der Marschallin Soult, für ihren Sohn Harry einen hohen Posten im diplomatischen oder militärischen Dienste des Weltherrschers erträumte.

Auch der Unterricht auf dem Lyceum in Düsseldorf lieferte der in der Seele des frühreifen und für alles Große empfänglichen Knaben schon vorhandenen Begeisterung für den Helden neue Zufuhr. Namentlich muß einer seiner Lehrer ein eifriger Bewunderer des Kaisers gewesen sein, wie aus einer Stelle im X. Kapitel der „Reise von München nach Genua" [144]) hervorgeht. Es war gerade die erste Kunde von der Leipziger Schlacht nach Düsseldorf gedrungen, als der alte Lehrer das horazische:

O navis referent in mare te novi
Fluctus?

seinen Schülern erklärte. Die Betrachtungen, die er daran knüpfte, — u. a. der Vergleich der Verbündeten mit den Thebanern, die endlich auch einmal über die unbesiegbaren Spartaner eine Schlacht

bei Leuktra hatten gewinnen können und dann damit wie die Knaben prahlten, die sich vor Freude nicht zu halten wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben – sie lassen darauf schließen, daß der alte Mann zu jener Klasse feuriger Napoleonenthusiasten gehörte, deren letzte Mitglieder noch lange nach 1870 in den Rheinlanden zu finden waren.

So wird man es, obwohl vielleicht nicht wörtlich, so doch dem Geiste nach als mit der Wahrheit übereinstimmend ansehen dürfen, wenn Heine bei dem bekannten Abenteuer mit einem andern seiner Lehrer, dem Abbé Daunoi, der ihn ein Stück der Messiade in französische Alexandriner übertragen lassen wollte, mit komischem Pathos ausruft: „Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen – nimmermehr!“ [145]).

Im allgemeinen tut man ja freilich gut daran, den Anekdoten, die Mit- und Nachwelt, namentlich die sogenannten Jugendfreunde, den Kindertagen eines später berühmt gewordenen Mannes anzuheften pflegen, keinen allzu hohen Wert beizumessen. So mag auch jene andere Geschichte zweifelhaften Ursprungs sein, die an einer Stelle steht, wo man kaum etwas von Heine zu hören erwartet. In dem umfangreichen Werke der Marquise de Blocqueville über ihren Vater, den Marschall Davout, findet sich eine den deutschen Biographen des Dichters anscheinend unbekannt gebliebene Äußerung von Samson Heine über die Liebenswürdigkeit dieses Marschalls, der sich auf dem Durchmarsch durch Düsseldorf (1814), von der Anmut des jungen Harry angezogen, mit diesem leutselig auf der Straße unterhalten haben soll [146]). Wenn die Nachricht auf Wahrheit beruht, würde auch dieses an sich unbedeutende Ereignis gewiß beigetragen haben, die schon bestehende Vorliebe des Vaters und des Sohnes für die Franzosen und ihren Kaiser zu erhöhen.

Wichtiger ist, daß diese in der Angehörigkeit beider zum Judentum eine starke Wurzel hatte. Eine Sache von tiefgreifender Bedeutung, bei der wir einige Zeit zu verweilen haben werden. Ich rede natürlich einstweilen nur von Heines Jugend und von Gefühlen, die der Dichter ererbt, nicht von Überzeugungen, welche er späterer schmerzlicher Lebenserfahrung zu verdanken hatte.

Heines Vater sah und mußte mit der damaligen Judenschaft in den Franzosen und ihrem Kaiser die Befreier von jahrhundertelangem Joche sehen. Die traurige Lage und entwürdigende Behandlung der Juden in der vorrevolutionären Zeit ist allzu bekannt, um hier nochmals beleuchtet zu werden. Einige Milderungen hatte in Frankreich

schon Ludwig XVI. verfügt; in Österreich war unter dem josephinischen Regiment ein kurzer Freiheitssommer über Judäa hereingebrochen, in Preußen, wo selbst der Fürst, der jeden nach seiner Façon selig werden lassen wollte, sich den Bekennern des mosaischen Glaubens recht abgeneigt zeigte, war die berühmte Schutzschrift von Dohm[147]) wenigstens den Aufgeklärten eine Art Kanon für ihr Verhalten gegenüber dem Judentum geworden. Aber von einer völligen Emanzipation des geknechteten Volkes waren alle Staaten des ancien régime gleich weit entfernt, bis aus Mirabeaus Munde die Donnerstimme des Weltgerichts gegen dynastische, prinzliche und ständische Frevel erklang und vor ihrem Posaunenschall die Tore der finstern Ghettos aufsprangen.

Es war also schon die Revolution gewesen, nicht eigentlich erst Napoleon, der den Juden die Freiheit gab. Aber auch in dieser Hinsicht heimste der Korse, der große Exekutor der Revolution, deren Früchte ein. Wie man ihn wegen der Durchführung des Prinzips der Gleichheit verehrte und lobte, wegen der Konskription, des scharfen Prohibitivsystems und der Gründung des Rheinbundes ebenso ungemessen tadelte und haßte, lauter Dinge, die er für seine Person gar nicht erfunden, sondern von früheren französischen Regierungen, Konvent und Direktorium, manche sogar vom absoluten Königtum Ludwigs XIV. ererbt und übernommen hatte, so ward er auch als Befreier der Juden gepriesen, obwohl verschiedene seiner späteren Maßnahmen eher gegen das Judentum gerichtet als zu dessen Gunsten getroffen waren.

Auch den in den deutschen Rheinlanden wohnenden Israeliten, wenigstens den linksrheinischen, war schon durch die Revolution das langersehnte Geschenk der Freiheit in den Schoß geschüttet worden. Die in das Land gekommenen Franzosen hatten vor allem den Leibzoll abgeschafft, diese erniedrigendste aller Abgaben, die, wie der charaktertüchtige schwäbische Politiker Friedrich Pahl damals sagte, lediglich zum Beweise dafür angeordnet zu sein schien, „daß man die Juden nicht als Personen, sondern als eine Art von Ware betrachte, wie zum Beispiel ein Paar Stiere“[148]).

Während im Innern Deutschlands wesentlich noch alles beim Alten blieb und beispielsweise in Berlin gerade in dem ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts auch aus schriftstellerischen Kreisen — es mag genügen, die Namen eines Grattenauer und Buchholz zu nennen — viele feindselige Stimmen gegen das Judentum laut wurden, hatte Napoleons auf das rechte Rheinufer hinübergreifende

Macht in dem zuerst seinem Schwager Murat übergebenen, dann von dem Kaiser selbst in Verwaltung genommenen Großherzogtum Berg die Befreiung der Juden vom alten Joche vollzogen. Die Hauptstadt dieses napoleonischen Eintagsstaates aber war Düsseldorf, Heines Geburtsort, den der Dichter so sehr liebte und an den er auch in späteren Jahren nicht denken konnte, ohne das Gefühl zu haben, er müsse „gleich nach Hause gehen“. Für die Düsseldorfer Juden war mithin Napoleon, der auch in dem Großherzogtum 1808 die Leibeigenschaft aufhob, 1809 die Beseitigung sämtlicher Lehen verfügte und drei Jahre später die fortgeschrittene französische Justizverfassung einführte, der Erlöser aus drückender Knechtschaft.

Auch die übrige Bevölkerung Düsseldorfs hatte manchen Grund, mit dem neuen Regiment zufrieden zu sein. Der kaiserliche Schwager Murat war ein wohlwollender Regent gewesen, der sich namentlich durch Hebung von Handel und Verkehr, dem auch die engere Verbindung mit Frankreich zugute kam, mancherlei Verdienste um das Ländchen erworben hatte, wenn auch die drückenden Zollschranken und die Aushebung, die zahlreiche Söhne des rheinischen Landes zu einem martervollen Tode unter den heißen Himmel Spaniens rief, große Unzufriedenheit erzeugten.

Überhaupt lernten die Rheinländer nach dem Wirrwarr der Kleinstaaterei und dem faulen Schlendrian der geistlichen und weltlichen Duodezfürstentümer unter der kaiserlichen Herrschaft zum erstenmal den Segen einer modernen, von weiten Gesichtspunkten geleiteten Administration kennen. Wie die napoleonischen Präfekten, Lezay-Marnesia in Koblenz, Jean Bon St. André im Departement des Donnersberges, zu den ausgezeichnetsten Verwaltungsbeamten gehörten, die diese Landschaften je regiert haben, so auch Beugnot, der nach Murats Abgang von dem Kaiser bestellte Kommissar des Großherzogtums Berg. Mit Recht kann der französische Professor Ducros in seinem schönen Buche über Heine auf das Wirken dieser Franzosen im fremden Lande stolz sein [149]). Auch Heine hat dem Fleiß und Charakter des Grafen Beugnot an zwei Stellen seiner Werke ein Denkmal gesetzt, als junger Mann in den „Briefen aus Berlin“, dann viel später, zu einer Zeit, wo er über manches weit kälter und nüchterner dachte, in der „Lutetia“ [150]).

Immerhin waren das Momente, die, wenn sie auch eine vorwiegend günstige Meinung für den Imperator im Heineschen Hause hervorrufen mußten, damals mehr auf die älteren Hausgenossen gewirkt haben mögen als auf den Knaben Harry. Natürlich konnte

ein mittelbarer Einfluß auf diesen nicht ausbleiben, wenn er aus dem Munde des geliebten Vaters, der den Kaiser auch nach dessen Sturze zurückwünschte, den großen Mann in einem Tone preisen hörte, als sei der von dem lange Jahrhunderte unterdrückten Volke der Juden erwartete Messias erschienen. Wir besitzen freilich keine direkten Zeugnisse, um uns die Gespräche in der Bolkerstraße zu Düsseldorf, wo Heines Geburtshaus stand, im einzelnen zu vergegenwärtigen. Zum Vergleich a contrario könnten Stimmungen des Immermannschen Hauses in Magdeburg dienen. Der Vater Kriegsrat, ein strammer Altpreuße, „fritzisch gesinnt", hielt die Preußen für infallibel und verachtete den Korsen, dessen Partei nur eine sonderbare alte Tante hochhielt, deren Aktien freilich nach Jena wunderschnell stiegen. Auch der Sohn wurde natürlich ein Napoleonhasser, der bald vor Begierde brannte, seine Büchse gegen den Usurpator zu laden [151]).

Umgekehrt Heine, der nach dem Gesagten von vornherein mit ganz anderen Sympathieen ins Leben trat. Und doch genügt das alles noch immer nicht, um die grenzenlose Begeisterung zu erklären, die den jungen Schriftsteller für den vergötterten, den geradezu vergöttlichten Helden beseelte, eine Begeisterung, die dann später nach manchen Schwankungen auch den kranken Dichter in der Matratzengruft noch einmal mit Macht ergreift, so daß er wie einer der sterbenden Helden des Schlachtfeldes mit einem Vive l'Empereur! auf den Lippen aus der Welt scheidet.

Von schwerwiegender Bedeutung ist der Umstand, daß der Knabe Harry, nachdem er eben die eigentlichen Kinderschuhe ausgetreten hatte, den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen hat: „Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblickend auf die vorbeidefilierende Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te Caesar, morituri salutant [152])!"

Alles in diesen Worten bis auf das falsch wiedergegebene lateinische Citat atmet einen wahren Sturm der Begeisterung. Und diese war um so echter, als sie von der Flutwelle der allgemeinen Volksstimmung getragen wurde.

Napoleons Reisen durch die Rheinlande – er hat deren zwei gemacht, die eine 1804, die andere, während deren ihn Heine sah,



Der alte Jägerhof zu Düsseldorf.

Napoleons Absteigequartier im Jahre 1811.

im Jahre 1811[153]) – waren nicht lediglich Prunk- und Huldigungsreisen, wie sie Fürsten wohl machen, um sich anstaunen und bewundern zu lassen. Dafür allein hätte der unermüdlich tätige Mann keine Zeit gehabt. Er ließ die Arbeit auch auf der Reise nicht ruhen, und diese selbst wurde für ihn zu gewinnbringender Tätigkeit. Überall sah er nach dem Rechten, half Übelständen ab und setzte durch seine Sachkenntnis die Menschen in Staunen. Schon auf der ersten großen Rundfahrt, die den neuen Kaiser über Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Bingen nach Mainz führte, hatte er eine Menge Verbesserungen angeordnet, die ihm die Sympathieen der Bevölkerung erwarben. In Aachen hatte er ungetreue oder allzu harte Beamte abgesetzt, Köln zum Freihafen erklärt und der Stadt aus alten Klöstern ein Geschenk für Kranken- und Waisenhäuser gemacht, den durch Überschwemmung geschädigten Aarbewohnern hatte er mit Geldunterstützungen geholfen, den Insassen des aufgehobenen Frauenklosters auf der lieblichen Insel Nonnenwerth die lebenslängliche Nutznießung ihrer Gebäude zugesichert, der Stadt Koblenz das Bureau des Rheinschiffahrtsoktroi, und mehrere der Domäne gehörige Besitzungen bewilligt[154]). Auch Mainz erhielt wesentliche Vergünstigungen, und mit Recht konnten dortige Blätter über die Kaiserfahrt schreiben: „Sie war keine Lust- oder eitle Prachtreise, sie hatte nicht einen besondern Zweck allein; sie stand mit tausend verschiedenen Angelegenheiten in Verbindung, die nur das Genie eines großen Fürsten auf einmal zu umfassen imstande war“ [155]).

Diese rastlose und für die bereisten Landschaften segensreiche Tätigkeit wiederholte sich auf der zweiten Rundfahrt, die der Kaiser aus Holland in die Rheinlande unternahm und die ihn in einem kleineren Bogen über Düsseldorf, Köln, Bonn und Lüttich nach Frankreich zurückführte[156]). Napoleons Anwesenheit war auch für des Dichters geliebte Heimat eine segensreiche. Der Kaiser hatte die schöne Stadt zum Sitz eines Bischofs und eines Kapitels ausersehen, was ihre Bedeutung in der katholischen Bevölkerung der Umgegend wesentlich gehoben haben würde; überdies beabsichtigte er, aus ihr eine Universitätsstadt zu machen, so warm auch die letzten Professoren des benachbarten Duisburg für eine Neubildung ihrer in den letzten Zügen liegenden Hochschule eintraten. Auch für eine Ausstellung der Erzeugnisse des bergischen Gewerbfleißes hatte der Kaiser ein gnädiges Auge, wenngleich die daran geknüpften Hoffnungen der Industriellen auf den Wegfall oder die Erleichterung der Zollschranken im wesentlichen nicht in Erfüllung gingen. Eine für Düsseldorf besonders kost-

bare Frucht aber erwuchs der Stadt aus der Anwesenheit des mächtigen Herrschers durch das Verschönerungsdekret vom 17. Dezember 1811, das die alten Festungswälle der bergischen Hauptstadt in herrliche, baumbeschattete Spaziergänge umwandelte[157].

So wurde von den Düsseldorfern mehr noch der Schöpfer von Friedenswerken als der Heros gefeiert. Nicht als Kriegsgott sei Napoleon an die Ufer der Düssel gekommen, sondern als mildherrschender Jupiter, sagte der „Westfälische Moniteur" geschmackvoll. Auch in einer unmittelbar nach jenen Festtagen gedichteten Elegie, die sich in demselben Kreise mythologischer Vorstellungen bewegt wie der Moniteur des biedern Westfalenlandes, heißt es, nach einem Preise der Taten des österreichischen Feldzugs:

> Darum irrest du, nur in der Schlachten keckem Getümmel,
> Nur in des Kampfes Gewühl, fühle der Held seine Kraft:
> Auch auf Fluren des Friedens ergrünet der krönende Lorbeer,
> Herrlicher ziert er die Stirn, wenn von der Palme umstrahlt,
> Liebliche Botin des Friedens, er unverwelklich erblühend,
> Gleich wie das magische Reis, heilige Kräfte bewahrt[158].

Doch mag das nicht allgemeine Auffassung gewesen sein. Wie sich jeder das Bild seines Gottes und seiner Geliebten nach eigenem Geschmack zurechtmacht, so stand es auch jedem frei, sich seinen Napoleon im Herzensschrein zu malen, wie er wollte. Den Knaben Harry blendete die Imperatorengestalt, die ein paar Jahre früher auch auf Heines späteren Freund August Lewald in Königsberg einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Ich glaube, hier an dem Ausgangspunkte des eigentlich poetischen Interesses unseres jungen Dichters für seinen Helden angelangt zu sein. Hier fand die generatio aequivoca statt, hier ist die erste Zelle entstanden. Wie schon im gewöhnlichen, im Geschäfts- und Gesellschaftsleben persönliche Begegnung höher bewertet zu werden pflegt als jahrelanger Briefverkehr, so mußte auf die Phantasie des Poeten der „imperiale Märchentraum", wie er ihn später genannt hat, um so berauschender wirken, als er einst selber „mit hochbegnadigten eignen Augen" den Oberon des kurzlebigen Feenreichs an sich hatte vorüberschreiten sehen.

Die ungeheure Macht der Persönlichkeit des Übermenschen ist bekannt genug, um hier nur mit wenigen Worten angedeutet zu werden. Schon den jungen Helden von Lodi hatte die Mitwelt mit fassungslosem Staunen betrachtet. Ich habe schon an anderem Orte berichtet, wie 1797 bei seiner Reise aus Italien nach Rastatt selbst

die Söhne und Töchter der freien Schweizerberge, die der großen Schwesterrepublik mit sehr geteilten Gefühlen gegenüberstanden, vor die niederen Türen ihrer Schindelhäuser eilten, um den unter Glockenklang durch die Dörfer ziehenden Besieger Österreichs zu begrüßen [159]).

Es wird schwerer wiegen, wenn man hört, daß er zu Rastatt selbst in nicht geringerem Grade den alten Perücken der winkelzügigen Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts imponierte [160]). In Paris angekommen, erregte er einen so rauschenden Beifallssturm unter dem Volke, daß die Direktoren von Furcht und Zittern befallen wurden und bei seinem Auszug ins Ägypterland die Mär entstehen konnte, die Regierung habe den gefährlichen Mann dorthin abgeschoben, um ihn mit guter Manier aus ihrer Nähe loszuwerden. Auch die eifernde Frau v. Staël gibt das Außerordentliche der Erscheinung zu [161]). Nicht einmal die lethargischen Moslin im Divan zu Kairo vermögen sich eines tiefen Eindrucks zu erwehren, und noch heute soll im Wüstenzelt der Beduine den Märchenerzählungen von dem jungen Frankensultan lauschen. Seine Rückkehr aus dem Pharaonenland aber ward ein Triumph, dem sich aus der ganzen neueren Geschichte nur der Empfang desselben Mannes nach dem Verlassen der Insel Elba an die Seite stellen läßt.

Auch die Spitzen der europäischen Bildung ließen sich von ihm bezaubern. Nach dem Staatsstreich eilen Männer mit klangvollen Namen, Humboldt, Vincke, Campe, Reichardt, nach der damaligen Welthauptstadt Paris, um das Mirakel mit eigenen Augen zu schauen [162]). „Als ich nach Paris kam, war ich äußerst begierig, den gefeierten Helden des Jahrhunderts zu sehen," sagt ein Kotzebue. Leute von hoher Bildung, Seume, der Berliner Julius v. Voß, der Hamburger Domherr Meyer, der schweizerische Dichter Ulrich Hegner, lassen sich stundenlang unter dem Pöbel auf dem Carrouselplatz umherstoßen, um einen gleichgültigen Blick von dem seine Garden inspizierenden General zu erhaschen [163]). Sorgfältig aber trug der Knabe Schopenhauer, der mit seiner Mutter nach Paris gekommen war, in sein Tagebuch ein, wann und wie oft er im Theater oder auf dem Schloßplatze den Konsul gesehen hatte [164]).

Zur Kaiserzeit ist das noch gewachsen. Wie das hinreißend Liebenswürdige seines Wesens, sobald es dem Löwen zu lächeln beliebte, Männer von der höchsten Gesittung und Lebensstellung zu fesseln wußte, hat man an dem russischen Alexander, an Goethe, vor allem an Johannes von Müller gesehen, der mit seiner ganzen Vergangenheit brach, um wie der Jüngling im Evangelium dem Meister

zu folgen. Die Soldaten, die er am Ohrläppchen gezupft, ließen sich für ihn totschlagen. Aber auch, wer ihn nur um die Ecke hatte reiten sehen, glaubte, etwas Merkwürdiges erlebt zu haben, woran er ein Leben lang zu zehren hätte und was ihn wiederum seinen Mitmenschen interessant machte. „Leben nicht Menschen manchmal von einem einzigen Faktum"? sagt Gutzkow[165]). „Diese haben einmal Napoleon I. gesehen, jene haben auf einem Stuhle gesessen, der zu Luthers Hausrat gehörte." Während der Entrevue zu Erfurt lernt Spohr, damals schon ein gefeierter Komponist, mit verzweifelter Anstrengung 'in wenigen Stunden das Horn blasen, um vom Orchester aus Napoleon im Theater sehen zu können. Noch als neunzigjährige Greisin hob Ulrike von Levetzow im Gespräch mit einem französischen Besucher, der sie über ihre Beziehungen zu Goethe ausfragte, hervor, daß sie in ihrer Jugend auch Napoleon begegnet sei. Dasselbe tat im Jahre 1892 der Jenaer Orientalist Gustav Stickel[166]) in einer Begrüßungsrede an den Fürsten Bismarck.

Mit noch ganz andern Augen mußte ein mit glühender Einbildungskraft begabter Dichterknabe den Mann sehen, dessen Ruhm er so oft aus geliebtem Munde hatte preisen hören und der sich in seiner Gegenwart das Unglaubliche herausnahm: mit souveräner Verachtung aller herzoglich jülich-kleve-bergischen und kurfürstlich-pfälzischen Polizeivorschriften mitten durch die Allee zu reiten! Übrigens ist Heine hierbei nicht einmal aus seinem Milieu herausgetreten. Denn neben den Veteranen sind vor allem die alten lycéens, die Schüler der ehemaligen kaiserlichen Gymnasien, in den Rheinlanden bis an den späten Lebensabend die Prediger des napoleonischen Ruhmes gewesen. Noch vor fünfzehn, zwanzig Jahren konnte man hin und wieder fossile Exemplare dieser Gattung beim Moselwein hinter den Stammtischen sehen[167]).

Wenn bei geistig weniger bedeutenden Personen die Begegnung mit dem Helden des Jahrhunderts das Hauptereignis, bei unzähligen einfachen Menschenkindern überhaupt das Ereignis ihres Lebens war, so ist auch für Heine die Scene in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf, zwischen deren Baumreihen er den Kaiser hatte einherreiten sehen, eines der am tiefsten eingeprägten Erinnerungsbilder gewesen, das wie die Scharfrichtertochter Josepha in seiner Dichtung, freilich mehr der in Prosa als der in Reimen geschriebenen, oftmals wiederkehrt, allerdings in vielfachen Variationen, wie sie die unaufhörlichen Stimmungswechsel in diesem klassischen Vertreter des Impressionismus hervorriefen.

In den nächstfolgenden Jahren wird nun freilich mit dem Sturze des Helden das Kaiserbild in der Seele des Knaben für eine Weile zurückgedrängt. Ja, es ist eine aktenmäßig beglaubigte Tatsache, daß der junge Heine eine Zeitlang im Fahrwasser der Leute geschwommen ist, die von dem „korsikanischen Taugenichts“ so ganz und gar nichts wissen wollten, der „Altdeutschen“, derselben Leute, denen der etwas ältere Heine mutwillig wie keiner die Schellenkappe über die Ohren zog. In einem Alter, wo namentlich bei biegsamen und weniger selbständigen Naturen das Milieu alles, der Mensch selber sehr wenig ist, war das kein Wunder. Wollte er doch auch 1815 gegen Napoleon ins Feld ziehen! Sämtliche Knaben seiner Schulklasse wollten dasselbe. Man hat das mit allen möglichen Gründen zu erklären versucht, z. B. mit dem Bestreben der rheinischen Bevölkerung, sich durch Entfaltung eines deutschen Patriotismus der neuen Regierung willfährig zu erzeigen. Ich sehe darin wenig mehr als Modesache, etwa wie heute jeder dritte Gymnasialabiturient Marineoffizier werden will. Daß Heine im Jahre der Schlacht bei Waterloo ein patriotisches Gedicht „Deutschland“ [168]) in der spezifischen Tonart des Jahnschen Teutonentums verfertigte, gehört meines Erachtens in dasselbe Kapitel. Freilich ist an manchen Stellen der Ausdruck recht stark, und die Verse:

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schnöde Schande
In dem frommen, deutschen Land

lassen sich allenfalls auf Napoleon selbst beziehen. Aber was beweist das, ich will nicht einmal sagen, bei einem Impressionisten, sondern bei einem sechzehn- oder vielleicht achtzehnjährigen Menschen? Höchstens, daß dieser sich auch einmal, noch dazu ziemlich ungeschickt, in dem fast mit der Sicherheit mathematischer Formeln feststehenden Schematismus der patriotisch altdeutschen Poeterei versucht hat!

Eine etwas andere Färbung hat ein zweites, wahrscheinlich 1819 in Bonn entstandenes Gedicht:

Sohn der Torheit! träume immer [169]),

das gleichfalls als Beleg für eine deutschtümelnde Richtung des jungen Heine angesehen zu werden pflegt. Auch dieses Gedicht trägt noch, wenn auch in geringerem Grade als das zuerst genannte, den formelhaften Charakter jenes Teutonismus, aber in dem fortgeschritteneren

Stadium der Ernüchterung, die schon wenige Jahre nach der Leipziger Schlacht unter dessen Anhängern eine recht allgemeine geworden war:

Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

O der Schande! Jene darben,
Die das Vaterland befreit;
Ihrer Wunden heil'ge Narben,
Deckt ein grobes Bettlerkleid!

Das entsprach leider der Wirklichkeit, und noch weit schlimmere Vorwürfe hat der österreichische Patriot Grillparzer den Regenten der Reaktionszeit in den bitteren Fragen entgegengeschleudert:

Denn seit du fort, fließt nun nicht mehr das Blut,
In dem vor dir schon alle Felder rannen?
Ward Lohn den gegen dich vereinten Mannen?
Ist heilig das von dir bedrohte Gut?
Die Tyrannei entfernt mit dem Tyrannen?
Ist auf der freien Erde, seit du fort,
Nun wieder frei: Gedanke, Meinung, Wort[170])?

Wenn solche Erwägungen einen schon gereifteren Mann wie Grillparzer mit Napoleons Andenken versöhnten, wenn der kernfeste Immermann dessen Schatten mit den Worten anredet:

Es sei ein Unglück, sagen sie, daß du
Gefallen seist, sie wünschen dich zurück[171]),

so scheint mir der Stimmungswandel Heines in diesem Punkte keiner weiteren Erklärung zu bedürfen. Gewiß, nebeneinander gehalten, nehmen sich die Tatsachen seltsam aus, daß Heine, der noch vor nicht allzu langer Zeit für den „homerisch göttlichen herrlichen Blücher" geschwärmt hat[172]), im Jahre 1819 dem Unglück der großen Armee das hohe Lied der „Grenadiére" singen, dann wieder ein paar Monate später auf dem Kreuzberg bei Bonn das Oktoberfeuer zur Erinnerung an die Leipziger Schlacht anzünden helfen und sich von einer ähnlichen patriotischen Fete auf dem Drachenfels einen Schnupfen mit nach Hause bringen konnte. Aber wenn man sich in dieser Beziehung schon bei dem älter gewordenen Stimmungsmenschen Heine über nichts wundern darf, so gewiß noch weniger, als er in einem Alter stand, wo auch der „Normalmensch" je nach den momentanen Einflüssen des Verkehrs und der Umgebung seine Ansichten und Gefühle

im Laufe von wenigen Monaten oft wesentlich ändert. Die Vorliebe des Dichterjünglings für die Helden der Befreiungskriege ging übrigens nicht über seine burschenschaftliche Zeit hinaus, und den altdeutschen Rock, der ihn so ganz und gar nicht kleidete, hat er recht bald bei Seite geworfen.

Er tat es, noch ehe das niemals salonfähige Kleidungsstück unmodern wurde, und er hatte Grund genug dazu.

Denn dieselbe Partei, deren Mitgliedern „Franzose" und „Hallunke" identische Begriffe waren[173]) und die über den Wutausbrüchen gegen gallische „Unzucht" und dem Pochen auf die eigene Sittenstrenge die gesunde fröhliche Sinnlichkeit des Germanentums zu vergessen schienen, verbanden mit dem leidenschaftlichen Haß gegen die „Welschen" eine ebenso lebhafte Abneigung gegen die Juden. Warum? ist leicht zu sagen. Weil sie unterschiedslos in den Juden Freunde des verhaßten Frankenvolkes sahen, wie das eine Flugschrift jener Zeit, von der sich noch ein Exemplar in die Räume der Mainzer Stadtbibliothek gerettet hat, deutlich ausspricht[174]). Daß viele Israeliten — der Kreis der edlen Rahel z. B. — mit großer Opferwilligkeit ihre Person und Habe in den Dienst der vaterländischen Sache gestellt hatten, wurde dabei übersehen. Wir wissen anderseits, daß die westdeutschen Juden auch wahrlich keinen Grund hatten, ihren französischen Befreiern gram zu sein; auch ist ja nicht zu leugnen, daß sie, wie Börne irgendwo hübsch auseinandergesetzt hat, als Kaufleute die einzigen gewesen waren, denen aus den schweren Kriegszeiten mancher Vorteil erwuchs, während andere nur verloren. Zu diesem Klassenhaß kam dann die alte Abneigung gegen die Rasse; denn den blauäugigen und blondhaarigen Kindern Teutonias war wie den heutigen Schwärmern für ein „reines Deutschtum" der „Hebräer" physisch widerlich, oder man redete sich das gegenseitig so lange vor, bis es geglaubt wurde.

So lag der Zündstoff zu neuen Judenverfolgungen bereit, und wenn diese auch nicht mehr wie zu den Zeiten des düsteren Mittelalters mit Folter und Scheiterhaufen ins Werk gesetzt wurden, so sollte es doch an Mißhandlungen nicht fehlen, und die wüsten Hepphepprufe in Heidelberg und Würzburg und eine häßliche Judenliteratur gaben Zeugnis davon, daß die Tage der „Aufklärung" vorüber und die Zeit der Romantik mit „altdeutschen" Grillen und Vorstellungen nicht ausschließlich in der Theorie spielte. Universitätsprofessoren wie Fries und Rühs, von denen der erstere ein achtbarer, wenn auch nicht immer ganz klarer philosophischer Denker der Jaco-

bischen Richtung war, schrieben vom Standpunkte des bornierten altdeutschen Demokratismus gegen die Juden[175]), während ein Börne bündig bewies, daß die beiden von den Reaktionsregierungen in der schnödesten Weise um ihre Freiheit betrogenen Klassen der Demokraten und Israeliten viel richtiger hätten zusammenhalten sollen. Vollends Rühs, der in Heines Schriften öfter hineinspielt und von diesem stets mit Ironie behandelt wird[176]), war einer jener vielschreibenden Kathedergelehrten, deren Bücher leider schon zu Lebzeiten ihrer Verfasser großenteils Makulatur werden und die in der bitteren Erkenntnis dieses gewiß bedauerlichen Schicksals gern die Gelegenheit ergreifen, auch in der Politik ein bischen mitzuspielen, um von sich reden zu machen.

Ließen sich Männer wie die Genannten immerhin noch von idealen Gesichtspunkten leiten, so waren in den „freien" Reichsstädten Hamburg und Frankfurt Philistertum und kaufmännischer Konkurrenzneid geschäftig, um den Juden, deren Ghettos der gewaltige Fußtritt der Revolution gesprengt hatte, das ihnen von den Franzosen eingeräumte Bürgerrecht wieder zu rauben. In beiden Städten aber hat sich Heine aufgehalten, um die Kaufmannschaft zu erlernen, und wenn sein hochstrebender junger Geist in diesen für die äußere und innere Entwickelung des Mannes so wichtigen Jahren das „Schacherjudentum" von der niedrigsten bis zur höchsten Stufe verachten lernte, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß das Heppheppgeschrei der judenfeindlichen Städte in dem reizbaren Jünglinge Gefühle erregte, die, mochten sie vor der Hand auch mehr latent bleiben, doch zu gelegener Zeit hervorbrechen mußten, Gefühle der Erbitterung gegen die Dränger, neue Sympathieen für deren Züchtiger.

Und das um so mehr, als die Hamburger Judenfeindschaft gar, wie er glaubte, ihm sein Liebstes, seine Poeterei, störte, so daß er es nicht einmal für rätlich hielt, die ersten Märzveilchen, die im Frühlingsgarten seiner Dichterseele gewachsen waren, unter eigenem Namen in die Öffentlichkeit zu bringen, sondern sich gedrehter und gedrechselter Pseudonyme bedienen zu müssen glaubte. Der jedem Heineleser bekannte Brief an seinen Freund Christian Sethe[177]), den ich wohl nicht hierher zu setzen brauche, gibt neben anderen Zeugnissen über diese Leiden Auskunft.

Und nach Hamburg kam dann noch einmal Düsseldorf, die alte geliebte Heimat, die mit dem neuen Regimente anfangs nicht übermäßig zufrieden war. Es ist sehr beachtenswert, daß schon in Heines

Berliner Briefen der Name Justus Gruner in unliebsamer Weise genannt wird [178]). Der hatte im November 1813 die Verwaltung des Großherzogtums Berg übernommen und diese später mit dem Generalgouvernement des Mittelrheins vertauscht. Gruner, dessen Verdienste um die deutsche Sache hier keineswegs bestritten oder heruntergesetzt werden sollen, war eine Polizeimeisternatur, ein rücksichtsloser Charakter, der, wie ihm Varnhagen auf den Kopf zusagt, französische Späher heimlich hatte ermorden lassen [179]) und später selbst als preußischer Gesandter in der Schweiz ein widerwärtiges Spionagesystem im Interesse der Regierung Ludwigs XVIII. gegen die verfolgten Bonapartisten ins Werk setzte [180]). Auch in den Rheinlanden war er keineswegs beliebt, und Klagen über seine Rücksichtslosigkeit, deren Berechtigung hier nicht näher untersucht werden kann, fanden schon 1816 ihren Weg in die Öffentlichkeit [181]).

Der kleine Hieb gegen Gruner wird von unserem Dichter bei einer spöttischen Besprechuug des Fonkprozesses geführt. Auch diese ist für Heines Auffassung in den noch verhältnismäßig patriotischen „Briefen aus Berlin" von Wichtigkeit. Der Kölner Kaufmann Fonk war einer nächtlichen Mordtat unter sehr eigentümlichen Umständen angeklagt, wurde von den rheinischen Geschworenen verurteilt, vom Könige Friedrich Wilhelm III. aber begnadigt. Die unheimliche Geschichte erregte ein um so größeres Aufsehen, als sie von den preußischen Gegnern des napoleonischen Gesetzbuches gegen die rheinischen Schwurgerichte ausgebeutet wurde. Aber der Code Napoléon, mit dem im Arme die Phantasie des Dichters den großen Gesetzgeber die Reihe der Jahrhunderte hinabwandern läßt, galt den Rheinländern als das Palladium der Freiheit, und diesem Gefühle hat Heine an derselben Stelle der Berliner Briefe einen etwas überschwenglichen Ausdruck gegeben: „Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinsflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmlender Proselytenmacherei" [182]).

Und während er diese Geschichte und gewiß noch manche andere unliebsame Äußerungen über das steifleinene und rechthaberische Wesen des neuen Beamtentums in seinem Elternhause vernimmt, schleichen durch die Straßen jene Trümmer des alten Kaiserreichs, dessen Glanz einst den Knaben geblendet, und von seinen Lippen strömen die herrlichen Strophen der Grenadierballade, während sich in dem jugendlichen

Poetenkopfe die ersten Farben zu seinem neben der Harzreise schönsten Prosagedichte mischen, dem „Buch Le Grand".

Dann wirft ihn der Bonner Aufenthalt in das von den altdeutschen Ideen erfüllte Treiben der Burschenschaft, das er im Äußern mitmacht und dem er auch innerlich nicht so ganz fern geblieben sein kann. Altdeutsch war alles in Bonn um Heine, von August Wilhelm Schlegels Wohnung in der engen Sandkaule, wo der Geist der Nibelungen waltete und der junge Heine von dem Meister in die Geheimnisse der Rhythmik eingeführt wurde, bis zu dem freundlichen Landhause an der Koblenzer Straße, in dessen Räumen der deutscheste der Germanen, Vater Arndt, seine Schüler gern zum abendlichen Plauderstündchen um sich versammelte. Deutsche Sprache bei Schlegel, deutsche Urgeschichte bei Radloff, Tacitus' Germania bei Arndt, germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, das waren die Vorlesungen, die der junge Mann belegte. Es war mit einem Wort ein Milieu, wie es nicht teutonischer gedacht werden kann, eine Luft, in der einer Brust, die der Ruhm des lateinischen Cäsar höher schlagen ließ, der Atem vergehen mußte.

Und doch erschien es so freundlich, so poesieumflutet, dieses alte Reckenwesen in der schönen Rheinstadt, die noch nicht wie heutzutage eine Pensionopolis geworden war und in der noch keine Schlöte dampften. Wesentlich dumpfer war die Luftschicht, die über Göttingen lagerte, wohin Heine im Herbst 1820 übersiedelte und wo er bald hinreichend Gelegenheit fand, sich über die Kehrseite germanischen Reckentums zu ärgern, den grenzenlosen Hochmut des hannöverschen Jung-Adels, dessen Väter sich nach dem Abzug der Franzosen wieder auf den bequemen Faulenzerstuhl gesetzt hatten, um sich die einträglichen Ämter des Landes auf dem Präsentierteller verabreichen zu lassen. Außer den hoffnungsvollen Sprößlingen dieser edlen Junker, über die in der Leinestadt selbst das interessante Wort umging, daß sie mathematische Lehrsätze ohne Beweis „auf Ehrenwort" glaubten, außer ihnen und ein paar grundgelehrten Vertretern der Rechtswissenschaft lernte der stud. iur. Heine in Göttingen noch zweierlei kennen:

Erstens den Professor Friedrich Saalfeld, einen jener musterhaften Vertreter der Geschichtswissenschaft, deren unsterbliche Werke aus den Schimpfwörtern zusammengeschneidert waren, mit denen sie den toten „Korsen" zu bewerfen liebten, zu dessen Lebzeiten viele dieser Biedermänner — vor eben demselben Korsen — im Staube der Anbetung gekrochen waren. Wer das famose Buch des Göttinger Gelehrten, die „Geschichte Napoleon Buonapartes" [188]), und noch dazu

dessen witzhaschende Flugschrift „Hundert und etliche Fanfaronaden des Corsikanischen Abentheurers Napoleon Buona-Parte“ [184]) durchblättert hat, der wird es leicht als buchstäbliche Wahrheit nehmen, daß bei den Kathederblüten dieses geistreichen Vertreters der Georgia Augusta die Füße des Studenten Heine zu „trommeln“ begannen und sich am liebsten „noch fußtrittdeutlicher“ ausgesprochen hätten [185]).

Und von den Resten der Deutschtümelei, die ihm etwa von Bonn und seiner Kreuzbergwallfahrt her anhaften mochten, wird Heine durch die andere Erfahrung befreit worden sein, die er in Göttingen machen mußte, seine Ausstoßung aus der Burschenschaft. Sie ist allem Anschein nach nicht ohne seine Schuld erfolgt; aber wenn manche Burschenschafter strenger Observanz — wovon ich mich leider selbst habe überzeugen können — bis auf den heutigen Tag mit geflissentlicher Verachtung von Heine zu sprechen pflegen, so kann das doch nur komisch wirken. Wer solche Sachen von einem andern Standpunkt aus beurteilt, als die Jugend zwischen achtzehn und einundzwanzig Jahren, der wird meines Erachtens kaum darüber im Zweifel sein, wen jener Akt jugendlichen Justizverfahrens härter traf, den großen Dichter, welcher der Weltliteratur angehört, oder die Göttinger Burschenschaft, die an dem ominösen Tage ihr berühmtestes Mitglied verlor.

Aber wichtiger als die Studienzeit in Göttingen war für die Entwickelung der politischen Ideen Heines und der damit zusammenhängenden Gedanken über den Kaiser Napoleon sein Aufenthalt in Berlin. Wohl mag das auf den ersten Blick befremden. Seit mehr als einem Jahrzehnt galt Berlin als der Brennpunkt des Franzosen- und Napoleonhasses sans phrase. Vor 1806 war es anders gewesen, und ich habe schon auf den ersten Seiten dieses Buches, auch schon in früheren Studien [186]) darauf hingedeutet, daß der Konsul und Kaiser vor jenem Kriege und selbst noch nach der Schlacht bei Jena vielfache Sympathieen in Preußen und dessen Hauptstadt besaß.

Die Zeit von 1807—1815 hatte gründlich damit aufgeräumt, und es wäre zwecklos zu erörtern, daß und warum gerade Berlin bis in die Neuzeit so ziemlich die antinapoleonischste Stadt in Deutschland gewesen ist. Eine Umkehr von dem gewaltigen Hasse der Jahre 1813—1815 hat sich denn hier auch langsamer und in weit geringerem Umfange vollzogen als anderswo. Immerhin lassen sich manche Spuren einer solchen in den zwanziger Jahren nachweisen. Sie tauchen vorzugsweise in militärischen Kreisen auf, in denen die Bewunderung für den Meister im Waffenhandwerk mit den politi-

schen und persönlichen Antipathieen in demselben Kampfe lag, den man fünfzig Jahre später bei Yorck von Wartenburg, dem Nachkommen des berühmten Generals, beobachten kann[187]. Daß einst in einer Gesellschaft beim Grafen Pückler, in der auch Blüchers Adjutant Graf Nostitz zugegen war, auf den Peiniger Hudson Lowe tüchtig geschimpft wurde[188], ist noch das Geringste. Als umgekehrt bei dem Eintreffen der Todesnachricht von einigen Offizieren affektierte Gleichgültigkeit zur Schau getragen wird, entrüstet sich Varnhagen und nennt das ein Zeichen, daß ihr Grimm wegen Jena in ihrem eigenen Bewußtsein durch Belle-Alliance noch nicht zufriedengestellt sei[189]. Ein Jahr darauf spricht ein Dr. v. Henning „für Napoleon und von seinem Leben und Regieren mit leidenschaftlicher Apologie; er erhob ihn in den Himmel". „Diese Stimmung", setzt Varnhagen hinzu, „scheint jetzt in Deutschland ziemlich oft vorzukommen"[190]. Selbst am Berliner Hofe soll man sich 1823 über das „Heldentum" des Herzogs von Angoulême, des Führers auf dem militärischen Spaziergange nach Madrid, lustig gemacht haben und „über die endlosen Ehrenbezeigungen, die ihm die Schmeichelei bei seiner Rückkehr darbringt, in einer Stadt, wo Napoleons Rückkehr von ganz andern Siegesunternehmungen noch im Andenken lebt"[191]! Noch eine paar Jahre später, und preußische Offiziere, unter denen die jüngeren „großenteils leidenschaftliche Verehrer des französchen Kaisers sind"[192], wollen bei einer Verstimmung gegen Rußland sich zu einem Festmahl vereinigen, um das Andenken der Teilnahme der Preußen an Napoleons Feldzug von Anno 12 feierlich zu begehen[193]. Es ist Varnhagen, der in seinen „Blättern aus der preußischen Geschichte" alle diese interessanten Einzelheiten auskramt, die er mit seinem bewundernswerten Spürsinn für Berliner Stadtneuigkeiten aufgegriffen und seinen Notizbüchern anvertraut hatte.

Wir müssen bei diesem Manne und seiner Gattin einen Augenblick verweilen, da beide auf Heines literarischen Entwickelungsgang und gewiß auch auf die Bildung seiner Ansichten über Napoleon einen nicht unwesentlichen Einfluß ausgeübt haben, wenn auch der letztere bei der Dürftigkeit der vorhandenen Zeugnisse mehr erraten werden muß als bewiesen werden kann.

Varnhagen, der, wie ein starker Bruchteil der Gebildeten in Deutschland, in seiner Jugend den französisch-republikanischen Ideen zugewandt gewesen, war später — „par acclamation, durch Wahlverwandtschaft", wie er es selbst einmal genannt hat — ein leidenschaftlicher Preuße geworden. Nach den Kriegen ward er, wozu

persönliche Enttäuschungen im Staatsdienste mitwirkten, ein politischer Frondeur von mehr und mehr radikaler Färbung.

Auch seine Stellung Napoleon gegenüber und seine Schätzung und Bewertung des napoleonischen Charakters war nicht unerheblichen Schwankungen unterworfen. Nach vorübergehender Schwärmerei für den republikanischen Helden in der Frühzeit nimmt auch er um den achtzehnten Brumaire eine feindselige Stellung gegen den „Mörder der jungen Freiheit" ein[194]) und wird dann später durch die wachsende Not Deutschlands und die eigene in das Lager der entschlossenen Gegner des Franzosenkaisers getrieben, den er jedoch nicht aufhört, „in seinen großen Eigenschaften zu würdigen" [195]). Erwecken diese in Intervallen immer wieder etwas von der alten Bewunderung[196]), so zeigt sich Varnhagen bei dem Ausbruch des Befreiungskrieges als einer der unermüdlichsten Streiter mit der Feder, der schon im Sommer 1813 nur in dem völligen Sturze des Gefürchteten die Möglichkeit eines dauernden Friedenszustandes für Europa erblickt[197]). Man braucht ja nur die von ihm herausgegebene „Geschichte der hamburgischen Begebenheiten" oder die „Geschichte der Kriegszüge des Generals Tettenborn" zu lesen oder an Varnhagens Mitarbeit an der von diesem General herausgegebenen Feldlagerzeitung und das eine oder andere seiner patriotischen Gedichte zu denken, um über die Echtheit der kriegerischen Begeisterung dieses Mannes gegen den Korsen beruhigt zu sein.

Doch war anderseits Varnhagen ein geistig zu hochstehender und viel zu feingebildeter Mann, um in den Ton Jahns und seiner Genossen einstimmen zu können, und ein aus Villeneuve-le-Roi am 10. April 1814 an seine Rahel gerichteter Brief über Napoleons Abdankung[198]) zeigt, daß er das nihil humani a me alienum puto auch zu einer Zeit nicht aus dem Auge verlor, als minder Edeldenkende in Spott und Hohn über die gefallene Größe sich nicht sättigen konnten.

Dasselbe Humanitätsgefühl bewog unsern Varnhagen nach Napoleons Sturze, von dem Imperator besser zu reden als die unversöhnlichen Gegner. Es veranlaßt ihn auch zu einem freundlichen Verhalten gegenüber den in Frankreich so schonungslos verfolgten Bonapartisten. So erscheint Napoleons Bild in den aus dieser Zeit stammenden Aufzeichnungen Varnhagens in milderem Lichte als in den früheren, wiewohl dieser in Lob und Tadel besonnen abwog und z. B. dem begeisterten Bonapartisten Friedrich Ludwig Lindner gegenüber den maßvollen Beurteiler zeigte[199]). Wenn daher Georg

Brandes an einer Stelle seines ungemein geistreichen, aber in Einzelheiten bekanntlich nicht immer ganz zuverlässigen Literaturgeschichtswerkes[200]) behauptet, Varnhagen habe für Napoleon dieselbe Bewunderung gehegt wie Heine, so kann ich ihm hierin ebensowenig beipflichten wie anderseits Rudolf von Gottschall, der das gerade Gegenteil behauptet[201]), und möchte Varnhagens Ansichten über seinen großen Zeitgenossen lieber in dem Urteil zusammenfassen, das er selbst in der Kritik des Scottschen Werkes über den französischen Kaiser[202]) dahin ausgesprochen hat: „Napoleon hat seine Tugenden und seine Fehler, beide gehören zu seinem Wesen und vereinigen sich in ihm zu einer Gesamtkraft, von welcher mehr angezogen oder mehr abgestoßen zu werden, jedem eigentümlichen Gefühl anheimgestellt bleibt."

Es wird sich zeigen, daß Rahels Gatte, wie er die überschäumende Begeisterung des befreundeten Lindner zu dämmen suchte, auch Heines Napoleonkultus gelegentlich den Hemmschuh anlegen zu müssen glaubte. Und auch darin war Varnhagen nicht kurzsichtig, daß er den verklärenden Einfluß der späteren Zeit auf die Gestaltung des Kaiserbildes wohl erkannte: „Die Erinnerung an ihn", heißt es an einer Stelle der „Denkwürdigkeiten"[203]), „und sein im Geiste der Nachlebenden neu erschaffenes Bild haben mehr Begeisterung für ihn erweckt, als seine Gegenwart es vermocht."

Anderseits wird man zu der Annahme berechtigt sein, daß in der anregenden Gesellschaft des Varnhagenschen Hauses, wo der junge Heine ein gern gesehener Gast war, der Name des großen Kaisers vielfach und nicht immer unfreundlich genannt wurde und daß, wenn man einseitige Ansichten des Dichters der „Grenadiere" zu korrigieren bestrebt war, anderseits der Hausherr Varnhagen sein bedächtiges Urteil auch in die Wagschale geworfen haben mag, falls dabei übereifrige Patrioten dem Nationalhaß in allzu excentrischer Weise Ausdruck gaben.

Beides darf auch von der „geistreichsten Frau des Universums" angenommen werden, deren Anwesenheit dem Salon im Hause Französische Straße 20 die Weihe verlieh und ihm, wie Rahels früherer Hofburg in der Jägerstraße, unter den Brennpunkten der geistigen Bildung jener Zeit einen der ersten Plätze verschaffte.

Rahel Varnhagen hatte bekanntlich zu den warmherzigsten Patriotinnen der Kriegszeit von 1813—15 gehört. Die Briefwechsel der schreib- und redelustigen Frau sind voll von Ergüssen einer glühenden Vaterlandsliebe, die um so höher bewertet werden muß, als die Schreiberin trotz der glänzenden gesellschaftlichen Stellung, die

sie sich mit den Waffen ihres Geistes erobert hatte, das schmerzliche Gefühl, als Jüdin geboren zu sein, niemals völlig überwand. Aber so sehr diese große Seele für die deutsche Sache lebte, so wenig fühlte sie von dem wilden Franzosenhaß in sich, in dem sich die Schreier gefielen. Davon hätte sie, wenn nicht die Zartheit ihrer mehr als empfindsamen Natur, so doch schon allein das Gefühl der Dankbarkeit abgehalten, die sie wie jeder wahrhaft gebildete Deutsche der französischen Kultur zollte.

Auch in ihren Äußerungen über Bonaparte zeigt Rahel eine auffallende Mäßigung, die sich nicht einmal während der Kriegsjahre verleugnet. Sie hält ihn für ein verderbliches Genie, das sie fürchtet, aber niemals ließ sie sich's einfallen, das Genie selber zu leugnen, wie das nur die verblendete Leidenschaft tun konnte. „Ich bin noch nicht sicher, trieb man ihn, kann er uns treiben!" Das Wort, das ihr zweimal, zuerst nach der Schlacht bei Leipzig und dann wieder im Jahre 1814, entschlüpft[204]), klingt vernünftiger als die Prahlereien derer, die des Löwen Fell verkaufen wollten, bevor der Löwe selber gefangen war.

Dieser Respekt vor der Größe des Mannes hat sie nie verlassen. Auch 1815 nicht, wo sie, wie das übrigens noch andere taten, von einer Einmischung in die französischen Sachen unter Hinweis auf den unglücklichen Verlauf der Invasion von 1792 abrät[205]), das rohe Schimpfen auf den Zurückgekehrten für einen „Greuel" erklärt[206]) und selbst nach Waterloo noch voller Besorgnis schreibt[207]): „Wo ist er: was wird er nun beginnen, wen anfallen?" Über den Gefangenen von St. Helena hat sie später als von einem „großen Manne" gesprochen[208]).

Das war die Hausherrin in der Französischen Straße 20 zu Berlin, Heines „Patronin". Bedauerlicherweise haben sich Äußerungen ihres klugen Mundes über die Stellung des jungen Freundes zu Napoleon aus dessen Berliner Zeit nicht erhalten, mir wenigstens ist keine bekannt geworden. Wer noch einmal einem der Gespräche lauschen könnte, die in Rahels Salon über den Kaiser geführt worden sind! Einen Rückschluß läßt indes jene Briefstelle zu[209]), nach der Heine bei seiner später zu besprechenden Scottkritik von Frau Rahel eine mütterliche Warnung vor der „Einflüsterung bonapartistischer Freunde" empfangen hat. Heine nimmt das Mahnwort freundlich auf und verspricht sogar, „sich zu bessern". Trotzdem macht er sich an derselben Stelle über die von ihm so hoch verehrte Patronin ein wenig lustig, die ihn gleichzeitig — wieder unter Hinweis auf den Helden — vor

„den Freuden der Sozietät“ gewarnt hat. In der Tat war gerade dieses Monitum bei ihrem Schützling bei weitem mehr am Platze als einem Napoleon gegenüber. Wie dem auch sei, die Stellungnahme Rahels während des Berliner Verkehrs glaube ich dahin bestimmen zu dürfen, daß, wenn auch vielleicht ihre Teilnahme an dem persönlichen Geschick des großen Feindes hier und da um einige Nuancen wärmer sich äußerte als die des kühleren Varnhagen, doch auch sie auf die Bewunderung des jungen Schwärmers für Napoleon, soweit sie sich schon damals hervorgewagt haben mag, eher abmildernd und korrigierend gewirkt habe.

Aber es wird mit Verständnis und Interesse für Napoleons Wirken geschehen sein, die überhaupt in dem Varnhagenschen Kreise nicht gefehlt haben. Bestand er doch aus Personen, die nicht nur, was damals allgemein, von Erinnerungen an den Cäsar erfüllt waren, sondern großenteils auch aus Leuten, die sich literarisch mit ihm beschäftigt hatten uud noch andauernd mit ihm beschäftigten.

Da war der alte Chamisso, der zu des Kaisers Lebzeiten nicht zu dessen Freunden zählte, aber, von der Unaufrichtigkeit und Flachheit der Reaktion angewidert, mit in die Reihe derer trat, die dem toten Helden einen Kranz auf den Sarg legten. Es mag mit Varnhagens Ansichten übereingestimmt haben, wenn er in seiner schon erwähnten Dichtung auf den Tod Napoleons [210]) die Europa sagen läßt:

O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Denn auch Varnhagen hatte sich in den bereits erwähnten Gesprächen mit Lindner gerade darüber gestritten, ob und inwieweit Napoleon durch seine Siege und Herrschaft der Freiheit gedient habe [211]). Streit und Zweifel, die sich unter den Liberalen vielfach erhoben, die auch in Heines Seele später auf- und abwogten und so wechselvolle Bilder zurückgelassen haben.

Wie weit man im Varnhagenschen Kreise von blindem Hasse gegen den „Usurpator“ entfernt war, zeigt auch das Beispiel eines anderen Mannes aus diesem Zirkel und gerade eines, der sich für den Studenten Heine sehr warm interessierte, Fouqués, der, gleich Chamisso an des Kaisers Grab trat und neben Goethe die klassische Ode Manzonis auf Napoleons Tod übersetzte [212]). Zwanzig Jahre

später hat er, ein Erzfeudaler, in seinem letzten Roman sogar alte Jugendschwärmereien für den republikanischen Helden wiederaufleben lassen[213]).

Als besonders charakteristisch aber erscheint mir die Tatsache, daß ein Vertreter des standfestesten Preußentums, Friedrich August von Stägemann, der schon 1807 gegen den „Typhon" Bonaparte in leidenschaftlichen Oden gewettert, dann zu den begeistertsten Tyrtäen der Befreiungskriege gehört hatte, 1821 seine von edlem Gefühl eingegebene und von schöner Mäßigung zeugende Dichtung „Bonapartens Tod" [214]):

Kein Mal erhebt sich. – Keines? wie Fittige
Von Adlern rauscht es. Fahnen von Austerlitz,
Marengo, Jena, unverweslich,
Senken sich über den Hügel Longwoods

gerade Varnhagen widmete. Mit Stägemann stand Heine trotz abweichender politischer Ansichten gut; er sagt es selbst ausdrücklich in einem 1830 an Varnhagen geschriebenen Briefe[215]). Auch später hat er von dem preußischen Dichter mit Achtung gesprochen, wenn er auch dessen Stellung, z. B. in der Polenfrage, nicht billigte[216]).

Wie Stägemann hatte auch Rahels Bruder, Ludwig Robert, der mit Heine eng befreundete Gemahl der schönen Schwäbin Friederike, zu den entschiedenen Gegnern des „Korsen" gehört. Er war der Verfasser eines patriotischen Dramas, das während der Anwesenheit seiner Schwester in Prag, nach dem Leipziger Siege, unter großem Jubel in der Moldaustadt gespielt wurde. Auch hatte er begeisterte Freiheitsgesänge verfaßt, die 1816 als „Kämpfe der Zeit" erschienen und ihm, der eigentlich kein Dichter war, durch die Gunst der Umstände einen wiewohl schnell verfliegenden Namen verschafften. Wenn von irgend einem, so wird daher gewiß von Robert ein hemmender Einfluß auf die Bonapartebegeisterung unseres Dichters zu erwarten sein, zumal dieser dem jungen Manne durch die Intimität der Beziehungen immerhin näher stand als die gefeierteren Größen. Und doch wird man auch hier zur Vorsicht im Urteil genötigt. Denn obwohl sich Robert später über den Napoleonenthusiasmus des „Buches Le Grand" aufhält und dieses selber in einer den Tonfall der kühnen Prosadichtung geschickt nachahmenden Rhapsodie verspottet, so hat doch auch er den Stimmungswandel der zwanziger Jahre einigermaßen mitgemacht. Im Jahre 1829 veröffentlicht Friederikens Gatte im Stuttgarter „Morgenblatt" [217]) einen in freien

Rhythmen geschriebenen „Napoleon“, mit dem bezeichnenden Wahlspruch aus Lamartine:

> Gerichtet hat ihn Gott, sein Sarg ist zu, geschwiegen!
> Sein Frevel, sein Verdienst sich in der Wage wiegen:
> Was ist der Mensch, daß dran mit schwacher Hand er reißt?

Diesem Motto entsprechend werden Lob und Tadel des gewaltigen Mannes in einer Strophe und Antistrophe bedächtig gegeneinander abgewogen, während die Epode im Sinne Manzonis und Chamissos das abschließende Urteil der Zukunft anheimstellt:

> Wir fochten mit im großen Kampf der Zeit,
> Im alten Riesenstreit,
> Den kommende Jahrhunderte nur schlichten.
> Vorurteilsfrei –
> Wir sind Partei –
> Vermögen wir den Streiter nicht zu richten.
> Wir wissen weder was, noch wie Er war;
> In Zukunft erst wird klar,
> Ob er hier schaffen sollt', ob nur vernichten.

Nimmt man nun allenfalls noch Wilibald Alexis hinzu, der auch gegen Napoleon unter der Fahne gestanden und später die Stimmungen seiner brandenburgischen Landsleute in der Zeit von 1806—13 meisterlich geschildert hat, so wären damit wohl die Mitglieder des Varnhagenschen Kreises beisammen, von denen sich nach meinem Gefühl, annehmen ließe, daß sie nach der einen oder der andern Seite Heines Urteil über den Imperator beeinflußt haben könnten. Denn der alte Schleiermacher dürfte sich wohl kaum herbeigelassen haben, seine Ansichten über den Landesfeind, gegen den er einst begeistert gepredigt, vor dem jungen Studenten auszukramen.

Dagegen ist es vielleicht nicht so kurz von der Hand zu weisen, daß Heine in der Entwicklung seiner Gedanken über Bonaparte von Hegel beeinflußt sein könnte, etwa in der Weise, wie der Napoleonkultus der Gegenwart von dem Übermenschentum und der „Herrenmoral“ Friedrich Nietzsches wenigstens nicht ganz unabhängig ist. Ich meine damit nur das Hegelsche System im allgemeinen, dessen Anhänger er in Berlin wurde, um es lange Zeit hindurch zu bleiben. „Niemals“, sagt sehr hübsch Frau Rahels Biograph Otto Berdrow [218]), „niemals war die Selbstherrlichkeit des denkenden Geistes überzeugender proklamiert worden als hier; kein zweites System sprach gleich diesem der Persönlichkeit das ewige Recht zu, sich frei und tapfer der Welt gegenüber zu behaupten“. Projiziert man in diesem Satze den denkenden auf den handelnden Menschen – mit dem Hegelschen

Schema kann man ja überhaupt beweisen, was man will — so ergibt sich eine wundervolle Apologie Bonapartes, selbst seiner willkürlichsten Handlungen. Auch war es wohl nicht von ungefähr, daß der Philosoph ein so großer Bewunderer des in den Räumen der Wirklichkeit schaffenden Helden war, den er, wie wir hörten, die „Weltseele" genannt hat. Napoleons Sturz, das „Schauspiel, ein enormes Genie sich selbst zerstören zu sehen," erklärte er für „das τραγικώτατον, das es gibt"[219]), und der Anblick des Schlachtfeldes von Waterloo hat ihn fast ebenso tief ergriffen wie Lord Byron[220]). Doch dies beiläufig.

Neben dem Varnhagenschen Salon verkehrte aber unser Dichter auch im Kreise der Frau von Hohenhausen, einer fruchtbaren Schriftstellerin und Beherrscherin jener ästhetischen Thees, die Wilhelm Hauff und Ludwig Robert mit feinem Humor verspottet haben[221]). Auch in diese Atmosphäre des dampfenden Samowar mag bisweilen ein scharfer Windhauch von den Eisfeldern des russischen Feldzugs gestrichen sein. War doch die Dame des Hauses selbst die Tochter eines jener Veteranen, deren Bilder dem Dichter der „Grenadiere", des „Le Grand" und der „Nordsee" so oft vor die Seele traten. Es war das der westfälische General von Ochs, der 1813 bei Halberstadt von den Verbündeten geschlagen wurde. Zudem war Frau von Hohenhausen Byronübersetzerin und wird in dieser Eigenschaft in Heines Werken öfter erwähnt[222]). Auch war sie es, die zuerst auf die Verwandtschaft zwischen dem großen Briten und dem jungen deutschen Poeten hinwies[223]). Dieser selbst veröffentlichte in seiner ersten Gedichtsammlung Fragmente eigener Übersetzungen aus den Werken des englischen Dichters, auf dessen Verhältnis zu Heine ich noch näher eingehen werde. Für jetzt nur so viel, daß der „Childe Harold", aus dem auch Heine ein Stück deutsch bearbeitet hatte, der „Childe Harold" mit seiner bald tadelnden, bald bewundernden Beurteilung Bonapartes gewiß öfter im Salon der Frau von Hohenhausen das Gesprächsthema gebildet hat, wobei Napoleons Name mehr als einmal eine Rolle gespielt haben mag[224]).

Im Kreise der Hohenhausen verkehrte auch die merkwürdige Helmina v. Chézy, die Tochter der Frau v. Klencke und Enkelin der Karschin, über deren vielfache Beziehungen zu Napoleon ich an anderem Orte gehandelt habe[225]). Zur Orientierung mag dienen, daß Helmina, die am Morgen des Jahrhunderts in Paris lebte, den ersten Konsul abgöttisch verehrt und in ihrem schwärmerischen Blondkopf lange den Gedanken herumgetragen hatte, frei nach Tasso eine

„Napoleonide" zu dichten. Später änderte sie, wie so viele, ihre Ansichten und unterfing sich sogar, den Kaiser mit ihrer harmlosen Feder anzugreifen. Aber Helmina ist zu dem Idol ihrer Jugend zurückgekehrt, hat den Manen des großen Korsen die Sünden der Zwischenzeit feierlich abgebeten und spricht in ihren am Rande des Grabes und in der Nacht der Blindheit diktierten Erinnerungen von dem Helden mit einer ebenso überschwenglichen wie aufrichtigen Bewunderung.

Dem Kreise der Hohenhausen gehörte endlich noch Freiherr von Maltitz an — Freiherr Gotthilf August, wie zum Unterschiede von seinen literarischen Namensvettern hinzugefügt werden muß — eine köstliche Figur, „halb Petroleum, halb Pomade", ein furchtbarer Schwadroneur und zugleich der gutherzigste Kerl von der Welt, auch im Politischen wunderbar zwiespältig, ein wütender Liberaler, der aber das auf Glas gemalte Wappen derer von Maltitz, von dem er sich nicht trennen konnte, an einer recht merkwürdigen Stelle seines Zimmers aufbewahrte[226]). 1813 ein tapferer Freiwilliger, ist auch er später in den Zauberbann der napoleonischen Legende geraten, und der Held seines bekanntesten Schauspiels[227]), der Pole Zolki, hat unter den Fahnen des „größten Feldherrn" gefochten.

Aber noch in einem andern Hause hat Heine in Berlin Einkehr gehalten, wo es freier herging und literarische Thesen und Antithesen ungenierter auf den Kopf gestellt wurden, als in der Französischen Straße und im Salon der Elisabeth von Hohenhausen. In der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener schlug Christian Dietrich Grabbe seine närrischen Purzelbäume — der alte Löwe dieses Zirkels, E. T. A. Hoffmann, der ja auch napoleonische Erinnerungen mit sich herumtrug und gern verwertete, kam wohl kaum noch dorthin[228]) — aber der tolle Christian Dietrich aus Detmold stand damals im Zenith seiner genialen Wildheit.

Nun ist Grabbe der deutsche Dichter der Julizeit gewesen, der neben Heine und Gaudy Napoleons Persönlichkeit am wirkungsvollsten gestaltete. Wie sehr der Geist des Helden im Gehirn dieses unglücklichen Menschen gespukt hat, ersieht man erst, wenn man den von ihm in Düsseldorf mit Immermann geführten Briefwechsel liest. Bald übt Grabbe Kritik an Holteis „altem Feldherrn", in dem, wie wir wissen, Napoleon als stumme Figur auftrat, bald erinnert er an des Kaisers Todestag oder datiert seine Briefe nach dessen Schlachttagen[229]). Es ist nicht beweisbar, aber wiederum als recht wahrscheinlich anzunehmen, daß Grabbe in den höllischen Ca-

priccios, die er zum besten gab, wenn er in wahnsinniger Weinlaune auf den Tisch kletterte, auch den Kaiser Napoleon in seiner kraftgenialischen Weise gelegentlich apostrophierte. Heine spielte dabei mehr den Zuschauer, aber er, der Grabbes Ingenium so hoch einschätzte[230]), hat hier ganz gewiß von den Blitzlichtern des titanischen Gesellen manches aufgefangen und erwidert, und von den blendenden Aperçus des „Buches Le Grand“ wie von den Donnerworten der „Hundert Tage“ mag bei mehr als einem der gute Rheinwein von Lutter und Wegener Gevatter gestanden haben.

Somit war nach meinem Dafürhalten das Milieu in der preußischen Residenzstadt gar nicht so ungeeignet, das Interesse für die Person des Kaisers Napoleon in dem jungen Manne rege zu halten, wenn sich auch aus dessen Berliner Umgangskreise manche Stimmen gegen seine spätere Vergötterung des Franzosenkaisers, wäre er schon jetzt damit an den Tag getreten, erhoben haben würden, wie denn auch, gerade aus diesen Kreisen, 1827 solche laut wurden. Andere Umstände aber waren es, die unsern Dichter auf eine panegyrische Behandlung des Kriegsfürsten noch entschiedener hindrängten.

In Berlin hat sich Heine, alles in allem genommen, nicht ganz schlecht befunden, und auch mit dem Preußentum, dessen leidenschaftlicher Gegner er später wurde, hat sich der Rheinländer vorübergehend befreunden, mindestens abfinden können. Das zeigt sein Erstlingsversuch auf feuilletonistischem Gebiete, die Berliner Briefe, auch wenn man bereitwillig alles abzieht, was auf Rechnung von Jugend, Milieu und Stimmungsvirtuosität gesetzt werden darf. Und doch, der scharfe Gegensatz, der bald zwischen dem Staate Friedrichs des Großen und dem rheinischen Dichter entstanden ist, auch er hat in dem Berliner Aufenthalt mit seine Wurzel. Und dieser Gegensatz darf hier um so weniger übergangen werden, als er zu der Neigung des Dichters für Napoleon, wenigstens zu seiner Neigung, sich über diesen in lauten Lobpreisungen zu ergehen, in geradem Verhältnisse steht. Der Preußenhaß ist ein Barometer für Heines Kaisertiraden, je grimmiger jener bei dem Dichter hervorbricht, desto länger und wirkungsvoller werden diese ausfallen.

Woher nun dieser starke Widerwille gegen das Preußentum? Zu einem guten Teile lag er in der beweglichen Natur des Dichters begründet, der, worauf Richard M. Meyer treffend hingewiesen, für das Denken, das er in lauter einzelne Einfälle zerlegte, eine „atomistische“ Erklärung bei der Hand hatte[231]), und in seinem Impressionismus alles andere war, als was man einen „preußischen Charakter“

zu nennen pflegt. Seine Impressionabilität, sein, wie der Byrons, ungemein starker Individualismus, wie hätten sie sich mit einer Staatsraison befreunden können, deren philosophischer Ausdruck Kants kategorischer Imperativ war! Dazu kam ja die Erziehung in den französierten Rheinlanden, deren Einfluß wiederholt hervorgehoben worden ist. Endlich müssen wir, um die antipreußischen Gefühle des Dichters vollständig zu erklären, wieder bei dem Großvater anfangen, der bekanntlich „ein kleiner Jude war und einen langen Bart hatte."

Schon oben wurde bemerkt[282]), daß auch Preußen den Juden keineswegs freundlich gegenüberstand. Wohl hatte das Edikt vom 11. März 1812 den Israeliten im wesentlichen die Befreiung gegeben; „eine Tat der Befreiung" hat es auch Ludwig Geiger mit Recht genannt[283]). Aber auch hier war die Reaktion nicht ausgeblieben. Vergebens hatte sich Hardenberg, der gleich Metternich für die Emanzipation der Juden auf dem Wiener Kongreß eingetreten war, auch weiterhin in deren Interesse bemüht. Friedrich Wilhelms III. Engherzigkeit war in diesem Punkt unüberwindlich.

Der König, der innerhalb der eigenen Landeskirche Andersdenkenden eine ihnen widerwärtige Agende aufdrängte und mit all seiner persönlichen Frömmigkeit bei der Durchführung dieser unliebsamen Maßregel selbst vor der Anwendung härtester Gewalt nicht zurückschreckte, er konnte sich zu der Höhe des Gedankens nicht erheben, die Nachkommen des Volkes, aus dessen Schoße das Christentum hervorgegangen war, in ihrer Eigenart anzuerkennen, erst recht nicht zu der Hochherzigkeit, sie von den noch immer auf ihnen lastenden Fesseln zu befreien. Vielleicht irre ich; aber nach meinem Empfinden war es für Preußens Ruhm schmachvoll, daß die Erteilung des Civilversorgungsscheines an jüdische Kämpfer von 1813 verweigert wurde, selbst solche, die das eiserne Kreuz mit ihrem Blute bezahlt hatten! Nach Hardenbergs ruhmlosem Ende nahm die rückläufige Bewegung einen schnelleren Gang. Unter dem Reaktionsministerium Voß-Buch wurde den Juden der Zutritt zu den akademischen und Schulämtern wieder abgeschnitten, eine Maßregel, die auch für Eduard Gans' und Heines Leben ihre Folgen haben sollte. Der Schöpfer der Agende sah natürlich auch die „Bekehrung" der Israeliten zur christlichen Religion sehr gern, und ein Verein zur Verbreitung des Christentums unter den Juden, der unter den Auspizien des Oberkonsistorialrats Neander, selbst eines Konvertiten, einige hundert Hebräer mit dem Taufwasser besprengte, erfreute sich der besonderen Gunst des Monarchen.

Dieses Treiben mußte Heine widerwärtig berühren; hat er doch in der Berliner Zeit zu den Mitgliedern des bekannten „Kulturvereins“ gehört, der einen Zunz, Gans und den edeln Moses Moser um sein Banner scharte und, bei einer gewissen Unklarheit über Ziel und Mittel, auf jeden Fall eine Versöhnung des Judentums mit den Anschauungen der modernen Bildung, aber unter Festhalten am Judentum selber, erstrebte. Den „stummen Eid“, nicht zur christlichen Gemeinde überzutreten, hat auch er geleistet, und wie Eduard Gans hat er ihn bald darauf gebrochen. Der berühmte Hegelianer tat es, um den Idealen, dem, was ihm Ideal war, nachleben zu können, und auch bei Heine sind wohl edlere Motive, der berechtigte Wunsch nach einer entsprechenden Lebensstellung und die Befreiung aus der drückenden Abhängigkeit von seiner reichen Familie, nicht wegzuleugnen. Trotz seines Übertritts hing er fest, nicht an dem Glauben der Israeliten, aber an den Erinnerungen der Jugend, die ihn an Juda banden wie sie seinen Helden und Gesinnungsgenossen in der Skepsis, Bonaparte an den sinnberauschenden Kultus der katholischen Kirche fesselten, zu einer Zeit, als er deren Dogmatismus längst entwachsen war[234]). Der Übertritt zum Christentum, zu dem der Doctor iuris durch die Verhältnisse in Preußen, den Mangel an Aussicht auf eine Anstellung im dortigen Staatsdienst für Juden veranlaßt, wo nicht gezwungen wurde, ist dem Menschen Heine schwerer geworden, als seine Gegner zugeben möchten. Lebenslänglich blieb der Stachel in des Spötters Herzen stecken. Deutlicher noch als die gelegentlichen Ausfälle gegen den frommen Eiferer Neander redet eine Briefstelle, in der er sich dem vertrauten Freunde Moses Moser gegenüber „sehr klein“ nennt, und jene andere, wo es heißt: „Wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben[235]). Seinem Tagebuch vertraute er die Verse an:

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest[236])!

Auch hat Heine gerade in dieser Zeit dem „tragischen Judenschmerz“, der ihn wie Börne und Michael Beer durchs Leben begleitete, beredten Ausdruck gegeben. Etwas früher hatte er die von „kochendem Ingrimm“ über die Mißhandlungen seiner Stammesgenossen diktierten Strophen „An Edom“[237]) niedergeschrieben, schon in dem 1821 beendigten „Almansor“ unter spanisch-maurischen

Masken seinen Widerwillen gegen das neue Renegatentum ausgesprochen:

> Geh nicht nach Alys Schloß! Pestörtern gleich
> Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt[238]).

Und jetzt, wo er sich selber zu der halb aufgezwungenen Wanderung nach Alys Schlosse anschickte, dichtete er am „Rabbi von Bacharach", der allerdings nach des Verfassers eigenem Geständnis im weiteren Verlaufe der Handlung grobe Ketzereien auch gegen das Judentum zu Tage gefördert haben würde. Doch zeigt das erhaltene Fragment, wie tief die unglückliche Lage der mittelalterlichen Juden, das „düstre Martyrerlied", den Dichter erfüllte und erschütterte, und die farbenprächtige Schilderung des jüdischen Festes erscheint wie ein Abschiedsgruß an das Haus der Väter, das Heine verlassen wollte.

Spöttereien, die sich dieser gelegentlich und sogar recht oft auf den Schachergeist besonders seiner Hamburger Stammesgenossen erlaubte, beweisen nichts gegen die hier entwickelten Ansichten. Denn es ist — gar nicht einmal von Heines besonderem Naturell zu reden — eine keineswegs seltene Erscheinung, die man in Berlin und Frankfurt alle Tage beobachten kann, daß sich die der semitischen Rasse eigentümliche Gabe scharfen Witzes bei gebildeten und geistreichen Israeliten nicht selten, ja sogar mit einer gewissen Vorliebe, mittels einer dem Germanen weniger geläufigen Selbstironie gegen Sonderbarkeiten und Schwächen der eigenen Glaubens- und Stammesgenossen richtet.

Einen tieferen Einblick dagegen in Heines Gefühlsleben auf diesem Gebiete, einen tieferen vielleicht als alle angeführten Zeugnisse eröffnet seine Ballade „Donna Clara" [239]). Die stolze Tochter eines spanischen Alkalden liebt einen unbekannten jungen Ritter und erkennt, nachdem sie sich ihm hingegeben, mit sprachlosem Schrecken in dem Geliebten den Sohn des Großrabbiners der Synagoge von Saragossa. Eine furchtbare Tragik liegt in dem Gedichte, dessen weitere Fortsetzung den aus diesem Bunde hervorgegangenen Sprossen als späteren Dominikaner zeigen sollte, der die Glaubensgenossen seines unbekannten Vaters foltern läßt. Und nun eine Pointe, die man nicht erwartet: der Verfasser behauptet in einem Briefe an M. Moser[240]), daß der Garten des spanischen Richters — der Berliner Tiergarten, eine Baronin so und so die Alkaldentochter, er selber aber der Ritter sei.

Was folgt daraus? Neben dem humanen Mitgefühl, das Heine für seine gequälten Stammesbrüder der Vorzeit empfand, war es

wiederum die gedrückte soziale Stellung des modernen Juden, unter der er selbst zu leiden hatte, die ihn auf das tiefste empörte, aber auch dazu trieb, das Opfer zu bringen, das ein Mensch nicht bringen soll, und einer, der an keine der positiven Religionen glauben kann, erst recht nicht.

Und als es nun zur Gewißheit wurde, daß dieses Opfer ganz umsonst gewesen und der Dr. iuris Heine, der das Schimpfwort „Jude" nach wie vor in jeder neidischen Kritik lesen mußte, trotz seines Taufzettels keinerlei Aussicht auf eine seinem Können entsprechende Lebensstellung haben würde, da flammte in dem leicht erregbaren Jünglinge der Haß gegen das unduldsame Preußen Friedrich Wilhelms III. mächtig empor.

„Mit dieser zunehmenden Erkenntnis", sagt Robert Proelß [241]), „wuchs die Verbitterung seiner Seele, der Groll gegen sich selbst und die Welt, insbesondere gegen das Deutsch- und das Preußentum." Der letzte Teil dieses Satzes ist entschieden richtig, und lediglich auf diesen kommt es hier für uns an.

Aber in demselben Maße stieg in ihm auch die Schwärmerei für den Mann, der Preußens Stolz so tief gedemütigt, zugleich die Verehrung für den, der das vielleicht beste Erbteil der französischen Revolution, absolute Toleranz in religiösen Dingen, über den Rhein mitgebracht hatte. Warum war er nicht mehr da, der große Parvenü, der kein Adelsdiplom und kein Taufwasser für die Talente verlangte? „Daß ich Christ ward", sagt mit humoristischer Wendung unser Autor noch in späteren Jahren, „ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleons, der doch nicht nötig hatte, nach Rußland zu gehn, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist" [242]).

So führt von Heines Preußenhaß eine sichtbare Brücke zu der Behandlung Napoleons im „Buch Le Grand". Der Feind seiner Feinde hätte des Dichters Freund werden müssen, auch wenn nicht andere Motive für jene Freundschaft schon in Menge vorhanden gewesen wären. Erst durch diese grimmige Stimmung des jungen Poeten aber haben manche Stellen im „Le Grand" ihre besondere Färbung, haben gewisse Thesen und Pointen ihre eigentümliche Schärfe erhalten.

Doch die letzten Gründe des Heineschen Napoleonkultus lagen noch tiefer, waren noch inniger mit den Fäden verknüpft, aus denen die Seele des Dichters gewoben war.

Um mit dem politischen Standpunkte Heines zu beginnen, so war dieser, wenn man so will, ein Liberaler, wenigstens deckte sich sein politisches Programm — wenn er eins gehabt hat — im wesentlichen mit den Bestrebungen der damaligen liberalen Partei. Wenn er eins gehabt hat! Denn, ich glaube, jeder vernünftige Mensch wird begreifen, wie unendlich mißlich es ist, einen Heine oder Lord Byron nach der Parteischablone zu behandeln. Vorkämpfer neuer Ideen, nach ihrer Überzeugung eines neuen Weltreichs, und das in einer Epoche, die auch ihrerseits in eminentem Sinne den Charakter einer Übergangszeit trägt, wo die einen gewaltig fortstürmen, die andern mit gleicher Leidenschaft das Rad der Geschichte festhalten möchten, haben sie vor allem eine starke Neigung zur Negation — mit Bezug auf Heine hat schon einmal Alfred Meißner sehr hübsch auf diesen Punkt hingewiesen —[243]), zur Negation, die ebensosehr zu ihrem Wesen und Beruf gehört, wie das Opponieren zu dem einer parlamentarischen Minderheit. Auch diese seine oppositionelle Stellung gegen das Bestehende, die Zustände der Reaktionszeit, führte unsern Heine, wenn man gleichzeitig gewisse Charaktereigenschaften des Dichters mit in Rechnung zieht, auf Napoleon.

Eigentlich mußte ja für ihn wie für Byron die französische Revolution das Ideal sein, die Revolution, welche die Freiheitsgedanken, wenn auch vielleicht nicht gefunden, so doch auszusprechen und zu verwirklichen gewagt hatte. Und er hat sie und ihre Helden, Lafayette und die „Titanenversammlung" des Nationalkonvents, auch wirklich aufrichtig verehrt. Selbst von Robespierre, in dem er einen Auskehrer alten Sauerteiges und dazu einen rücksichtslosen Idealisten sah, hat er oft mit unverhohlener Bewunderung gesprochen. Aber ein Republikaner wurde Heine darum eben doch nicht; der herben Tugend eines Brutus und Verrina, die Börne mit blutigen Worten predigte und der Advokat von Arras in noch blutigere Taten umgesetzt hatte, fühlte er sich nicht gewachsen, er, der ein Gourmand war und den hohläugigen Gesellen mit den Cassiusgesichtern nicht ohne Grund zutraute, daß sie ihn, wenn sie nur die Macht dazu hätten, mit einem Stück Hanf um den Hals an den ersten besten Laternenpfahl aufknüpfen würden.

Da war ihm Napoleon sympathischer, der ja viele und gerade viele der besten Errungenschaften der Revolution aufrecht erhalten, zugleich aber an Stelle des finsteren doktrinären Wesens und der bis zum Fanatismus getriebenen Gleichmacherei des Konvents, die, wenn sie der Politiker Heine billigen mochte, auf jeden Fall den

Künstler in ihm abstießen, eine Art von „Saint-Simonismus“ gesetzt hatte, eine Herrschaft des Talentes, welche auf einer mehr materiellen Lebensauffassung basiert, wenigstens mit einer solchen verknüpft war. Dieser „Materialismus“ behagte der Sinnlichkeit des Menschen Heine nicht übel, und ihr Glanz zog den Poeten lebhaft an. Hierüber konnte dieser das autokratische Regiment des Kaisers zeitweilig vergessen, oder es war ihm wenigstens kein Hinderungsgrund, dem imponierenden Herrscher und unvergleichlichen Feldherrn seine Huldigungen darzubringen.

Dabei ist wiederum der platonische Charakter des posthumen Napoleonkultus nicht zu vergessen. Die harten Maßregeln der verschwundenen Herrschaft, der Preßzwang, die Aushebungen, die Menschenopfer, drückten die Nachkommen nicht mehr, die nur die glänzenden Seiten des ehemaligen Regiments sahen und sehen wollten und diese mit der Misere des Lebens unter den vielen kleinen Despoten, die auf den einen großen gefolgt waren, verglichen. Die Dissonanz, die sich hierbei für die Beurteilung jener ergab, wurde zu einer Harmonie im Liede auf den gewaltigen Herrscher der Vergangenheit. Trat das nun aber schon in der Betrachtungsweise nüchterner Alltagsmenschen hervor, um wieviel mehr, sobald die Heldengestalt vor dem Auge eines Dichters erschien! Der Künstler ist nun einmal Aristokrat, und das war — als Künstler betrachtet — auch der Düsseldorfer Jude, der Abkömmling des geknechteten Volkes, der sich schon in früher Jugend durch jenen Kuß, den er einstmals der verfehmten Scharfrichtertochter Josepha auf die roten Lippen drückte, zum Kampf gegen die „Landsknechte des Mittelalters“ geweiht hatte. Sobald bei Heine der Politiker hinter dem Künstler verschwindet, verschwindet auch der Liberale oder gar Radikale hinter dem Aristokraten. Dieses Gemisch einander widersprechender Anschauungen, das unkünstlerischen Naturen ein ewiges Geheimnis bleiben wird, scheint mir von Georg Brandes nicht übel formuliert zu sein[244]), dem ich darum für einen Augenblick das Wort gebe:

„Heine“, sagt Brandes, „war zu gleicher Zeit ein großer Freiheitsanbeter und ein ausgeprägter Aristokrat. Er hatte die ganze Freiheitsliebe einer nach Freiheit dürstenden Natur, er schmachtete nach Freiheit, er entbehrte und liebte sie von ganzer Seele, aber er besaß auch die Vorliebe der großen Natur für menschliche Größe und das rein nervöse Grauen der feinen Natur vor allem Mittelmäßigkeitsregiment. . . . . Sein Blut war aristokratisch, er wollte das Genie als Führer und Herrscher anerkannt sehen. Er klatscht Beifall, wenn

er in seinem historischen Rückwärtsschauen oder Zukunftstraum einen erbärmlichen König oder Kaiser guillotiniert werden sieht. Aber er will Cäsar geben, was Cäsars ist. Apodote ta kaisaros kaisari ist sicher das Wort Jesu im neuen Testament, das am tiefsten in sein Gemüt gedrungen ist. — Er fürchtet einen Freiheitszustand nicht, gegen den alles, was man bisher von Freiheit auf der Erde gesehen hat, Kinderspiel wäre, aber er hält es für unmöglich, daß die Durchschnittsideale der Philisterbildung Freiheit in ihrem Schoß tragen. Er verabscheut die Mittelmäßigkeit, auch die liberale, auch die republikanische, als den Feind der großen Persönlichkeit und der großen Freiheit."

An diese Stelle mag auch Louis P. Betz gedacht haben, als er in seiner trefflichen Studie „Heine in Frankreich" [245]) die Worte schrieb: „Wie bei den Romantikern [246]), war es bei Heine nicht politische Überzeugung, auch nicht persönliche aristokratische Neigung, die ihn für den genialen Korsen schwärmen ließen, sondern der Hang zum Außergewöhnlichen, der Widerwille, den er gegen alle Mittelmäßigkeit, gegen die rohe Masse, gegen jedes farb- und schmucklose Dasein empfand. Flauberts legendäre Parole haine du bourgeois bedeutet im Grunde nichts anderes; auch bei ihm muß dies Wort vom künstlerischen Standpunkte, nicht etwa vom sozialpolitischen gedeutet werden."

Kommt das nicht im Grunde auf dasselbe hinaus wie die Worte von Brandes? Ist eben dieser vornehme Widerwille gegen den Pöbel der „Viel-zu-Vielen" nicht aristokratisch? Gewiß sind nur Ausnahmenaturen einer solchen Empfindungsweise fähig, aber immerhin ist sie doch nicht so ganz selten, wenn auch äußerst selten mit dem Genie eines Heine gepaart.

Wer längere Zeit die Welt beobachtet hat, wird wissen, daß sie sich sogar verhältnismäßig häufig bei politischen Freidenkern von bedeutender geistiger Veranlagung und einer gewissen Erziehung findet. Wie diese haßte Heine vor allem – haine du bourgeois – den von der eigenen Respektabilität überzeugten Bildungsphilister, auch das in seiner Zeit entstehende Industrieprotzentum; wie Napoleon den gemeinen Mann unter seinen Soldaten, so liebte hinwiederum auch er, wenigstens mit einer Art an Liebe grenzenden Mitleids, das Volk, die Kleinen, die Armen. Jeder echte Humorist tut das, nehmen wir Sterne, Jean Paul, Dickens, Reuter, Wilhelm Raabe. Aber das Volk durfte nicht nach Branntwein riechen, nicht wie der Schneider Weitling an dem Bein scheuern, das die Kette der Gefangenschaft

wund gerieben hatte. Dann schauderte Heine, und er wandte sich ab. Nicht der Mensch – er ist sein ganzes Leben lang auch gegen diese armen Leute wohltätig gewesen – aber der Dichter. Dieser Aristokratismus im Bunde mit der größeren Weite und Höhe seiner Welt- und Lebensauffassung stellt den Poeten in scharfen Gegensatz zu Leuten wie Jakob Venedey und zu allem, was sich um Börne gruppierte, einen Gegensatz, der um so tiefer und unüberbrückbarer war, als er im letzten Grunde auf wechselseitigem Nichtverstehenkönnen beruhte; wenigstens wurde Heine von jenen andern nie verstanden. Umgekehrt aber gibt er einen neuen Schlüssel zu des Dichters Vorliebe für Napoleon: das war auch ein Unglücklicher, auch ein Gefangener, aber ein Held, dessen Ketten und Käfig man bedauern konnte, ohne bei ihrem Anblick physischen Ekel zu empfinden; denn die kleine Misere der Gefangenschaft verschwand hinter dem Glorienschein, der den Imperator umstrahlte. Das war keine Existenz aus der Sperlingsgasse des Lebens, sondern selbst im schwülen Kerker von St. Helena noch ein gefangener Löwe und einer, der nicht wie ein gemeines Raubtier brüllte, sondern noch zum Henker Hudson Lowe mit dem Pathos Corneillescher Feldherrn und Könige sprach. Von Börne und seinen Geistesverwandten führt, wie gesagt, der Vergleich weit fort; aber vielleicht ist es erlaubt, den Napoleonverehrer Heine mit der aristokratischen Persönlichkeit Byrons zusammenzustellen.

Heine hat sich, wie ich schon früher erwähnte, in der zuletzt besprochenen Zeit mit seinem englischen Kollegen besonders viel beschäftigt, und er hat sich – gelegentliche Scherz- und Witzworte sind auch in dieser Sache keine Gegenzeugen – dem großen Briten gegenüber als ein Geistes- und Schicksalsverwandter gefühlt. Durch beider Seele ging der „große Weltriß“, und beide waren sie, wie einst ihr Bruder in Spott und Skepsis, Voltaire, Apostel der Zukunft und unerschrockene Kämpfer gegen die politische, religiöse und gesellschaftliche Heuchelei und Beschränktheit ihrer Zeit. Die Wichtigkeit, die Lord Byron für Heine hatte, zeigt die häufige Erwähnung seines Namens in den Schriften des deutschen Humoristen, gerade in den Schriften der jüngeren Jahre. Als Student erwartet er mit Ungeduld die Memoiren des englischen Dichters, und er freut sich, daß dieser im „Childe Harold“ über den servilen Poeten der heiligen Allianz, den gekrönten Laureaten der Mittelmäßigkeit — Ehren-Southey war sein Name — die „vergiftete Geißel schwingt“ [247]. In der „Harzreise“ unterhält er sich in dem launigen Gespräche mit

den beiden Damen auf dem Brocken über Byrons „Gottlosigkeit“ [248]); auch in den Bädern von Lucca hört man dessen Namen von dem köstlichen Marchese Gumpelino nennen [249]). Immer geschieht es so, daß der deutsche Kollege von der Dichterzunft, unbemerkt vom Hörer, die Philister aushöhnt, die sich über die Blasphemieen und die Weltzerrissenheit des gottvergessenen Briten schier entsetzen.

Aber auch in ernsteren Stunden kommt ihm dieser in die Gedanken, und wenn auch der noch „lebensfreudige“ Zwanziger von der tiefen Traurigkeit des etwas älteren und in seinem Denken schon viel weiter fortgeschrittenen Mannes öfters unangenehm berührt wird [250]), so ist es doch keine konventionelle, sondern eine aus dem Herzen kommende Teilnahme, die der rheinische Dichter bei Byrons Tode an den Tag legen wird.

Als die „siebenunddreißig Trauerschüsse“ von Missolunghi her über die Adria donnerten, erschütternde Kunde bringend, wie drei Jahre vorher der Todesbote von St. Helena gebracht, da lieh Heine, der damals wieder in dem Philisternest Göttingen steckte, seinem Schmerz und zugleich seinem Verwandtschaftsgefühl mit dem Abkömmling des Wikingerstammes der Burun die sicher ernst gemeinten Worte: „Der Todesfall Byrons hat mich ... sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben.... Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden“ [251]).

In dieser Stimmung dichtet er die schönen, feierlichen Strophen:

Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin u. s. w. [252]).

Die voraufgegangene intensivere Beschäftigung mit dem englischen Rivalen, von der die Berliner Briefe berichten, muß nun Heine auch mit Byrons Ansichten über Napoleon bekannt gemacht haben, wenigstens, soweit sie sich in den Dichtungen, namentlich den früheren Dichtungen des titanenhaften Engländers abspiegeln. Sie decken sich nicht völlig mit dem, was Byron den verschwiegeneren Seiten seiner Briefe und Tagebücher anvertraute, in denen die rein persönliche Sympathie, die der Adler des Geistes für den Adler des Schlachtfeldes trotz allem, was beide trennte, empfand und empfinden mußte, gelegentlich stärker

durchbricht, schroffer den Prinzipien zuwider sich äußert als in den für die Öffentlichkeit bestimmten Werken.

Bei oberflächlicher Betrachtung bietet die Heinesche Auffassung Napoleons mit der Byronschen frappante Ähnlichkeiten. Beide Dichter sind, will man sie durchaus in eine politische Partei einschachteln, „Liberale"; von Byron hörten wir und von Heine werden wir es noch hören, daß sie den uns schon geläufigen Anschauungen des Liberalismus gemäß, in der Schlacht bei Waterloo keinen Sieg der „Freiheit" sahen und sehen konnten.

O blut'ges, höchst nutzloses Waterloo[258]),

sagte der Engländer, und weit stärker noch wird sich der deutsche Dichter über den letzten Schlachttag der napoleonischen Geschichte äußern.

Den Haß gegen Napoleons Feinde, der schon an und für sich eine Sympathie für jenen nahelegt, haben beide aufrichtig geteilt, Blücher, Wellington, Castlereagh, die Feldherrn und den Tory-Minister aus der Blütezeit der heiligen Allianz, haben sie mit gleicher Abneigung in ihren Werken behandelt. Auch die Feindschaft gegen Österreich und der Unwille darüber, daß der self-made man Napoleon Bonaparte in das alte Patrizierhaus der Habsburger hineingeheiratet, ist beiden Dichtern gemeinsam.

Einer seiner französischen Kritiker — ich weiß nicht mehr, ob Legras oder Barbey d'Aurevilly — hat einmal Heine geradezu einen révolté genannt, einen Empörer gegen die bestehenden, nach seiner Ansicht nicht zu recht bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft. Das war noch mehr Lord Byron. Nun mußte es beiden Freude machen, eine Art grimmiger Freude, den Mann zu feiern, der es wie kein anderer nicht allein versucht, sondern auch fertig gebracht hatte, diese Verhältnisse einmal recht gründlich auf den Kopf zu stellen, der nur „zu pfeifen brauchte", um Roms Prälaten und das heilige deutsche Reich zum Tanzen zu bringen, der „in allen Hauptstädten der Welt die Wache geprügelt", im europäischen Konzerthause „überall die Fenster eingeworfen", „die Laternen zerschlagen" und die Monarchen „wie Portiers behandelt hatte". Solche Stellen Heines sind echt Byronsch, und es ließe sich ohne große Mühe eine Anzahl Parallelstellen aus den Werken des englischen Dichters herbeiholen, die mutatis mutandis dem Sinne nach ungefähr dasselbe sagen.

Und wenn solche, vielleicht noch mehr aus dem gemeinsamen Haß gegen Napoleons Feinde als aus Vorliebe für jenen entsprungene

Äußerungen als konstante Größen in beider Schriften auftreten, so sind die Dichter auch darin einander ähnlich, daß ihr Verhältnis zu dem in so eigenartigen Dithyramben Gefeierten nicht immer dasselbe bleibt, vielmehr ein ganz verschiedenes Aussehen gewinnt, je nachdem in der zeitweiligen Stimmung der beiden Autoren mehr der mit Cäsars Autokratie unzufriedene Freiheitsmensch oder der persönliche Bewunderer die Oberhand gewinnt.

Hier aber öffnet sich neben der Übereinstimmung die tiefe Kluft eines scharfen Kontrastes. Weit mehr wird bei Heine, vollends in dem ersten Abschnitt seiner schriftstellerischen Laufbahn, die persönliche Sympathie über den liberalen Standpunkt und die Forderungen triumphieren, die dieser hätte stellen sollen, freilich Forderungen, denen, wie wir wissen, auch andere Liberale damaliger Zeiten in ihrem Denken und Handeln keineswegs nachkamen. Seine weichere, biegsamere, freilich auch liebenswürdigere Natur zeigt sich hier gegenüber der größeren, mannhafteren Lord Byrons, und Heine hat darum ganz recht, wenn er an einer Stelle in der „Nordsee" von sich sagt, daß er „kein Nachbeter oder Nachfrevler Byrons" sei[254]). Heines Bewunderung für den Helden, die so oft seinen sonstigen Ansichten widerspricht, hat im Gegensatz zu jenem etwas Weibliches; ein in dieser Hinsicht ausgesprochenes Tadelswort von Brandes scheint mir nur im Ausdruck etwas zu strenge zu sein[255]).

Für eine so bereitwillige Hingabe der Neigung war Lord Byron nicht zu haben, der rückgratstarke Ichmensch, der glühende Revolutions- und Freiheitsschwärmer, der den Krieg als das größte Übel der Menschheit verabscheute und ihn nur anerkennt, wenn er, wie von Washington oder Leonidas, um das kostbare Gut der Freiheit selber geführt wird. Wie sein Sardanapal es verschmäht, den Ruhm des Schlachtfeldes um das Blut von Tausenden zu erwerben, wie den Dichter des „Don Juan" die rohe Menschenschlächterei der Türkenkriege mit Ekel erfüllt, so kann er auch Napoleon, den „Zwingherrn" der ersten Gesänge des „Childe Harold", in seiner politischen und militärischen Tätigkeit als Hekatombenopferer und Universalmonarchen eigentlich nur verurteilen. Selbst an den Stellen der Byronschen Dichtungen, wo das rein persönliche Mitgefühl mit dem Unglück des gewaltigen Mannes am lebhaftesten sich äußert — in den angeblich aus dem Französischen übersetzten Oden des Jahres 1815, an der berühmten Waterloostelle des „Childe Harold" (III, 17 ff.), in den Schilderungen des „bronzenen Zeitalters" — selbst da

widersetzt sich der Gedanke an den Mörder der Freiheit, der „nur“ ein König geworden, dem Ausdruck reiner Sympathie:

Ach, daß auch er den Rubikon betrat,
Den Rubikon erwachter Menschenrechte,
Genoß des Königspöbels und der Knechte[256])!

Zeigt Byron in diesem Punkt eine nähere Verwandtschaft mit Börne als mit Heine, so hat sein Verhältnis zu dem Korsen noch eine andere Seite, die ihn von diesem letzteren ganz und gar unterscheidet. Ich habe schon in meiner Schrift „Napoleons Tod“ eine längere Ausführung hierüber gegeben[257]) und glaube daher, mich hier kurz fassen zu dürfen. Byron, selbst ein himmelanstürmender Titan wie Bonaparte, ein Ichmensch großen Kalibers, empfindet so etwas wie Neid gegen den welterschütternden Korsen.

Ruh' aber für ein starkes Herz ist Hölle,
Das war dein Fluch[258]).

Dieses Entschuldigungswort für Napoleons Taten im „Childe Harold“ findet auch auf dessen Dichter seine Anwendung. Und nicht allein auf dem rein geistigen Gebiete. Am 23. November 1813, mitten unter den auf- und abwogenden Kämpfen um die napoleonische Herrschaft, schreibt Byron in sein Tagebuch: „Ich werde niemals etwas oder vielmehr immer nichts sein. Das Beste, was ich erhoffen kann, ist, daß einer sagen wird: er könnte vielleicht, wenn er wollte“ [259]).

Da haben wir's. Daß er nur schreiben, nicht handeln konnte, das war der Kummer des Titanen Byron, der ihn neben seiner Freiheitsbegeisterung in die Reihen der italienischen Verschwörer und der griechischen Unabhängigkeitskämpfer getrieben hat. Er neidete dem „Übermenschen“ Bonaparte seine Erfolge, er, der bei seinem ganzen Naturell in dessen Lage am Ende gar nicht einmal wesentlich verschieden von jenem gehandelt haben würde. Wie ganz anders Heine! „Was will Frau von Varnhagen von mir?“ schreibt er 1828 an deren Gatten[260]). „Ich bin kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf zehn bis elf Herzen.“ Das ist so unbyronsch wie möglich.

Indem nun aber Byron von dem Helden in dessen Kampfe gegen die verachteten Vertreter der Legitimität das Allerhöchste erwartet, maßt er sich auch das Recht an, ihn in einem Tone kritisieren zu dürfen, etwa wie ein Theaterkritiker einen völlig hors

ligne stehenden Schauspieler beurteilt. Wo Napoleon diesem Maximum der Anforderungen nicht ganz entspricht, wie z. B. bei seiner Abdankung, da wagt Byron, ihn in einer Weise zu tadeln, die an Deutlichkeit und Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt, aber doch so, daß dem aufmerksamen Leser nicht entgeht, wie der Urquell dieses Tadels aus der Tiefe der Bewunderung hervorspringt. Wer sich die Mühe nehmen will, die berühmte „Ode an Napoleon Buonaparte" mit Stanze 36 ff. des III. Gesangs im „Childe Harold" zu vergleichen, wird sich von der Richtigkeit meiner Beobachtung leicht überzeugen können. Auch dieser Auffassung des genialen Briten steht bei Heine nichts recht Verwandtes gegenüber.

So wird, wie oft und mit wie viel Recht auch sonst die Dichter zusammengestellt, Byronscher und Heinescher Weltschmerz miteinander verglichen werden, in unserer Sache doch Vorsicht geboten sein. Zumal da Heine zur Zeit seiner intensivsten Beschäftigung mit dem Engländer in einer Periode der unbedingten oder fast unbedingten Bewunderung seines Helden steht und die — Byron sehr geläufige — Vorstellung des „liberticiden" Imperators bei dem deutschen Poeten erst später auftritt. In solchen späteren Äußerungen mögen Nachwirkungen der Lektüre Byrons vorliegen, die sich zur früheren Zeit eigentlich nur in der Behandlung der Gegner Napoleons durch den deutschen Dichter — in dieser allerdings unzweifelhaft — verraten.

Will man das Verhältnis Heines und Byrons zu dem in beider Werken so viel besprochenen Helden durch ein Bild versinnlichen, das zugleich noch Goethe einbegreift, so ließe sich etwa folgender Vergleich aufstellen: Auf einsam eisiger Höhe wandelte Bonaparte seinen Sternenpfad, und auf diesem Wege begegnete ihm Goethe, und die Riesen neigten voreinander ihre Häupter und schüttelten sich die Hände: sie erkannten sich als gleichwertig und gleich einsam. Ihnen gegenüber steht auf ragender Klippe Lord Byron. Er kann nicht zu jenen hinüber, denn der Felsgrat, der beide Stellen des Gebirges miteinander verbindet, ist zu schmal, und selbst der kühne Gemsjäger des Gedankens Lord Byron vermag ihn nicht zu übersteigen. So steht er abseits, in bewunderndem Grollen. Da kommt auf halber Berghöhe der geistreiche Jude geschritten. Der pilgert auch nicht mit der Menge im staubigen Tal, auf die er vornehm hinabschaut; den Helden Bonaparte auf seinem Sternenpfad kann er ebensowenig erreichen wie Byron. Aber er will es auch gar nicht; ihn berauscht der Anblick wie ein Märchentraum, er glaubt, ewige Augen, wie von Göttern, aus der Ferne herüberstrahlen zu sehen. Und wenn es ihn ja

einmal ärgern sollte, daß er nicht gleich dem Alpenüberwinder auf dem glitzernden Firnenfeld wandern darf, nun, so wird er sich über den Gargantua da oben ein bischen mokieren, wie er sich über alle Welt zu mokieren pflegt, und wenn er so hoch hinaufreichen könnte, würde es ihm nicht darauf ankommen, ihn selbst hin und wieder an seinem Mantel zu zupfen. Denn er ist ein arger Spötter, dieser geistreiche Jude, nie um einen Witz oder Einfall verlegen und ein „Kerl", der nie einen solchen „für sich behalten kann". Impressionist wie Lord Byron, ja, weit mehr noch als dieser, erreicht er nicht die Weite der Weltanschauung des Briten – l'œuvre de Byron, sagt Montégut[261]), offre une façade autrement considérable que celle de Heine – ist dafür aber auch umgänglicher und liebenswürdiger als der „mürrische herzkranke Engländer". Das zeigt sich auch in seinem Umgang mit Bonaparte.

Es ist öfter von dem Impressionismus Heines die Rede gewesen. Die Tatsache darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Ich erkläre mich bereit, mit Richard M. Meyer seine Äußerungen, auch die über Napoleon, als lediglich „subjektive Momentsbekenntnisse" aufzufassen[262]). Heine selbst hat, wie wir hörten, gelegentlich eine Art atomistischer Theorie über das Denken aufgestellt, nach welcher dieses in dem bloßen Aneinanderreihen von Einfällen bestehen soll. Freilich selbst nur ein Einfall, diese „Theorie", und nicht allzu wörtlich zu nehmen. Auch einem andern Heinekritiker, dessen Anschauungen über den Dichter ich im übrigen nicht zu den meinigen machen kann, will ich soweit entgegenkommen, daß ich zugebe, diesem subjektivsten der Impressionsmenschen sei es mit dem, was er sagt, nicht immer „tiefster Ernst" gewesen[263]). Welcher Neurastheniker, welcher Hysteriker wäre denn immer au pied de la lettre zu nehmen? Man könnte das ganze Franzosenvolk als Gegenbeispiel setzen. Ein Neurastheniker und Hysteriker aber war unser Heine von Jugend an; schon der jung verstorbene Emile Hennequin hat gerade hieraus das Wechselnde in seinen Schriften erklärt, und neuerdings hat Max Kaufmann in der wertvollen Studie über „Heines Charakter" die Frage in einer dem Standpunkt der modernen Wissenschaft entsprechenden Weise behandelt[264]). Ein Neurastheniker, eine moderne „Weltstadtseele" komplizierteſter Konstruktion, stark erblich belastet, namentlich von väterlicher Seite her, das alles ist unser Dichter gewesen. Die unaufhörlichen Stimmungswechsel des neurasthenischen Impressionisten aber erzeugen Widersprüche der grellsten Art, und wer mit Unfähigkeit, diese Geheimnisse des Nervenlebens zu begreifen

oder gar mit Voreingenommenheit an den Impressionsmenschen herantritt, der wird mit seinem Urteil bald fertig sein, aber dieses selbst wird des wissenschaftlichen Wertes entbehren. Die ältere Heinekritik, die mit dieser Erkenntnis noch nicht rechnen konnte, weil ihr die Erkenntnis selber teilweise fehlte, darf die Entschuldigung mangelnden Wissens für sich in Anspruch nehmen; die heutige würde es nicht mehr können.

Für uns ist dieser Punkt von einiger Wichtigkeit, zumal für die späteren Kapitel der Betrachtung. Denn er wird uns, was ich vorausgreifend hier bemerke, den letzten Schlüssel in die Hand geben, der das Geheimnis mancher Widersprüche in den Auslassungen weniger des Dichters als des Publizisten Heine eröffnet.

Es liegt mir fern, die ganze Handlungsweise eines Mannes, wie man es jetzt so gern tut, mit Impressionabilität und Nervenschwäche zu entschuldigen. Heines Äußerungen über Napoleon sind wohl zu erklären, aber, wieviel man auch daran deuten und deuteln mag, nicht sämtlich zu rechtfertigen. Weder das Inkonsequente und Widerspruchsvolle derselben noch die über das Maß des Erlaubten hinausgehenden Ausfälle wider manche von Napoleons Gegnern.

Auch der Neurastheniker, auch der Impressionist können und müssen erzogen werden. Eine gewisse Konsequenz der Erziehung aber hat in Heines Leben gefehlt. Schon Jules Legras hat in der Einleitung zu seinem schönen Buche über den Dichter so etwas angedeutet. Von früh auf trat dieser in eine Welt der Kontraste, Kontraste zwischen der Heimat und der fremdländischen Okkupation, Kontraste zwischen der jüdischen Familie und der Erziehung in einem jesuitisch angehauchten Gymnasium, Kontraste zwischen Neigung und Bestimmung: der geborene Lyriker wird zu einer Stellung im Staatsdienst ausersehen, dann soll er zum Kaufmann gepreßt werden, und als er endlich auf die Universität kommt, wird ihm die Trockenfütterung des Corpus iuris vorgesetzt. Diese Kontraste ziehen sich auch weiter durch sein Leben. Man braucht nur an das Verhältnis des hochbegabten armen Verwandten zu dem Hause der Hamburger Millionärsfamilie zu denken. Überall Widersprüche auf Widersprüche!

So wurde er selber ein wandelnder Widerspruch. Und hierbei ist noch eins zu beachten. Der Hysteriker, der Impressionist, zeigt besonders die Eigentümlichkeit, daß er infolge seiner Überempfindlichkeit leicht in sentimentale Stimmungen gerät, diese dann im nächsten Augenblicke selbst verspottet, ein Stimmungswechsel, den man auch bei nervösen Nationen, neben des Dichters Stammesgenossen in charakteristi-

scher Prägung wieder bei den Franzosen beobachten kann. Während nun aber der einfachere und minder gebildete Impressionist seine ewig wechselnden Einfälle naiv produziert und äußert, wird der höher veranlagte und gebildete, wird erst recht der Künstler eigentlicher Stimmungsvirtuose, der seine Stimmungen präpariert[265]), sich sozusagen in eine gewisse Stimmungsatmosphäre hineinzuphantasieren versteht. Auch das gilt namentlich wieder von dem späteren Heine, gilt für unsern Fall besonders von der „Lutetia“.

Und nun ist hinwiederum auch nicht alles aus dem Impressionismus zu erklären. Es waren „subjektive Momentsbekenntnisse“, was der Dichter über Napoleon produzierte, nun wohl; aber warum trat in diesen Momenten eben Napoleon als Herrscher im Reiche seiner Gedanken vor die Seele des Poeten, während andere andere Helden hatten, z. B. der „Porzellanmaler“ Varnhagen sich vom alten Blücher zu einem dicken Buche begeistern ließ? Und warum zeigen Heines Äußerungen über seinen großen Zeitgenossen in bestimmten Perioden trotz der Widersprüche im einzelnen doch immerhin vorwiegend ähnliche Stimmungsbilder, die einen Familientypus tragen, während sie von den zu einer andern Zeit produzierten nicht unwesentlich abweichen? Weshalb ist Heine von den Anempfindeleien seiner schnell verfliegenden „altdeutschen“ Periode so bald zurückgekommen, und warum ist sein „Deutschland“ eine nur den Literaturgelehrten bekannte poetische Reliquie, ein ungehobelter, unbehülflicher Schrein neben den Meisterstücken der „Grenadiere“ und des „Buches Le Grand“?

Doch wozu alle diese „weshalb?“ und „warum?“. Es leuchtet ein, daß neben den im Subjekt liegenden auch objektive Faktoren von schwerwiegender Bedeutung vorhanden gewesen sind, welche des Dichters Stimmungen in dieser Stärke auf diesen Mann gelenkt haben. Als passionierter Milieuzeichner habe ich in ihrer Darlegung des Guten vielleicht eher zu viel als zu wenig getan. Embarras de richesse, den ich nicht sonderlich bedauere.

Dagegen würde ich es beklagen, wenn der Leser nach allem, was hier bisher gesagt wurde, nicht die Einsicht gewonnen hätte, daß und warum wir an der Schwelle eines Zeitabschnitts in Heines Leben angelangt sind, der die dem folgenden Kapitel gesetzte Aufschrift rechtfertigt.





3. Kapitel.

Die Periode der unbedingten Bewunderung.

Es wird nun leicht ersichtlich sein, aus welchen Gründen die im ersten Kapitel entworfene Milieuschilderung bis gegen die Mitte der zwanziger Jahre hin fortgeführt wurde und daß dies in erster Linie geschah, weil sie auf solche Weise in den kühnen Prosahymnus des „Buches Le Grand" bequem verläuft.

Bekanntlich hatte aber schon früher, schon in den 1819 gedichteten „Grenadieren" der damals noch nicht zwanzigjährige Heine einen der Höhepunkte seiner Napoleondichtung erreicht. Ja, der Napoleondichtung überhaupt. Denn, wie man Shakespeares „Romeo und Julie" als das Hohelied der Liebe bezeichnet, so darf man die Grenadierromanze getrost das Hohelied der Kaiserzeit nennen, die manchen guten Kopf seither poetisch begeistert, doch aber, alles in allem, eigentlich nur wenigen Kunstwerken ersten Ranges zum Leben verholfen hat. Nicht unverdientermaßen ist diese Krone der epischen Dichtung Heines auch des Dichters populärste Romanze und neben Zedlitz' „Nächtlicher Heerschau" das volkstümlichste Gedicht geworden, das je zu Napoleons Ehren in deutscher Zunge geschrieben wurde.

Die Angabe, daß die Verse 1819, als sich Heine nach dem Frankfurter und Hamburger Fiasko in Düsseldorf für die Universität vorbereitete, entstanden sind, darf wohl als maßgebend betrachtet werden [266]), wenngleich die außerordentlich späte Rückkehr der gefangenen Franzosen einigen Zweifel dagegen zuläßt.

Ist es doch schon merkwürdig genug, daß ein kaum zwanzigjähriger Jüngling einen außer ihm liegenden zeitgeschichtlichen Stoff, der mit den süßen Qualen seiner Liebeslyrik nichts zu schaffen hatte, in dieser knappen, concisen Form und mit solcher künstlerischen Vollendung zu behandeln wußte!

Er selbst erzählt über die Veranlassung zu dem Gedicht im „Buch Le Grand“ [267]): „Während ich, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die, im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehre lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt erst heimkehrten. Als ich aufsah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tiefe, klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch noch immer in einer Art militärischen Schrittes . . . .“

Aus dieser oder einer ähnlichen einfachen Begebenheit wurde die Krone der Heineschen Romanzendichtung geschmiedet.

An den Anfang von Bürgers „wildem Jäger“ erinnert die in ihrer Kürze musterhafte Exposition:

> Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
> Die waren in Rußland gefangen.

Sie müssen auf ihrem traurigen Rückmarsch durch Deutschland, sie kommen „ins deutsche Quartier“, wie der Dichter in militärischer Sprache meldet. Hier hören sie von dem Untergange der großen Armee, von der Gefangenschaft ihres Kaisers. Sie, die seit dreißig Jahren keine Träne kannten, sie weinen. Klaglos sind diese Tapfern in ihren zerlumpten Uniformen Hunderte von Meilen gewandert, jetzt beginnt plötzlich dem einen die alte Wunde zu brennen. Auch sein Kamerad fühlt den tiefen Schmerz. Wie köstlich malt der Dichter die ungeheuchelte, aller Phrase bare Resignation des Kriegers in dem soldatisch kurzen „das Lied ist aus“ — doch der brave Mann muß nach Hause denken, wo Weib und Kind, vielleicht hungernd und frierend, seiner Rückkehr harren.

Nun aber setzt der Dichter mit einem kräftigen Forte ein, indem er die Heimatlosigkeit des im Kriege ergrauten Triariers, dem der Kaiser sein Ideal, sein Gott, sein alles gewesen, in großartiger Weise zum Ausdruck bringt:

> Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
> Ich trage weit beß'res Verlangen;
> Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
> Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

In diesem schmerzlichen Rufe:

„Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!"

hat sich die Seele des alten Soldaten vom Leben eigentlich losgerissen. Er will nichts mehr, nur sterben, begraben sein. Das „Ehrenkreuz am roten Band", das ihm der Kaiser vielleicht selber angeheftet wie jenem tapfern Hauptmann Coignet, der in der schlichten Prosa seiner Erinnerungen [268]) ein so ergreifendes Lied von der Soldatentreue gesungen hat, das einzige Gut dieser Tapfern, das sie sich nur durch den Tod von der Brust reißen ließen, das soll ihm der Kamerad aufs Herz legen, die Flinte ihm in die Hand geben und den Degen umgürten. Denn der alte Krieger hofft, daß sein großer Feldherr einst wiederkehren und über sein Grab dahinreiten werde.

Den in Frankreich unter Volk und Soldaten weitverbreiteten Glauben an eine nochmalige Rückkehr des Gefangenen von St. Helena, den auch Béranger mehrfach dichterisch verwertet, hat Heine zu einer kühnen Vision benutzt, durch welche das seinem Stoff nach aus der unmittelbaren Wirklichkeit geschöpfte Gedicht in eine Welt des Traumes hinüberschwebt [269]).

Aber diese Traumwelt — ich habe schon an einer früheren Stelle darauf hingedeutet [270]) — ist das Reich der „italienischen Gespenster", die bei Tage umgehen, nicht das schauerliche Geisterreich des Nordens, an dessen zerrissenem Wolkenhimmel Wodans wildes Heer nächtlicher Weile mit flatternden Mänteln vorüberflutet. Daher zeigt das Gedicht auch in seinem visionären Teile jenen mehr plastischen Charakter der Romanze, in dem Sinne, wie ich diesen im Gegensatze zur Ballade vor Jahren festgestellt habe [271]). Daß diese Manier für die Darstellung einer eminent klassischen Gestalt wie der eines Napoleon passender war als das ossianische Nebelwesen der Immermann und Zedlitz, glaube ich nicht wiederholen zu brauchen [272]).

Der plastisch ruhige Charakter unserer Romanze hängt auch mit der wunderbaren Objektivität des Gedichtes zusammen. Aus dem Munde der Soldaten hat Heine den Ruhm des Kaisers erklingen lassen, ohne eigene Zutat. „Indem er sich in die fremde Seele versetzte," sagt Richard M. Meyer [273]), „verdrängte er jedes Bedenken, jede Störung, die sonst sein Empfinden hätte kreuzen können, und aus der Macht dieser einheitlichen Stimmung erwuchs der großartig schlichte Ausdruck."

Die „Grenadiere" sind eine völlig originale Schöpfung. Denn es ist ein starkes Versehen von Karl Voretzsch [274]), wenn dieser be-

hauptet, Heines berühmte Romanze verhalte sich „zu den Deux grenadiers Bérangers nicht anders als sein Loreleilied zur „Lorlei" Arnim-Brentanos." Bérangers schöner Dialog ist zuerst in der Gedichtsammlung von 1828 erschienen, höchstwahrscheinlich also auch erst um diese Zeit gedichtet und, wenn wirklich etwas eher geschrieben, so doch wohl schwerlich früher an die Öffentlichkeit gelangt. Auf keinen Fall kann er 1819 dem angehenden Studenten in Düsseldorf bekannt gewesen sein. Allerdings mag der Irrtum insofern naheliegen, als beide Gedichte in Stoff und Behandlung eine auffallende Verwandtschaft zeigen. Zunächst haben beide Poeten den Kunstgriff gemein, Napoleons Größe nicht in eigener Person auszusprechen, sondern sie in dem Spiegelbilde zu zeigen, das sie in den Seelen einfacher Menschen zurückließ. Bei Béranger war das typisch. Im „Fünften Mai", in den „Erinnerungen des Volkes", im „Alten Korporal", im „Bretonischen Matrosen", überall. Dieses Kunstmittels, das auch sonst in der Napoleonpoesie vielfach verwendet wurde, konnten sich mit Erfolg nur Dichter bedienen, die für volkstümliches Empfinden ein taktvolles Verständnis besaßen. Gewiß ein schöner Ruhmestitel für einen Zwanzigjährigen, daß man ihn so neben Béranger stellen darf. Und er hat den gefeierten Chansonnier übertroffen.

Ein Vergleich der Gedichte wird das leicht ergeben. Bekanntlich sind Bérangers Grenadiere nicht aus der Gefangenschaft heimgekehrt, sondern sie stehen im April 1814 auf Posten vor dem Schlosse von Fontainebleau, in dessen Räumen ihr Kaiser den verhängnisvollen Schritt getan, die Abdankungsurkunde unterzeichnet hat. Sie sind entschlossen, ihm nach Elba zu folgen: dieselbe Soldatentreue wie bei Heine.

Aber unsere Dichter haben nicht bloß Typen des für ihren Feldherrn begeisterten Kriegertums geschaffen, sie haben auch individualisiert. Mit feiner Berechnung. Beide Grenadiere lieben ihren Kaiser schwärmerisch, abgöttisch, aber doch nicht in ganz gleichem Grade. Bei Béranger sagt der erste:

Schon zwanzig Jahr im Dienste ferne,
Sehn' ich mich jetzt der Heimat zu.

Darauf antwortet der andere:

Bedeckt mit Narben hätt' ich gerne
Von langer Arbeit einmal Ruh.

Doch wird der Wein im Kruge minder,
Ein Schelm, wer das Gefäß zerbricht.
Lebt wohl, o Heimat, Weib und Kinder!
Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht!

Der Gegensatz zwischen den beiden Soldaten ist von dem Franzosen sehr zart angedeutet, und nur ein geübteres Ohr wird die Nuance gleich heraushören. Heine hat diesen Gegensatz verschärft, hat vor allem an Stelle des sentimental-wehmütigen:

Lebt wohl, o Heimat, Weib und Kinder[275])!

die soldatisch brutalen Worte:

Was schert mich Weib, was schert mich Kind!

mit dem furchtbaren Reimvers:

Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind.

Der wirkungsvolle Realismus dieser Worte wird erhöht durch den knappen Ausdruck des Volksliedes, an das er unmittelbar anknüpft, wie denn wohl feststeht, daß ihm bei seiner fünften Strophe die schottische Edwardballade als Muster gedient hat[276]).

Ganz eigenartig aber ist bei Heine die Vision, die sein Gedicht aus der Sphäre nüchterner Wirklichkeit, in der die Chanson Bérangers mit all ihrer rührenden Schönheit doch bleibt, ins Reich des Idealen erhebt. Auch der gewaltige Ausklang — den Schumanns Schluß-Fortissimo prächtig interpretiert — ist etwas ganz anderes als der etwas schwächliche Kehrreim des Franzosen:

Ein Grenadier verläßt den Kaiser nicht[277])!

Der deutsche Studiosus hatte den Meister der französischen Napoleondichtung im Preislied für den Kaiser geschlagen. Über die wunderbare Kraft und ergreifende Wirkung dieser einzigen Dichtung wollen wir keine Eulen nach Athen tragen. Am wenigsten in einem Buche, in dem so mancherlei Neues zu sagen ist, daß für Wiederholungen nur wenig Platz übrig bleibt.

Selbst die gehässigste Heinekritik konnte den Glanz dieser Perle nicht trüben. Die ersten Tondichter unseres Landes – Schumann, Wagner, Bernhard Klein, wer zählt die Namen? – haben sie in Gold gefaßt, Michiels, Beltjens und der leider jung verstorbene feine Lyriker Léon Valade übersetzten das Gedicht in die Ursprache der Kaisergrenadiere. Besonders unter den Franzosen – könnte man es ihnen verdenken? – hat Heines Romanze begeisterte Lobredner gefunden. Ob wir bei Saint-René Taillandier oder bei Montégut,

bei Louis Ducros oder bei Legras anklopfen: überall wird uns dieselbe Antwort. Wie unzertrennlich sich bei unseren Nachbarn die Vorstellung von einem deutschen Napoleonenthusiasten mit den Heineschen „Grenadieren" verknüpft, davon hat mich persönlich ein Brief Jules Claretie's unterrichtet, der auf eine hingeworfene Bemerkung, daß es in den Rheinlanden noch immer Verehrer des Kaisers gebe, antwortete: „Heines Grenadiere sind also noch nicht gestorben?" (Les Deux Grenadiers de Heine ne sont donc pas morts?)

Und als ob sie keinen Rivalen neben sich duldete, steht die herrliche Schöpfung auch in Heines Dichten allein, umgeben von einem Kranze der süßesten und der schmerzlichsten Lieder, Sonette, Hymnen und Balladen, deren keine wieder von diesen Sängerlippen zum Lobe des gefeierten Helden erklingen wird.

Auf Jahre hinaus blieb sie überhaupt die einzige Kundgebung des Dichters für den Franzosenkaiser. Denn ein paar hübsche Verse, die 1893 ans Tageslicht gezogen wurden und die eine unkritische Pietät für Heine in Anspruch nahm, sind erweislich nicht in dessen Dichtergarten gewachsen. Über diese als literarisches Kuriosum immerhin nicht ganz uninteressante Begebenheit mögen ein paar Worte hier am Platze sein. In dem genannten Jahr erschien im Düsseldorfer „Täglichen Anzeiger"[278]) ein Aufsatz von einem Herrn Philipp Braun, der einen angeblichen Heine-Autographen behandelte. Ein alter Abdruck des — auch diesem Werke beigegebenen — Petersenschen Bildes[279]), das Napoleons Einzug in Düsseldorf darstellt, ist mit den vier Zeilen versehen:

Vorbei sind seine Zeiten,
Sein Riesentraum ist hin;
Es giebt nur noch ein Streiten
Um seinen Geist und Sinn.

Obwohl der Verfasser des Artikels selbst bekannte, daß die Handschrift nicht „auf den ersten Blick" als die des Dichters zu erkennen sei, so glaubte er doch an einen Heine-Autograph und knüpfte hieran die unter solchen Umständen natürliche Schlußfolgerung, daß der Dichter der „Grenadiere" auch der Verfasser jener Zeilen sei. Das ist nun aber keineswegs der Fall; die Verse stammen aus einem Gedichte, zu dem sich ein in weiteren Kreisen wenig bekannter rheinischer Poet, Wilhelm Smets[280]), in den dreißiger Jahren durch die Wiederherstellung von Napoleons Standbild auf der Vendômesäule[281]) begeistern ließ und das in dem 1842 von Eduard Brinckmeier heraus-

gegebenen „Napoleons-Album" abgedruckt ist. Der einzige Unterschied ist der, daß Smets, dem Charakter seiner Dichtung entsprechend, den Kaiser in der ersten Person:

Vorbei sind meine Zeiten u. s. w.

reden läßt; im übrigen stimmt die Stelle mit den unter dem Bilde befindlichen Worten überein. Schade, aber diese Verse hat Heinrich Heine nicht geschrieben.

Überhaupt hat er, wie gesagt, bezüglich seiner Gedanken über den Franzosenkaiser lange Zeit tiefes Schweigen beobachtet, wobei neben der schnell vorübergeflogenen Sympathie für das altdeutsche Wesen später auch, wie ich vermute, die Rücksicht auf seine Berliner Verhältnisse bei dem noch sehr jungen Manne mitgewirkt haben mag. In der ersten Ausgabe seiner Gedichte kommt der Name Napoleons, dessen Ruhm nur der Mund der „Grenadiere" kündet, nirgends vor; auch in den „Briefen aus Berlin" spielt er so gut wie keine Rolle. Nur einmal wird, an der schon angezogenen Stelle, die Gesetzbuchschöpfung des Kaisers lobend erwähnt, dann auch gesagt, daß der Musiker Boucher eine auffallende Ähnlichkeit mit Napoleon habe, endlich, bei Erwähnung des Agendenstreites, ein Bild aus einer berühmten Proklamation des Kaisers von 1815 in scherzhafter Weise verwendet[282]). Das ist alles.

Dafür genug der loyalsten Lobsprüche auf das preußische Königshaus, den König selber und seine Kinder, vor allem die liebreizende Prinzessin Alexandrine, die während Heines Berliner Studienzeit, im Mai 1822, das Fest ihrer Vermählung feierte.

Selbst die Berliner Gardeoffiziere kommen im Munde des jungen Radikalen gar nicht so übel weg. Und doch — latet anguis in herba. Trotz alles patriotischen Empfindens oder Empfindelns verrät hin und wieder ein Zucken um die Mundwinkel des jugendlichen Spötters, daß sich unter der manchmal sogar ziemlich stark aufgetragenen Schminke noch andere Gesinnungen verbergen; Sticheleien auf das Deutschtum, auf altdeutsche Jünglinge und die „faden, schalen, flachen, poesielosen Verse" der Befreiungskriegssänger[283]) lassen den franzosenfreundlichen Rheinländer dann und wann durchblicken.

Aber der Napoleonfreund bleibt zurückhaltend. In dem kleinen Aufsatz über Polen findet nur die Anekdote Platz, daß der Kaiser sich ein Stückchen aus der uralten Gnesener Domtür habe schneiden

lassen und „diese durch solche hohe Aufmerksamkeit noch mehr an Wert gewonnen habe“ [284]). In der 1824 geschriebenen „Harzreise“, dieser reinsten und anmutigsten seiner Prosadichtungen, geschieht des großen Mannes, dessen Namen der Dichter im Herzen trug, auch nicht mit einer Silbe Erwähnung. Man darf zugeben, daß der Stoff nicht sonderlich dazu einlud. Dennoch ist es auffallend, daß aus den Nebeln, die über den Tannenforsten des schönen Gebirges lagerten, niemals das Bild des Kaisers emporsteigt, daß keine der blauen Glockenblumen am Bergeshang ein Lied von ihm läutete, keiner der zackigen Felsen auf der Netzhaut des jungen Dichterauges sich als Napoleonshut spiegelte.

Nur zwei Jahre nach dem ersten Entwurf jener wald- und jugendfrischen Schöpfung schreibt derselbe Heine die „Grenadiere“ in Prosa, das „Buch Le Grand“. Woher der Kaiserjubel nach der Stummheit der „Harzreise“? Zwei Umstände haben dabei sicher mitgewirkt, sofern sie nicht geradezu entscheidend waren: die Lektüre einer stattlichen Anzahl der unlängst erschienenen Memoiren zur napoleonischen Geschichte und eine starke Steigerung der uns bekannten Verstimmung des Dichters gegen die Verhältnisse in Deutschland und Preußen, die mit seinen vergeblichen Versuchen, in einer Staatscarriere festen Fuß zu fassen, zusammenhängen. Mit ihrem Scheitern aber fiel für Heine der Grund weg, der Äußerung seines Mißmuts noch länger einen Zaum anzulegen, und so pries er den Mann, der ihm damals par excellence als der „Mann des Volkes“, als der Vertreter der Gleichheit und Freiheit erschien und dessen Schlachten — auch die Schlachten der späteren Kaiserzeit — für ihn „Freiheitskämpfe“ waren [285]), Kämpfe der Aufklärung gegen Finsternis, Rückschritt und „Dummheit“, so daß er des sterbenden Tambours Trommel zersticht, damit sie keinem Feinde der Freiheit zu einem „servilen Zapfenstreich“ mehr dienen kann. Diese Auffassung, die ja auf einem teilweisen Mißverstehen beruhte, wird nach meinen früheren Darlegungen wohl zu begreifen sein, zumal wenn ich die geringe Fähigkeit und noch geringere Neigung der Jugend, politische Unterschiede zu machen, hier nochmals ins Feld führe.

So erhebt sich der „Le Grand“ wie ein Denkmal, das der Dichter auf der Gipfelhöhe seines Napoleonkults errichtet, einer Höhe, die ziemlich unvermittelt aus dem Flachland der Berlin-Hamburg-Lüneburger Zeiten aufsteigt, später allmählich abfällt und nur noch einmal nach Jahren von dem müden Pilger am Abend eines kranken Lebens wieder erklommen wird.

Freilich enthält das Buch auch ganz andere Elemente; der gelehrte Heinekenner Ernst Elster hat zu beweisen versucht, daß das Werk als eine Huldigung für des Dichters hübsche Muhme Therese, die zweite Tochter Salomon Heines, aufzufassen sei, zugleich als eine Art Rechtfertigungsschrift, in welcher der in der eigenen Familie vielfach angegriffene Verfasser über seinen Bildungsgang und seine Kenntnisse in humoristischer Form Aufschluß erteilt. Mag sein. Es mag auch ein anderer Beurteiler recht haben, der das Buch aus Theresens Händen nimmt, um es Friederike Robert zuzuweisen [286]). Für uns im Grunde gleichgültig. Jedenfalls eröffnet es eine malerische Aussicht in die Jugend unseres Poeten, und ich glaube meinerseits nicht irre zu gehen, wenn ich die „Nordsee" (dritte Abteilung) als ein Präludium zu diesem Teile des „Le Grand", der das Bild Napoleons umschließt, bezeichne.

Den Charakter eines Vorworts tragen die dortigen Bemerkungen über den Kaiser auch in dem besonderen Sinne, daß sie die Quellenangaben für Heines Bonapartestudien und sogar eine Art Kritik dieser Quellen enthalten. Alles natürlich in dem kecken Stile des Humoristen, voll der subjektivsten Urteile und mit den verwegenen Schnörkeln bunter Arabesken verziert.

Da ist zunächst der Maitland, der oben von mir kurz besprochen wurde. „Aus diesem Buche ergibt sich sonnenklar, daß der Kaiser, in romantischem Vertrauen auf britische Großmut, und um der Welt endlich Ruhe zu schaffen, zu den Engländern ging, mehr als Gast denn als Gefangener" [287]). Das ergab sich nun wohl nicht ganz so „sonnenklar" aus dem Buche des Kapitäns, wenn auch die Zeitgenossen überwiegend jener Auffassung zuneigten und sogar die wissenschaftliche Kritik gerade bei dieser Gelegenheit mit den Engländern streng ins Gericht gegangen war. Wenn der Dichter ironisch hinzusetzt, daß an Napoleons Statt ein Wellington ganz anders gehandelt haben würde, so wird er recht haben, und der steifleinene englische Lord, der kaum einen Funken von dem Genie des Korsen, aber bessere Nerven als jener besaß, hat selbst an einer Stelle seiner Despatches die Bemerkung gemacht, daß sein großer Gegner auch sonst zu sehr als Impressionsmensch gehandelt habe. Auch den tragischen Charakter dieses letzten Aktes in der napoleonischen Geschichte, den in neuerer Zeit Richard Voß in einer höchst unglücklichen Weise als Bühnendrama zu gestalten versuchte [288]), hat Heine in wenigen Worten knapp und klar beleuchtet.

Wenn er dem Maitland, „dem sturmkalten, englischen Seemann“, im ganzen gerecht wird, so hat er auch den Las Cases, den „enthusiastischen Kammerherrn“, der in jeder Zeile zu den Füßen des Kaisers liegt, richtig begriffen, was ihn freilich nicht abhalten wird, diese subjektivste der Quellen gar manchmal gutgläubig nachzuschreiben. Vollends tritt die Blindheit seiner Begeisterung hervor, wo er den O'Meara und Antommarchi kritisiert. Von dem irischen Doktor heißt es, daß er „freimütig, schmucklos, tatbeständlich, fast im Lapidarstil“ geschrieben habe, epitheta ornantia, von denen mindestens das dritte, dieses aber auf alle Fälle, gestrichen werden muß. Und wenn Heine hinzusetzt: „Diese Jury hat den Kaiser gerichtet und verurteilet: ewig zu leben, ewig bewundert, ewig bedauert“ [289]), so kann ich nach meiner Auffassung Napoleons zwar den Richterspruch nicht angreifen, was aber die Jury anlangt, so würden doch diese Geschworenen wohl ausnahmslos wegen Befangenheit abgelehnt werden müssen.

Unser Dichter hat nun aber auch den Ségur gelesen [290]), und er faßt den „Historiker“, wie er ihn nur fassen konnte und wie dieser wirklich begriffen werden muß, mit dem Auge des Poeten: „Ein Heldengedicht“ nennt er dessen Werk, „das durch den Zauberspruch „Freiheit und Gleichheit“ (wieder die Freiheit und Gleichheit!) aus dem Boden Frankreichs emporgeschossen“ ist; großartiger und schmerzlicher als das Lied von Ilion, besingt es dasselbe tragische Verderben wie das Lied der Nibelungen und hat mit diesem noch die furchtbare Feuersbrunst gemein. Der Dichter verliebt sich in seinen Gedanken; er vergleicht Ségurs Geschichte weiter mit der Edda, dem Rolandslied, dem indischen Mahabharata, kurz, den großen Epen aller Völker und Zungen und erlaubt sich besonders zwischen den einzelnen Helden des französischen Heeres und der homerischen Iliade Vergleiche anzustellen, die im einzelnen nicht immer ganz zutreffend sein mögen, doch ausnahmslos poetisch ansprechen.

Wie eine Sturmwarnung von der umbrandeten Nordseeküste aber erklingt das prophetische Wort, das unser Poet dem vielbändigen Werke Walter Scotts entgegenrief [291]), welches der schottische Barde damals über Altenglands großen Partner in „hungriger Geschwindigkeit“ zusammenschrieb: „Alle Verehrer Scotts müssen für ihn zittern; denn ein solches Buch kann leicht der russische Feldzug seines Ruhmes werden.“ Daneben ist freilich auch die andere Prophezeiung Heines eingetroffen: „Das Buch wird gelesen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es übersetzen.“

Heines Beziehungen zu dem Werke des schottischen Dichters werden uns noch weiter beschäftigen. Auch Goethe hat sich mit Eckermann darüber unterhalten, und es ist interessant zu beobachten, wie sich diese beiden Geister, der Alte von Weimar und der junge Düsseldorfer Kollege von der Juristenfakultät und der Dichterzunft, die sonst einander mehrfach abstießen, bei der Lektüre der Dichter und Historiker der Kaisergeschichte zusammenfinden.

Wenn der Greis Goethe nicht nur die begeisterten Napoleonlieder der Manzoni, Hugo und Béranger liest, sondern daneben auch in Scotts Darstellung und den Bourrienneschen Memoiren [292]) die Kehrseite der napoleonischen Geschichte sorgfältig betrachtet, so hat doch auch der jüngere Heine nicht ganz allein die parteiische Jury von St. Helena zu Rate gezogen. Auch bei Frau von Staël hat er wenigstens angefragt und aus ihren Werken freilich nur herausgelesen, daß sie in ihrer einseitigen Herbheit „doch nichts anders sagt, als daß der Kaiser kein Mensch war wie die andern und daß sein Geist mit keinem vorhandenen Maßstab gemessen werden kann" [293]).

Nein, kein Mensch wie die andern, sondern nach Heine — ein Gott! Bei dem Vergleich der französischen mit den homerischen Helden (an der Ségurstelle) hat der Dichter erklärt, daß er ihn nur wegen seiner äußeren Herrscherstellung mit Agamemnon vergleiche, im übrigen trage der Held den „Olymp des Gedichtes" in seinem Haupte. Aber er hat sich noch unzweideutiger ausgesprochen:

„Wir sehen, wie das verschüttete Götterbild langsam ausgegraben wird, und mit jeder Schaufel Erdschlamm, die man von ihm abnimmt, wächst unser freudiges Erstaunen über das Ebenmaß und die Pracht der edlen Formen, die da hervortreten, und die Geistesblitze der Feinde, die das große Bild zerschmettern wollen, dienen nur dazu, es desto glanzvoller zu beleuchten" [294]).

Ein Götterbild! Ich habe mir einen andern Platz für die Besprechung des Vorwurfs auserſehen, der gegen Heine wegen dieser und einer Reihe ähnlicher Ausdrücke erhoben worden ist, deren Tatsächlichkeit nicht bestritten werden kann.

Auf jeden Fall darf man ihm nachrühmen, daß er nicht bei der leeren Göttlichkeitsphrase stehen geblieben ist, sich vielmehr bemüht hat, über das Wesen dieses „Gottes" Rechenschaft abzulegen. Es geschieht an der merkwürdigen Stelle, wo er Napoleon den Geist der Synthese zuschreibt, den in mehr oder minder hohem Grade jeder



Der Dichter des Le Grand.

Jugendbild Heines aus dem Jahre 1827.

Nach einer Radierung von Ludwig Grimm.

Künstler besitzt[295]), im letzten und höchsten aber der Weltschöpfer, als persönliches Wesen gedacht, besitzen muß:

„Ein solcher Geist ist es, worauf Kant hindeutet, wenn er sagt: daß wir uns einen Verstand denken können, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist, von dem Ganzen zu den Teilen. Ja, was wir durch langsames analytisches Nachdenken und lange Schlußfolgen erkennen, das hatte jener Geist im selben Momente angeschaut und tief begriffen. Daher sein Talent, die Zeit, die Gegenwart zu verstehen, ihren Geist zu kajolieren, ihn nie zu beleidigen und immer zu benutzen“ [296]). Hieraus erklärt sich nun der Dichter die Größe des napoleonischen Wirkens: er handelte „beständig naturgemäß, einfach, groß, nie krampfhaft barsch, immer ruhig milde. Daher intriguierte er nie im einzelnen, und seine Schläge geschahen immer durch seine Kunst, die Massen zu begreifen und zu lenken.“ Wenn das nicht Heine geschrieben hätte, hätte es wohl Goethe schreiben können. Und wirklich hat dieser Ähnliches gesagt. Die auffallendste Parallelstelle scheint mir folgende zu sein: „Da war Napoleon ein Kerl! Immer erleuchtet, immer klar und entschieden und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um das, was er als vorteilhaft und notwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustande einer fortwährenden Erleuchtung befunden, weshalb auch sein Geschick ein so glänzendes war, wie es die Welt vor ihm nicht sah und vielleicht auch nach ihm nicht sehen wird“ [297]).

So herrscht schrankenlose Bewunderung des Helden in dem Büchlein, das des Dichters Weilen in den Dünen des meerumbrausten Eilands Norderney verewigt. Eine verwandte Luftstimmung lagert auch über dem Buche, das er einer der beiden holden Frauen zu eigen gab, über deren Namen heute die Gelehrten streiten und in das er mit prächtigem Humor, der ein wiederholtes Lesen zum stets erhöhten Genusse macht, einen Teil seiner Lebensgeschichte verflochten hat.

Wohl selten hat ein deutscher Professor eine größere Torheit geredet als Treitschke, da er sich einfallen ließ, dieses demantschimmernde Capriccio das „häßliche Buch Le Grand“ zu titulieren[298]). In der Wirrnis der Heineschen Liebesschmerzen mit Gangesphantasieen, ironischen Selbstmordgedanken und verzauberten Nachtigallen eröffnet sich

wie in Dornröschens Hag eine lachende Landschaft: des Dichters Jugend [299]), im Hintergrunde Alt-Düsseldorf mit seinem wüsten Schlosse, unter dessen verwitterten Fenstern die Originale des Zopfzeitalters, der lange Schneider Kilian, der krumme Gumpertz und der kleine Baron, vorüberspazieren. Da verschwindet mit einem Male die kleinstaatliche Herrlichkeit von Berg und Pfalz; das kurfürstliche Wappen wird abgenommen — dem Knaben Heine ist zu Mut, als wenn man den lieben Mond selber vom Himmel herunternähme — und am andern Tage hält das „freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog", seinen Einmarsch in eine der alten Burgen des verstorbenen deutschen Reiches. Der Knabe versteht noch nichts von dem, was um ihn vorgeht. „Man will uns glücklich machen, und deshalb ist heute keine Schule", so lautet seine kindliche Erklärung der Proklamation des neuen Großherzogs Joachim Murat.

Aber die Schule ging wieder an, und sie war auch unter dem neuen Regimente für Harry Heine nicht immer angenehm. Doch hat dieser eine interessante Jugendfreundschaft geschlossen mit einem kleinen französischen Tambour, der ihm die Kriegstaten des großen Kaisers vortrommelt, den Zug über die Alpen, den schon früh von der Sage verherrlichten Auftritt an der Brücke von Lodi, den Kaiser im grauen Mantel bei Marengo, hoch zu Roß in der Schlacht unter den Pyramiden, bei Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram.

Das getrommelte Epos verwandelt sich in ein Drama. Zeit: 1811, Sonnenhöhe des Empire, dessen Herrscher seine zweite Rheinreise angetreten hat und in dem Städtchen an der Düssel seinen Einzug halten wird. Der Vorhang rollt auf. Vor des Jünglings Augen wird es, wie einst zur Knabenzeit, wieder „sommergrün und goldig, eine lange Lindenallee taucht blühend empor", und durch sie reitet der Kaiser, der doch wissen mußte, daß mitten durch die Allee zu reiten bei fünf Taler Strafe verboten war! Verrät dieser kleine parodische Zug nur den Gegensatz zwischen dem die Welt auf den Kopf stellenden, rücksichtslos genialen Manne und der kläglichen Ohnmacht umwohnender Sedezfürsten und ihrer polizeifrommen Untertanen, so hat der Dichter diesen Gegensatz in dem Sinne der in der „Nordsee" gesprochenen Worte, „daß der Kaiser kein Mensch war wie die andern", vertieft und erweitert. Selbst die feineren und feinsten Striche der Schraffierung scheinen diesem Zwecke zu dienen. Napoleon erscheint als ein völlig apartes Wesen, dem sich alles beugt, vor dessen Wimperzucken alles sich ins Nichts verflüchtigt. Zwar hat er nur eine scheinlose, grüne Uniform und das welthistorische Hütchen.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,

während sein Gefolge, mit Gold und Geschmeide belastet, auf schnaubenden Rossen hinter ihm herreitet. Aber wo er vorbeikam, „beugten sich die schauernden Bäume vorwärts, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub.“ Ähnlich ergeht es den Menschen: denn „diese Lippen brauchten nur zu pfeifen, — et la Prusse n'existait plus — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und die ganze Klerisei hatte ausgeklingelt — diese Lippen brauchten nur zu pfeifen — und das ganze heilige römische Reich tanzte.“

Aber es war nicht allein die Macht über reale Dinge, welche der Dichter in dem Auge des Gewaltigen sah; dieses Auge „konnte lesen im Herzen der Menschen, es sah rasch auf einmal alle Dinge dieser Welt, während wir anderen sie nur nacheinander und nur ihre gefärbten Schatten sehen.“ Das war wieder das intuitive Denken Kants, das der Dichter der „Nordsee“ seinem Helden nachgerühmt hatte.

Trotz der Temperaturhöhe der Begeisterung sind es aber doch nicht die Phrasen eines Schwärmers, was wir da hören, sondern Beobachtungen, die bis auf einen gewissen Grad sogar die exakteste Forschung mit ihrem Stempel beglaubigt hat.

Die Schärfe der Beobachtung tritt vorzüglich in der Wiedergabe der äußeren Erscheinung Napoleons zu Tage: Es ist eines der vollendetsten Bilder, das Augenzeugen gezeichnet haben, unverkennbar getreu bis auf geringfügige Einzelheiten, das „weiße Rößlein“, die nachlässige Haltung des Reiters, die „sonnig-marmorne Hand“ mit dem bekannten feinen Schnitt, das klare Auge, über dessen Schönheit die Zeitgenossen — vorurteilslose Zeitgenossen — einig waren, wenn auch merkwürdigerweise über die Farbe bis auf den heutigen Tag unter den Napoleonforschern hin- und hergestritten wird. Vor allem hat Heine den antiken Charakter der Erscheinung voll gefaßt und wunderbar wiedergegeben: „Auch das Gesicht hatte jene Farbe, die wir bei marmornen Griechen- und Römerköpfen finden, die Züge desselben waren ebenfalls edel gemessen wie die der Antiken, und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben außer mir.“ Diese Plastik, die, wie schon früher bemerkt, seine Darstellung von den Schilderungen eines Immermann oder Zedlitz haarscharf unterscheidet, ist um so merkwürdiger, als Heine, der es nun einmal nicht lassen kann, in Traumbildern zu schwelgen, später auch dieser Begegnung den Charakter eines Traumes zu geben für gut fand:

„Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Zeitgenossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung"[300]). Der Gedanke war übrigens naheliegend.

Denn wie eine feurige Rakete hell erstrahlend, aber rasch versinkend, zog das Meteor vorüber.

L'astre du jour abandonne les cieux,

sang Béranger. Der „Gott", auf dessen Gesichte geschrieben stand: „Du sollst keine Götter haben außer mir", war ein sterblicher Gott. „Der Kaiser ist tot", beginnt ein neues Kapitel des „Le Grand". „Auf einer öden Insel des Indischen (!) Meeres ist sein einsames Grab, und er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen lassen und ein frommes Bächlein wehmütig klagend vorbeirieselt. Es steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden[301])."

In der Findung der Gedanken mag Heine hier vielleicht etwas weniger originell erscheinen als in dem, was er uns bisher über den Kaiser gesagt hat. Die jämmerliche Kleinheit des verlassenen Grabes und die Trauerweiden gehören zu den Dingen, die sich längst einen Gemeinplatz in der Literatur erobert hatten[302]). Doch vermochte nicht jeder Poet sie zu einem so wirkungsvollen Ensemble zu verschmelzen, wie der Verfasser des „Le Grand".

Auch der Gedanke, daß der ungroßmütige Feind dem berühmten Soldaten die Grabschrift versagte und Klios Griffel unsichtbare Worte auf den leeren Stein schreiben werde, war nicht fernliegend und ist, vor und nach Heine, auch von andern ähnlich ausgesprochen worden[303]). Selbst die Prophezeiung, daß St. Helena das „heilige Grab" sein werde, „wohin die Völker des Orients und Occidents wallfahrten in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerung an die Taten des weltlichen Heilands", war nicht mehr ganz neu, und Viktor Hugo hatte von der Geburts- und Sterbeinsel Napoleons gesungen:

Hier wird sein Name mächtig schallen,
Zu diesen düstern Inseln wallen
Einst staunend alle Völker hin.

Die blitzerschlagnen Felsentürme,
Die Klippen rings, die wilden Stürme
Sind nur Erinnerung an Ihn [304]).

Aber an eigentliche Entlehnung ist, von dieser letzten Stelle vielleicht abgesehen, nirgends zu denken [305]). Das mehreren Dichtern Gemeinsame gehört wieder zu dem Stapelgut von Ideen und Bildern, die wir schon bei Napoleons Tode um seine Gestalt aufgehäuft sahen und aus deren Schatze jeder nehmen mochte, was ihm beliebte. Ja, es ist kein Tadel, sondern eher ein Lob für den Poeten, wenn er sich recht viel daraus zu eigen machte. Zumal wenn er den wertvollen Rohstoff so reizvoll zu gestalten weiß wie Heine.

Auch den Fluch gegen England, den so viele vor und nach ihm ausgesprochen, keiner hat ihm klangvollere Worte verliehen als der Düsseldorfer Jude: „Britannia! dir gehört das Meer. Doch das Meer hat nicht Wasser genug, um von dir abzuwaschen die Schande, die der große Tote dir sterbend vermacht hat. Nicht dein windiger Sir Hudson, nein, du selbst warst der sizilianische Häscher, den die verschworenen Könige gedungen, um an dem Manne des Volks heimlich abzurächen, was das Volk einst öffentlich an einem der Ihrigen verübt hatte. — Und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd —" [306]).

Schritt für Schritt kann man hier die Aufnahme von Vorstellungen verfolgen, die aus der St. Helenaliteratur stammen. Die Beschuldigung des gebrochenen Gastrechts, die uns schon in den ersten Schriften derselben begegnete und deren Berechtigung Heine sogar aus dem Buche des englischen Kapitäns Maitland heraus las, findet sich häufig im Mémorial und steht bei O'Meara auf jeder zweiten Seite zu lesen. Napoleon liebte es, ihr die Wendung zu geben, die er schon bei seiner Gefangennahme in dem Briefe an den Prinzregenten von England gebraucht hatte und die auch Heine in fast unveränderter Fassung nachgeschrieben hat. So sagt der kranke Kaiser am 19. April 1821 zu dem ihn besuchenden Doktor Arnott: „Ich wollte mich an dem Herde des britischen Volkes niedersetzen, ich verlangte eine gesetzliche Gastfreundschaft ...." [307]). Unter den häufigen und oft recht cholerischen Ausfällen des Gefangenen gegen den erbärmlichen Lowe, die dessen Feind O'Meara sorgfältig notiert hatte, findet sich auch geradezu der Ausdruck: Sbirre (Häscher). „Dieser Mensch", sagt Napoleon von Sir Hudson, „ist gut für einen capo di sbirri, aber nicht für einen Gouverneur" [308]). Und in jenem Gespräch mit Dr. Arnott vermacht der Todkranke „die Schande und Abscheulich-

keit seines Todes der regierenden Familie von England“ (je lègue l'opprobre et l'horreur de ma mort à la famille régnante d'Angleterre)[309].

Diese Kontrolle des Dichters auf seine Quellen setzt außer Zweifel, wie wortgetreu, freilich auch wie kritiklos er ihnen gefolgt ist. Er ist eben wieder als Poet verfahren, indem er gerade solche Dinge in seine Darstellung aufnahm, die, objektiv betrachtet, auf der kaum findbaren Grenzlinie zwischen Wahrheit und Unwahrheit standen, von der Legende aber um so begieriger aufgegriffen wurden, als sie auf Gemüt und Einbildung in starker Weise einwirkten. Wenn man so will, gehört auch die Bezeichnung Napoleons als des „weltlichen Heilands“ hierher, die, wie die Vergöttlichung des Kaisers auf der einen Seite geradezu einer Volksvorstellung entsprach, aber doch durch die Kühnheit, mit welcher der Dichter hier ein Mysterium der christlichen Religion berührte, und besonders durch die späteren Ausmalungen der „Passion“ von Longwood so manchen Anstoß erregte.

Wenn Heine den Kaiser im allgemeinen einen Gott, einen Kollegen der Götter oder ein Götterbild nannte, so wurde das auch von den in der Sache Andersdenkenden weniger unangenehm empfunden, und nur etwa der gute Pfizer, der zehn Jahre später wider den ihm weit überlegenen Gegner den ungeschickten „Schwabenstreich“ seiner bekannten Rezension in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ führte, mochte sich darüber entrüsten[310]. Heine konnte sich hier auf zahlreiche seiner Genossen vom deutschen und französischen Parnaß berufen, Béranger, Nerval, Goethe, später Ortlepp und viele andere, welche die zur Kaiserzeit im Ernst gewagte Gleichstellung des Herrschers der Erde mit dem Weltenherrscher im Fabelreich der Poesie wieder aufleben ließen[311].

Aber die „Blasphemie“ mochte da schlimmer erscheinen, wo sie sich nicht an „Götter“, die sich zur Not als heidnische Götzen interpretieren ließen, sondern ganz unverhüllt an den Christengott wendet. Ob es nun von Heine, unter den Verhältnissen, in denen er sich befand, gerade taktvoll war, in der von ihm beliebten Weise mit den Geheimnissen eines Kultus zu spielen, zu dem er unlängst erst übergetreten war, gewiß, darüber ließe sich streiten. War doch das, was man „Takt“ nennt, ohnedies nicht seine allerstärkste Seite!

Übrigens lag der Christusvergleich aus einem doppelten Grunde nicht fern. Denkt man an die durch Napoleon tatsächlich vollzogene Ausbreitung der auf eine Befreiung der Menschheit abzielenden Revolutionsideen und zugleich an sein Ende auf der Felseninsel,

den Kalvarienberg von St. Helena, wie ihn die Franzosen nennen, so darf der Vergleich, künstlerisch wenigstens — da aber auf alle Fälle — zu den erlaubten gezählt werden.

Und wirklich ist auch, besonders zu einer Zeit, die die poetische Hyperbel freigebiger verwendete als die Gegenwart, ein reichlicher Gebrauch davon gemacht worden. So wirft Varnhagen dem General Savary, Herzog von Rovigo, mit dem er in Berlin bei Mendelssohns zusammengetroffen, seinen einseitigen Bonapartismus vor und macht sich darüber lustig, daß er Napoleon als einen „hingeopferten Christus" der liberalen Ideen angesehen hätte[312]. Auch Alexandre Dumas erlaubt sich das kühne Bild[313], und Gutzkow erzählt in einem Aufsatz über die Napoleoniden, daß Mutter Lätitia die „Maria des neunzehnten Jahrhunderts" genannt worden sei[314]. Beim Tode der alten Heldenmutter konnte ein französischer Dichter schreiben[315]:

Et on lui refusa cette faveur dernière
D'accompagner son fils à son lointain Calvaire,
Cette autre mère des douleurs!

So stand also Heine auch in dieser Hinsicht keineswegs allein, wenn er auch in den ausgearbeiteten Einzelvergleichen, die er sich öfter erlaubt, über die andern nicht unwesentlich hinausgeht.

Im „Le Grand" geschieht das eigentlich noch nicht; hier schließt das St. Helenakapitel mit einer überraschenden Wendung, indem der Dichter, wie so oft in seiner zartesten Lyrik, plötzlich die Schellenkappe aufsetzt, um von dem „schrecklichen Schicksal" zu erzählen, das die größten Widersacher des Kaisers getroffen: „Londonderry hat sich die Kehle abgeschnitten, Ludwig XVIII. ist auf seinem Throne verfault, und Professor Saalfeld ist noch immer Professor in Göttingen". Eine recht glückliche Eingebung des Humoristen, der durch einen Akt der poetischen Gerechtigkeit den Leser über das Ende des Kaisers trösten will, indem er nun auch von der Strafe erzählt, welche die nach seiner Auffassung schlimmsten unter den bösen Feinden seines „Heilands" betroffen: Londonderry (Castlereagh), den englischen Minister, der ihn zu Tode gequält, den kaltherzigen Bourbonen, der die Blume des kaiserlichen Heeres geknickt, den Marschall Ney hatte erschießen lassen, endlich den gelehrten Göttinger Banausen, für dessen literarische Ungezogenheiten der Dichter sich keine schlimmere Buße ausdenken kann, als daß er in dem Pedantennest an der Leine seine schale Weisheit den hannöverschen Junkern, Hunden und Studenten weiter dozieren muß. Nebenbei bemerkt, auch den Professor Saalfeld hat

später ein im eigentlichen Sinne schreckliches Schicksal getroffen: er ist geisteskrank geworden.

Die Klage um den gefallenen Helden hat bekanntlich der Dichter nur zu einem Teile selbst ausgesprochen, zum andern hat er sie seinem Le Grand in den Mund oder vielmehr in die Trommel gelegt. An dieser getrommelten Weltgeschichte haben schon zur Zeit ihres Erscheinens manche Kritiker, hat auch Heines Vetter Hermann Schiff Anstoß genommen[316]), eine Frage der Ästhetik, die uns hier nicht weiter groß interessiert.

Von höchster Bedeutung ist hingegen, daß Heine in dem Buche, das er wie einen erleuchtenden Blitz in die Stickluft der „seichten servilen Zeit" hineinschleuderte, Napoleon diese Stellung eingeräumt hat. Die ungeheure Wirkung der „Reisebilder", die Schmidt-Weißenfels in seinem Büchlein über Heine mit so drastischem Humor schilderte[317]), ist eines der bekanntesten und meistbesprochenen Ereignisse der Literaturgeschichte. Selbst von denen, die im gegnerischen Lager standen, wurden sie gierig verschlungen. Auch der zweite Band, der das „Buch Le Grand" enthielt, erregte beispielloses Aufsehen. Elster hat mit der Umsicht und Sorgfalt, die seine Arbeiten auszeichnet, eine Anzahl von Belegen dafür zusammengestellt, auf die ich mich hier beziehen darf[318]), und Heine selbst konnte sich auf der späteren Reise nach München davon überzeugen, daß er und sein Tambour Le Grand mit einem Schlage berühmte Leute geworden waren.

Dieses trotz seines geringen Umfangs welterschütternde Buch trägt nun aber zwei Titel, von denen bisher erst immer nur der eine genannt wurde. Es heißt auch „Ideen". Eben jene Ideen der Freiheit und Gleichheit sind das, von denen schon so oft die Rede gewesen. Und nun – der Kernpunkt der Sache – als den Träger dieser Ideen, seiner, des Dichters, Ideen hat Heine den Napoleon dargestellt, so klar und unzweideutig, daß man, um mit einem der gangbarsten Begriffe unserer literarischen Neuzeit zu operieren, seine Gestalt und sein Auftreten geradezu als Symbolismus bezeichnen kann[319]). Wer darüber noch irgendwie im Zweifel sein sollte, darf nur einen wenige Zeit später an Varnhagen gerichteten Brief zur Hand nehmen, worin Heine seinen Helden als den „Mann der Idee, den ideegewordenen Menschen" bezeichnet[320]). Dieser für seine damalige Stellung zu Napoleon äußerst wichtige Umstand verdient unvergessen zu bleiben, um so mehr, als die weitere Entwickelung der Ansichten des Dichters uns nötigen wird, noch öfter darauf zurückzukommen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Kühnheit, mit der ein kaum dem Jünglingsalter Entwachsener der nach einem Idol verlangenden Welt dieses, noch dazu in der denkbar originellsten Beleuchtung des Humoristen, vorzustellen wagte, neben der jubelnden Zustimmung der Gleichgesinnten auch den Widerspruch der Andersdenkenden herausfordern mußte.

Selbst Heinrich Laube, damals und noch zu späteren Zeiten in vielen Dingen ein Gesinnungsgenosse unseres Dichters, der dem kleinen schwarzen Tambour Le Grand das schwache Schattenbild seines Elsässer Kavalleristen Gardy nachzuzeichnen wagte, gesteht: „Heine gegen Ende der zwanziger Jahre mit seinem Preise Napoleons in den Reisebildern und Gedichten hat mich höchlich damit überrascht“ [321]). Das Befremden über die Worte wird schwinden, wenn man bedenkt, daß sie wie die folgenden Äußerungen aus Norddeutschland stammen, wo der Dichter des „Le Grand“ recht eigentlich bahnbrechend wirkte und das Feuer seines Enthusiasmus eine starke Eisrinde zu schmelzen hatte, ehe eine freundlichere Auffassung des noch immer gehaßten Gegners Platz greifen konnte.

So war es auch in Hamburg. Heines Vetter Hermann Schiff, der, wie wir hörten, gegen das literarische Getrommel im „Le Grand“ sein Bedenken hatte, fand nicht nur in ästhetischer Beziehung an dem wunderbaren Buche allerlei auszusetzen. „Dein großer Kaiser ist über alle Maßen bewundernswert,“ sagte er zu dem Dichter, „aber nicht jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davouts Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt“ [322]). Ebensowenig war der Berliner Ludwig Robert mit dem excentrischen Napoleonkultus des Freundes zufrieden, wenn es mir auch nicht recht glaubhaft erscheinen will, daß die Verherrlichung des Franzosenkaisers in dem zweiten Band der „Reisebilder“ der Grund für die spätere Erkaltung des Verhältnisses zwischen beiden Männern gewesen sein soll [323]). Jedenfalls hat sich Robert in der kecken Plauderei, die er über Heines Buch schrieb und in der er dessen Stil humoristisch nachahmte [324]), über diesen Kultus in einer für den Helden wie für seinen Dichter gleich wenig schmeichelhaften Weise ausgesprochen. „Sie haben . . . . keine Idee von Politik,“ heißt es darin, „sonst würde ich Sie aufmerksam machen auf den überschwenglichen Hymnus, den mein Heine seinem Napoleon singt. Hier wird das Kleinste groß, die Selbstliebe Demut, die Demut Anbetung und die Anbetung Religion, die ihren Beweis nur in sich selbst hat.“ Der Kritiker führt dazu eine Stelle aus Novalis an, die

für seine Anschauung zu bezeichnend ist, um nicht hierhergesetzt zu werden: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens. Es ist das Maximum des Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur, gerade unter den größten Schwächlingen, sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tiergeiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat."

Auch die gut preußische Hallesche „Allgemeine Literatur-Zeitung" macht bei mancher sonstigen Anerkennung dem Verfasser des „Le Grand" gerade die übermäßige Lobpreisung des französischen Kaisers zum Vorwurf: „So werden auch die meisten Deutschen, für die doch der Verfasser schreibt, nicht in sein unmäßiges Lob Napoleons und in seine Elegie über das Schicksal desselben einstimmen können: Denn wenn dieser Komet auch um seiner Größe willen bewundert werden muß, so wird sich doch das erquickende Gefühl des freieren Aufatmens bei seinem Verschwinden nicht verleugnen" [325]). Umgekehrt hatten einem Kritiker der „Leipziger Literatur-Zeitung" neben den Urteilen über Goethe gerade die Abschnitte über die Kaisergeschichte in der Nordsee und im „Le Grand" gefallen: „Besonders sind .... die kühnen Gedanken über Napoleon und die vier Hauptschriftsteller über ihn: Maitland, O'Meara, Las Cases und Antommarchi, die Ansichten über Ségur und W. Scott, die Schilderung von Düsseldorf und dem kleinen Tambour Le Grand, der auf seiner Trommel dem Dichter die Geschichte lehrte, fast eben so viele Sprühteufel, als sich Gedanken darin finden. Ein Meisterstück ist das Bild, wie der Kaiser in Düsseldorf erscheint und .... die Totenklage über den gefallenen Helden" [326]).

Heine selbst hatte bekanntlich den Erfolg seines Buches, dem er eingestandenermaßen mit Herzklopfen entgegensah, in Deutschland nicht abgewartet, sondern war am Tage des Erscheinens nach Britannien abgesegelt, nach jener Britannia, die er soeben als die Mörderin Napoleons verwünscht hatte und deren politisches Leben ihn gleichwohl mächtig anzog.

Nach seiner Rückkehr hat er sich aufs neue Hoffnung gemacht, in Deutschland, speziell in Preußen, eine Staatsstellung zu erlangen [327]). Ich erwähne die bekannte Tatsache, da die Abneigung des reizbaren Mannes gegen Deutschland, das politische Deutschland, dadurch abermals eine Steigerung erfuhr, die uns hier nichts anginge, hätte sie nicht dem Dichter jene schrillen Accente gegen die Feinde des Kaisers eingegeben, die uns noch begegnen werden und die schon im

„Le Grand" deutlich vorklingen. Nebenbei gesagt, man kann die Naivetät des Mannes bewundern, der nach derartigen von der andern Seite durch keine persönliche Kränkung veranlaßten Invektiven noch auf eine Anstellung in einem Staatswesen hoffen konnte, das er so schonungslos angegriffen. Man müßte denn mit ihm daran glauben, daß die preußische Regierung sich doch am Ende hätte bereit finden lassen können, diese gefährliche Feder für den eigenen Dienst zu gewinnen. Auch der aufrichtigste Freund des Dichters wird begreifen, daß sich dieser Gedanke nicht verwirklichen konnte, ganz abgesehen davon, daß der Stellensuchende für die von ihm erstrebte Verwendung eine klassische Unbrauchbarkeit mitbrachte.

Ein neuer Abschnitt in Heines Leben beginnt mit seiner Übersiedlung nach München, jenem München, das Treitschke nicht ganz mit Unrecht als ein „Hauptnest" des deutschen Bonapartismus bezeichnet hat.

Daß man in Süddeutschland, ähnlich wie in den Rheinlanden, dem Andenken des Kaisers Napoleon wesentlich anders gegenüberstehen mußte als im Norden und vor allem in dem schroff feindlich gesinnten Preußen, ist selbstverständlich. In manchen Hofkreisen war man und konnte man denn doch nicht ganz ohne Empfindung für den Mann sein, der Königskronen und volle Souveränitäten geschenkt, in den Heeren lebte die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft der Rheinbundzeit fort, das Volk wußte dem gestürzten Kaiser Dank für die Erlösung aus so manchen drückenden Fesseln, die während der Zeit der Verbindung mit Frankreich und nicht ohne den Einfluß der Revolution und des Empire gefallen waren. Das gilt besonders von Bayern und den Reformen unter Maximilian Joseph und dem Ministerium Montgelas. Da nun zugleich in den Jahren 1815—30 gerade in Süddeutschland der Liberalismus am kräftigsten sich entfaltete, jedenfalls am erfolgreichsten auftrat, und da hier die alten Bonapartisten und die Konstitutionellen noch durch ein zweites gemeinsames Band, den Widerwillen gegen die Großmächte, verbunden waren, so ist es kein Wunder, wenn jenseits der Maingrenze ein liberaler Bonapartismus in einer besonderen Legierung, durchsetzt nämlich mit dem Gedanken einer sogenannten deutschen Trias, eines Bundes der Südstaaten neben den Großmächten Österreich und Preußen, zu Tage trat.

Typische Gestalten aus den Kreisen süddeutscher Napoleonverehrer waren: in Hessen der als Militär namhafte Prinz Emil, in Württemberg der durch seine kavalleristischen Werke bekannt gewordene Generalmajor Graf von Bismark und der früher erwähnte Kriegs-

minister General von Hügel. In Bayern gehörte Graf Christoph von Aretin dazu, der 1809 durch sein im rheinbündlerischen Sinne geschriebenes Werk „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner in Deutschland" den Zorn Arndts erregt hatte und der nach 1815 gegen diesen und Görres in der partikularistischen Zeitschrift „Allemannia" erbitterte Federkämpfe führte.

Aretin war damals schon tot; auch Eugène Beauharnais, der unter dem scheinlosen Titel eines Herzogs von Leuchtenberg in München gewohnt und, wie seine längere Zeit in Augsburg lebende Schwester Hortense, mancherlei Verbindungen unterhalten hatte, die von den österreichischen und preußischen Staatsmännern mit Argwohn betrachtet wurden, auch er war seit einigen Jahren zum großen Heere versammelt. Aber noch immer lebten Kaisererinnerungen und -sympathieen in der Stadt an der Isar, neben deren mittelalterlichen Häuserhaufen Max Josephs Nachfolger, der kunstschwärmende „Ludwig von Bayerland", soeben seine Renaissancepaläste pflanzte. Er selbst, ein fürs Deutschtum begeisterter Mann, war weitherzig genug, seinen einstigen Kameraden von der großen Armee, den unter des Imperators Fahnen in Rußland gefallenen dreißigtausend Bayern, ein Denkmal in den Mauern Münchens nicht zu weigern.

Der Bonapartefreund Heine aber kam vor die echte, rechte Schmiede, als er, mit Friedrich Ludwig Lindner zusammen, in die Redaktion der Cottaschen „Annalen" eintrat, der einst von dem Badenser Posselt begründeten „Europäischen Annalen", die verschiedentlich den Namen gewechselt, jetzt „Neue allgemeine politische Annalen" hießen und, namentlich seit 1821, wo Friedrich Murhard ihre Leitung übernommen hatte, eine ausgesprochen napoleonfreundliche Haltung zeigten.

So war auch der Aufsatz über Scott und Ségur — das Stück aus der „Nordsee", von dem wir oben sprachen — in der Zeitschrift abgedruckt worden[328]). Mit seinem Mitredakteur Lindner, zu dem Heine bis auf kleine Differenzen in einem guten kollegialischen Verhältnisse stand, leitete der Dichter des „Le Grand" und der „Grenadiere" die „Annalen" in einem gleich napoleonfreundlichen Sinne weiter. Ein Blick in die zwei von beiden gemeinsam herausgegebenen Bände (Nr. XXVI—XXVII) des Journals wird hierüber belehren.

Das Register zu der Zeitschrift weist unter den darin aufgenommenen Beiträgen eine Reihe der später in den „Englischen Fragmenten" vereinigten Arbeiten des Autors der „Reisebilder" auf, unter ihnen die eigentliche Kritik von Scotts Life of Napoleon

Buonaparte[329]), mit deren Titel wir uns einstweilen begnügen wollen, um sie später genauer durchzugehen.

Auch andere Verehrer des französischen Kaisers sind in dem Journal vertreten; noch der letzte Aufsatz, den der Redakteur Heine darin aufnahm, heißt „Napoleon und Don Miguel", und sein Verfasser gibt sich die ziemlich überflüssige Mühe, einen Vergleich zwischen diesen wirklich inkommensurabeln Größen abzuweisen.

Ein höheres Interesse verdient der Umstand, daß in dieser napoleonfreundlichen Zeitschrift auch Wolfgang Menzel auftritt, den später ein Witzwort Börnes zum „Franzosenfresser" par excellence getauft hat. In den zwanziger Jahren war er noch nicht so gierig auf dieses Gericht versessen, und auch sein wilder Judenhaß hat sich, beiläufig bemerkt, in dem Teutonischsten aller Burschenschafter erst später entwickelt[330]). Selbst auf den „eisernen Völkertyrannen", wie er ihn später genannt hat, war er damals noch gar nicht so schlecht zu sprechen, wie der Ton seines „Literaturblattes" beweist, in dem er erst seit der Mitte der dreißiger Jahre — von da an aber recht gründlich — alle irgendwie Napoleon günstigen Schriften herunterreißt[331]). Ein lehrreiches Beispiel seiner früheren Gesinnung bieten gerade die in den „Annalen" veröffentlichten „Politischen Grillen"[332]), welche Sätze enthalten, die, was die Stellung zu Napoleon anbelangt, ebenso gut Heine oder auch Goethe hätte schreiben können, der von Menzel so angefeindete und verlästerte Goethe. „Es war das Schönste von Napoleon," heißt es dort, „daß er nie stille stand, sondern immer senkrecht in die Höhe stieg. Er wollte nirgends bleiben, nichts behalten. Ihm war nichts zu gering, es zu gebrauchen, aber alles zu gering, es zu behalten, dabei zu verweilen." Und gleich darauf läßt sich der „Franzosenfresser" sogar zu dem Geständnisse verleiten: „Als Napoleon Europa überwand, war es Napoleon, den wir bewunderten; als ihn Europa überwand, war es wieder Napoleon, den wir bewunderten"[333]). Das und noch manches Ähnliche steht da zu lesen; man begreift, daß der Menzel von 1828 neben dem Heine von 1828, der ihn auch erst kürzlich in seinem Stuttgart besucht hatte, immerhin noch ganz gut leben konnte.

Hier und da kommt in einem der Annalenaufsätze auch einer jener radikaleren Geister zum Worte, die wie Börne mit dem General und Konsul Bonaparte gern gegangen waren, aber am Portal der Notre-Damekirche, wo der erste Mann der Republik zum Kaiser gekrönt wurde, ihrem Beifall Halt geboten hatten. So der Verfasser einer Abhandlung „Paraphrase einer Stelle des Tacitus", in der von

Napoleon mit Bedauern gesagt wird, daß er „den größten Ruhm, der größte Mensch des Jahrhunderts zu sein, um den, der größte Kaiser desselben zu werden, vertauschte“ [334]). Das Wort ist beachtenswert, da wir ihm in etwas anderer Fassung bei Heine wieder begegnen werden.

„Die Tendenz sehen Sie wohl voraus“, hatte dieser an den Freund Varnhagen geschrieben, als er ihm die Nachricht von der Übernahme der Redaktion der „Annalen“ durch ihn und Lindner ankündigte [335]). Sie war in der Tat die des ausgeprägten liberalen oder demokratischen Bonapartismus süddeutscher Richtung.

In dieser Beziehung war Lindner ein passender Kollege. Wir sind dem merkwürdigen Kurländer — Lindner war 1772 in Mitau geboren —, der einen großen Teil seines nicht kurz bemessenen Lebens im politischen Parteikampfe verbrachte, schon mehrfach begegnet. Trotz seiner preußenfeindlichen Haltung war er ein Freund der von Heine so hochverehrten Rahel, die freilich gerade um diese Zeit den Dichter, wohl mit Hindeutung eben auf Lindner, vor der „Einflüsterung bonapartistischer Freunde“ warnte [336]).

Glühenden Bonapartismus zeigte dieser wirklich bei allen Gelegenheiten. So in seinem berühmten „Manuskript aus Süddeutschland“, dem 1820 erschienenen Programm des dortigen Partikularismus [337]). Ein unermüdlicher Freund und Gesinnungsgenosse, der nach Varnhagens Ansicht Lindners Enthusiasmus erst zur Siedehitze steigerte, war der Stuttgarter Professor F. K. Lebret (auch Le Bret geschrieben), Gelehrter, Journalist und Mitredakteur der „Allgemeinen Zeitung“ [338]). Auch der Einfluß dieses merkwürdigen Mannes, der als Mensch einen vorzüglichen Charakter besaß, auf Heine ist unabweisbar. „Lebret“, schrieb der Dichter am 27. Februar 1830 an Varnhagen [339]) „ist mein Glaubensgenosse in Buonaparte.“ Bei Napoleons Tode hatten Lindner und Lebret in ihrem Garten dem Kaiser ein Denkmal errichtet. Bald darauf veranstalten sie eine Ausgabe seiner Werke. Auch sonst übersetzten und edierten die Freunde mit zustimmenden Einleitungen und Anmerkungen allerlei Napoleonisches und Bonapartisches [340]). So hatte Lindner eine deutsche Bearbeitung eines zu seiner Zeit vielgenannten Buches des Publizisten J. Ch. Bailleul [341]) herausgegeben, das sich gegen das berühmte Werk der Frau von Staël über die französische Revolution richtete und eine Menge von halbwahren, schiefen und ganz unrichtigen Behauptungen der glänzenden Schriftstellerin erfolgreich widerlegte. Bei den engen Beziehungen beider Männer liegt die Vermutung nahe, daß Heine,

vielleicht geradezu auf die Veranlassung seines Freundes, das Buch gelesen habe. Seine Abneigung gegen die geistsprühende, aber äußerst temperamentvolle und subjektive Dame, von der wir noch zu reden haben werden, hätte dadurch verstärkt werden können. Aber leider habe ich mich – wenigstens bei einem einmaligen Durchlesen des Bailleulschen Werkes – nicht davon überzeugen können, daß Heine eine nähere Kenntnis des Buches besessen hat, das auch mit keiner Silbe von ihm erwähnt wird. Nirgends ist die Spur einer Einwirkung Bailleulscher Gedanken bei dem Dichter erweisbar; auch ist der französische Publizist, der, nebenbei bemerkt, nicht zu des Kaisers Anhängern gehörte, mit persönlichen Bemerkungen über diesen verhältnismäßig sparsam gewesen, während er sein Augenmerk ganz vorzugsweise gegen die politischen Erörterungen der Staël richtet. Die Übersetzung des Bailleul durch Lindner fand übrigens den großen Beifall Varnhagens, der sonst, wie wir wissen, mit dem Kurländer keineswegs immer einverstanden war.

Beide, Varnhagen und Lindner, fanden sich nun mit Heine in der Verurteilung eines Werkes über den Kaiser zusammen, durch dessen Herausgabe einer der damals berühmtesten Schriftsteller seine mühsam erworbene Stellung beispiellos gefährdete. Es ist das schon manchmal erwähnte „Leben Napoleon Buonapartes“ von Sir Walter Scott, das 1827 erschien und sofort von verschiedenen Seiten ins Deutsche übertragen wurde [342]). Von jeher war Scott ein höchst einseitiger Gegner der französischen Revolution und Napoleons gewesen. 1815 hatte er den Sieg von Waterloo in diesem Sinne verherrlicht. So war allerdings zu fürchten, daß die nationale Beschränktheit des Engländers über den Dichter den Sieg davontragen werde. Dazu kam die bedenkliche Art der Abfassung des Buches, die mit fabrikmäßiger Herstellung eine verzweifelte Ähnlichkeit hatte.

Durch den Zusammenbruch zweier großen Geschäftshäuser, deren Teilhaber er gewesen, war der berühmte Romanschriftsteller in eine gewaltige Schuldenlast geraten. Er faßte den gewiß ehrenhaften, aber für seine Gesundheit wie für seinen Ruhm gleich verhängnisvollen Entschluß, die ungeheure Schuld — abzuschreiben, „und so entstand“, wie der unbarmherzige Spötter Heine sagt, „in hungriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im allgemeinen und des englischen Ministeriums insbesondere gut bezahlt werden sollte“ [343]).

Kaum war das Werk erschienen, als von allen Seiten ein Sturm des Unwillens und der Entrüstung losbrach. Nicht nur unter den

Franzosen, von denen der federfertige General Gourgaud, der allerdings persönlich angegriffen war, eine scharfe Widerlegung vom Stapel ließ[344]), während etwas später auch Ludwig Bonaparte, der ehemalige König von Holland, das Andenken seines Bruders gegen den großen Romancier verteidigte[345]). Auch die deutsche Kritik, durch Maßhaltung in internationalen Fragen ausgezeichnet, machte gegen den sonst so beliebten Dichter entschieden Front. Nur wenige wagten es, schüchtern für ihn eine Lanze einzulegen. Als der Bibliothekar Spiker in Berlin dies versuchte, fand er nach Varnhagens Versicherung gar keinen Anklang[346]), und auch eine Scott günstige Besprechung in den vielfach von recht unreifen Federn bedienten Leipziger „Blättern für literarische Unterhaltung" [347]) scheint unbeachtet geblieben zu sein, wogegen die Organe der süddeutschen Presse wie die Habichte über den unglücklichen Sir Walter herfielen, den sie unbarmherzig zerzausten. Aber auch ein Kritiker der „Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung" der „in den Ton der Gehässigkeit und Verwerfung" nicht einstimmen will, weiß in einer spaltenlangen Rezension an dem Werke fast nichts als Fehler zu entdecken[348]).

Fehler der schlimmsten Art. Denn der treffliche Historienmaler Scott hatte bewiesen, daß ihm zum Geschichtschreiber im ernsten Sinne nicht mehr als alles fehle. „Mit kalter Ruhe" äußerten sich, wie Heine schreibt, die Berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik". Es war Varnhagen, der hier die Feder führte, und von einer nicht unbeträchtlichen Höhe herab — es ist eine von Varnhagens besten Kritiken — das Werk des schottischen Dichters betrachtete[349]). Bei der vornehmen Sprache, in der sich der Berliner Geheimrat äußerte, wirkte sein Urteil um so vernichtender. Die völlige Unfähigkeit Scotts, einen Charakter wie den Napoleons zu fassen und ihn auf die breite Basis einer allgemeinen Geschichtsbetrachtung zu stellen, wurde von Varnhagen überzeugend dargetan. Hierzu, zu der allgemeineren Geschichtsbetrachtung, fehlte dem Romanschreiber der historische Blick, und auch zu einer Biographie im engeren Sinne, wenn sie ein Bild Napoleons werden sollte, mangelten ihm die unerläßlichen staatswissenschaftlichen sowie jede Art militärischer Kenntnisse. Auch rügte der Rezensent die äußerst unkritische Benutzung eines kümmerlich zusammengelesenen Quellenmaterials, des Verfassers Stockengländertum und eine matte, verworrene farb- und leblose Darstellung, die den Dichter Scott völlig verleugne. Soweit Varnhagen.

Hatte diesen in seiner Besprechung die Geheimratsmiene nicht verlassen, so greift Lindner, der das „Leben Napoleon Buonapartes"

in Menzels „Literaturblatt“[350]) besprach, zur Waffe schneidenden Hohnes. Scott hatte den freilich nahezu albernen Satz an die Spitze seines Buches gestellt: „Man wird finden, daß der Verfasser kein persönlicher Feind Napoleons ist.“ Dazu sagt Lindner: „Persönlicher Feind! Der Ausdruck ist lächerlich in Beziehung auf die Person des Sir Walter. Eine Fliege, die einen Elephanten stechen will, wird darum von keinem verständigen Menschen für einen Feind der Person des letztern angesehen werden.“ Nicht minder derb ist eine andere Stelle: „Napoleon gegen einen Walter Scott verteidigen, hieße den Shakespeare gegen einen Schikaneder oder Clauren in Schutz nehmen.“ Das war der „schwer verhaltene Feuereifer“ Lindners, der auch in dieser Kritik seine der Heineschen Anschauung nahe verwandte Lieblingsidee, in Napoleon das schöpferische Genie zu sehen, „das den durch die Revolution beabsichtigten Verbesserungen die Krone aufsetzte“, deutlich aussprach und im übrigen den Gedanken, daß Scotts oder Napoleons — eigentlich aller beider — Ruhm in dem unseligen Buche zu dem äußern Zwecke der Befriedigung von Gläubigern in unverantwortlicher Weise eingeschlachtet werde, in anderen Worten, aber nicht minder deutlich zum Ausdruck bringt als Heine.

Da dessen Kritik (in den „Annalen“) später erschien als die Lindners, so ist anzunehmen, daß er seinem Kollegen in dem allerdings naheliegenden Gedanken gefolgt ist. Übrigens hatte weder Lindner noch Varnhagen dem Eifer Heines genug getan; gegen den letzteren hat dieser selbst in neckendem Tone seine Unzufriedenheit über ihn als Kritiker des Scottschen „Napoleon“ brieflich geäußert und dabei freilich zugleich seine eigene Rezension als „herzlich schlecht“ bezeichnet[351]). Das war ihm schwerlich Ernst, wenn auch sein Aufsatz mehr eine Rhapsodie als eine Rezension zu nennen ist. Letzteres schon darum nicht, weil Heine auf den Inhalt des besprochenen Werkes nur wenig eingeht, wie er denn nach eigenem Geständnis überhaupt nur den neunten (Schluß-) Band desselben gelesen hat. Wer sich selbst mit Todesverachtung durch den ungeheuren Wälzer hindurchgearbeitet — unter den Lebenden dürften es nur wenige sein — wird das Vergehen des Dichters verzeihlich finden.

Wie gesagt, mehr eine Rhapsodie als eine Rezension und zwar eine Rhapsodie im Stil des „Buches Le Grand“: „Der tote Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Briten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Lorbeer verloren!“ Dieser Verlust ist, wie Heine sich poetisch ausdrückt, eine Strafe der Musen für den

Mißbrauch verliehener Geistesschätze. Denn die „Bergelfen des Parnasses" sind „wie alle edelsinnigen Weiber leidenschaftliche Napoleonistinnen." Von Bérangers, Delavignes, Hugos, Byrons Muse ließ sich das mit einigen Einschränkungen wohl sagen, am meisten freilich von der Muse Heines selber. Auch in seiner Rhapsodie wird die „Göttlichkeit" Napoleons hervorgehoben. Diesmal freilich mehr als bloß rhetorische Antithese gegenüber den „Lästerungen" Sir Walters, der die „ganze Arche Noä" geplündert zu haben schien, um den toten Kaiser durch „bestialische Vergleichungen" in den Augen seiner Leser herabzuwürdigen. Das war schlimmer als die „brandgemalten Teufel" Arndts und die höllischen Metaphern so vieler Freiheitsfänger. Was im Jahre 1813 dem Ausbruch eines elementaren National- und Rassenhasses zugute gehalten werden konnte, war 1827 nur noch literarische Unart. Auch Lindner hatte sich über die „animalischen Vergleiche" — Heine nennt sie „Viehbilder" — geärgert; vorsichtiger hatte Varnhagen das über den Homer hinausgehende „Homerisieren" in der Metaphorik des schottischen Barden getadelt.

Übrigens hat Heine sich auch sonst an seine Vorgänger in der Scottkritik mehrfach angelehnt oder deren Standpunkt gegenüber Stellung genommen. Schon Varnhagen hatte besonders dem neunten Bande des englischen Werkes, der von der Gefangenschaft auf St. Helena handelt, seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er fand, daß der Verfasser hier am besten gearbeitet hätte, einmal wegen der Kleinheit der Verhältnisse, die er — kein Kompliment für den „Historiker" Scott — besser habe übersehen können, dann auch wegen der Benutzung der Archive, die das englische Ministerium seinem Verteidiger gern gewährt hatte. Natürlich enthielten sie die einseitigen Berichte des Gouverneurs Sir Hudson Lowe. Daneben waren ein paar unvorsichtige Äußerungen des 1818 von St. Helena zurückgekehrten Generals Gourgaud verwertet worden, welche Heine in seinen Ansichten über den Charakter dieses Ehrenmannes irreführten. Die Hauptsache aber war für unsern Heine folgende: „die Exkulpation des englischen Ministeriums in betreff des Verbrechens von St. Helena", die auch Varnhagen als eine Sachwalterarbeit empfindet, erschien ihm ein Mißbrauch des Scottschen Talentes zu Advokatenkniffen; dies und die bei der Abfassung des Buches mitspielende Geldfrage hat ihn zu dem ungerechten Vergleiche veranlaßt, Sir Walter habe den Kaiser verkauft, wie einst seine schottischen Landsleute nach der Schlacht bei Naseby den unglücklichen Stuart Karl I. an die Engländer verkauft hätten.

Noch in einem anderen Punkte wird man dem deutschen Kritiker nicht so ganz recht geben können: wenn er nämlich an eine Beeinflussung der St. Helenaliteratur durch den Gefangenen selber nicht glauben will: „Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuiert, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämtlich von ihm selbst diktiert worden.“ „Sämtlich diktiert“ ist natürlich zu viel gesagt; aber manche der Bücher waren es doch — die „Kapbriefe“ und die Campagne de 1815[362]) z. B., für die der Herausgeber Gourgaud nur seinen Namen geliehen hatte — und auch bei der Mehrzahl der übrigen ist wenigstens die Inspiration nicht wegzuleugnen. Und was nun erst gar die dazu erforderliche poetische Schöpfungskraft anlangt, die hätte meines Erachtens der Dichter des „Le Grand“ dem Dichter der Bulletins und Proklamationen schon zutrauen dürfen.

Wie immer in Vers und Prosa, versteht es auch diesmal unser Heine, kühn und originell abzuschließen. Die Gedanken waren vielleicht nicht so neu — manches kam schon im „Le Grand“ vor — wie die Form, die wieder überraschend wirkt. Sehr geschickt weiß der Dichter die Grausamkeit der Engländer gegen ihren großen Gefangenen ins Lächerliche und Verächtliche zu übersetzen, indem er die erbärmlichen Nichtswürdigkeiten des Sir Hudson Lowe und seiner „Myrmidonen“ mit den kleinen Teufeleien der Männer von Liliput gegen den Riesen Gulliver vergleicht. Sein Hohn wird noch um eine Dosis bitterer, als er dem Walter Scott spottend nacherzählt, daß der Kaiser „ganz scharmant behandelt worden“ und „endlich frisch und gesund und als ein guter Christ an einem Magenkrebse gestorben sei.“

In schauerlicher Drastik wird dieser Tod mit dem eines Mannes verglichen, der, auf die Folter gespannt, ganz natürlich an einem Schlagflusse stirbt. So etwas kann passieren, aber wer glaubt's? „Die böse Welt wird sagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet.“ Man sieht hier wieder unmittelbar den Einfluß des O'Meara und Antommarchi, die behauptet hatten, der Kaiser sei im eigentlichen Sinne ein Opfer des Klimas geworden. Heines Witz hat zur Verbreitung dieser Ansicht vielleicht noch mehr beigetragen als die medizinische These der beiden Fakultätsgelehrten.

Der Groll, den unser Poet gegen den Biographen empfindet, den „Advocatum Diaboli“, wie er ihn einmal nennt, der die „Heilig-

sprechung" des Kaisers nicht hindern werde, steigert sich zu offenbarem Hasse, sobald Heine auf den Sieger von Waterloo, Lord Wellington, zu reden kommt. Auch diesem ist in den „Englischen Fragmenten", denen der Scottaufsatz einverleibt wurde, ein besonderes Kapitel gewidmet[353]). Obwohl es nicht, wie der größte Teil jener Fragmente, in den „Annalen" sein erstes Erscheinen gefeiert hat, wird es doch zweckmäßig sein, es an dieser Stelle mitzubesprechen.

Es waren politische, persönliche und künstlerische Antipathieen, die in der Seele des Dichters zum Haß gegen Blücher und Wellington zusammenflossen. Sah der Politiker Heine mit seinen Gesinnungsgenossen in Waterloo das Grab der Freiheit, so mußte sich der Dichter über die — künstlerisch betrachtet — unmotivierte Katastrophe eines Heldendramas ärgern, die ihm, ebensowenig wie Byron[354]), einen ästhetisch befriedigenden Abschluß zu gewähren schien. Hatten nicht ein Mann der Defensive und ein unstrategischer Haudegen den Klassiker der Kriegskunst am Abend einer dreiviertel gewonnenen Schlacht über den Haufen gerannt?

Was ich da sage, hat schon mancher über diesen Schlachttag gedacht, soviel Tinte auch von gelehrten und ungelehrten Federn vergossen wurde, um Napoleons ungeheure „Fehler" in dem kurzen Feldzug von 1815 zu beweisen. Noch ist das letzte Wort über den merkwürdigen 18. Juni nicht gesprochen, aber, wie es auch fallen mag, die Poeten durften mit dem Bau der Katastrophe unzufrieden sein. Sie hatten auch das Recht, sich an den Las Cases zu wenden, der ihnen Gespräche aus Napoleons Munde mitteilt, in denen der Schlachtendichter recht glaubwürdig zu machen weiß, wie er sich die Sache in seinem Kopfe zurechtgedacht und wie eigentlich nur durch die Fehler der Kulissenschieber das Stück, das ein Zugstück wie Jena hätte werden können, ins Wasser fiel[355]). Besonders Wellington war in der Kritik seines Gegners hart mitgenommen, während Napoleon an Blücher wenigstens den tapfern Draufgänger, wenn auch nichts weiter, anerkannte[356]). Wie sehr Heine wieder von dem „enthusiastischen Kammerherrn" beeinflußt war, zeigt auch der schon früher erwähnte, von London aus an Varnhagen gerichtete Brief, in dem der junge Mann dem gereiften Verfasser der Blücherbiographie allerlei Elogen macht, aber doch gesteht, daß er dessen Buch nicht „mit Liebe" lesen könne. „Ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem

Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war oder, besser gesagt, noch ist."

Nun war der Verteidiger der Torres Vedras, der Sieger von Toulouse und Vittoria, zwar kein „Taugenichts", aber er war ganz gewiß ein „von allem Enthusiasmus entblößter" Engländer, der als starrer Tory und als Eckpfeiler der Reaktion den Liberalen zuwider sein mußte. Byron und Börne fanden sich mit Heine in diesem Gefühl zusammen. Wer kennt nicht die Strophen des Don Juan, die mit dem aus Béranger entlehnten Koseworte einsetzen:

O Wellington! O Mylord Villainton! u. s. w.[357])

und die nicht minder scharf geschliffenen Worte der Börneschen Prosa, in denen Wellington der „Vormund jeder unmündigen Legitimität" und der „Knecht Ruprecht der unartigen und wilden Kinder unter dem Volke" genannt wird[358])!

In Heine aber scheint es mir nicht so vorwiegend wie bei Byron, geschweige denn so ausschließlich wie bei Börne der politische Haß gegen den Konservativen gewesen zu sein, was ihm den Wellington so unausstehlich machte. Zwar war es auch ihm höchst verdrießlich, daß der steife Tory der Nachfolger Cannings im Ministerium wurde, des von dem Dichter als Freiheitsapostel angebeteten großen Canning; auch nennt er ihn einmal den „Oberschnurren" des Königs von England und später, in den „Französischen Zuständen", den „berühmten Scharfrichter, der schon in anderen Ländern die Freiheit hingerichtet"[359]), greift ihn auch sonst wegen seiner politischen Stellung häufig genug an. Aber das Unverzeihlichste an dem Manne sind Heine doch seine „täppischen Siege"[360]) oder besser im Singular: der Sieg bei Waterloo. Auch Byron hat sich über diese Glückstat seines Landsmannes und erlauchten Standesgenossen spöttisch genug geäußert:

Indes, obwohl als Mensch schon im Verblühn,
Sind Durchlaucht doch als Held noch ziemlich grün[361]),

heißt es im „Don Juan".

Das ist aber noch nichts gegen Heine. „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten," sagt er von ihm, „und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht!"[362]) Da diese Tatsache nicht aus der Welt geleugnet und der Name Bonapartes ohne den seines Besiegers nun einmal

nicht mehr genannt werden kann, so sucht die Parteilichkeit Heines das Zusammentreten beider Personen in der Geschichte lediglich auf Rechnung des Zufalls zu setzen, und er vergleicht — wieder aus der Passionsgeschichte das Bild entlehnend — den Wellington mit Pontius Pilatus, dessen Name „ebenso unvergeßlich geblieben wie der Name Jesu Christi“ [363]).

Schwerlich kann es einem Manne von Heines Geist verborgen geblieben sein, daß der Vergleich ungewöhnlich stark hinkte. Es scheint, als ob er, ähnlich wie an der Stelle über Londonderry und Saalfeld im „Buch Le Grand“ seinem Unmut über das Unabänderliche Luft machen muß — und wäre es durch Schimpfworte. Darum ist ihm der Sieger von Waterloo „das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte.“ Aber nicht allein darum.

Bei dem Gefühl von Zu- und Abneigung finden leicht Übertragungen aus dem Psychischen ins Physische und umgekehrt statt. An einem aus rein moralischen Gründen unangenehmen Individuum wird man leicht körperliche Mängel entdecken, und umgekehrt führen z. B. nervöse Anthipathieen gegen das Äußere und die Manieren eines Menschen sehr leicht auch zu seelischer Abneigung. Auch Byron ärgert sich über Wellingtons „hölzernen Blick“ (wooden look), und Heine gefällt der Ausdruck so, daß er ihn nicht allein abschreibt — übrigens mit Angabe seiner Quelle —, sondern das übernommene Bild mit sichtlichem Behagen weiter ausmalt. So macht er in einem ebenfalls um diese Zeit (1828) über englische Zustände geschriebenen Aufsatz den Sieger von Waterloo zu einer grotesken Nußknackerfigur: „Wellington, dieser eckig geschnitzelte Hampelmann .... dieser hölzerne Völkervampir mit hölzernem Blick und ich möchte hinzusetzen, mit hölzernem Herzen“ [364]).

Der letzte Zusatz spielt wieder auf das moralische Gebiet hinüber, und auch auf diesem entbehrt das Zerrbild nicht ganz der Wahrheit. Herzlosigkeit und Mangel an ritterlicher Gesinnung hatte Wellington durch sein Verhalten bei dem Prozeß gegen den unglücklichen Marschall Ney bewiesen, und selbst Treitschke, der doch sonst für Napoleons Gegner gern ein Löbchen bereit hält, hat diesen verzweifelt nüchternen Menschen als „trocken, bitter, griesgrämisch“ charakterisiert, als einen Mann „mit einem steifen Dünkel, der auf der weiten Welt kein Interesse neben dem englischen gelten ließ“ [365]). Auch Frau von Staël soll von ihm gesagt haben, daß er außer seinen Schlachten keine zwei Gedanken im Kopf gehabt hätte.

So dient der Arthur Wellington, den der Dichter aus einem stocksteifen Engländer zu einer Fastnachtspuppe degradiert hat, dem Humoristen geradezu als Kontrastbild, als Folie für Napoleon. Der ist wieder wie im „Buche Le Grand": „jeder Zoll ein Gott."

Das ist und bleibt auch in den „Englischen Fragmenten" das Stichwort. Die Scottkritik und der Wellingtonaufsatz zeigen in dieser Hinsicht die engste Blutsverwandtschaft mit dem geistreichen Capriccio. Die persönliche Begegnung mit dem Weltherrscher, der antike Schnitt des Gesichts und des ganzen Menschen finden sich auch hier. Und wieder tritt auch das Traumhaft-Visionäre wie dort hervor; die früher angeführte Stelle über des Dichters Zweifel an der Wirklichkeit seiner Begegnung mit dem Kaiser stammt aus dem Wellingtonaufsatze. Die beispiellose Popularität des napoleonischen Namens aber hat der Dichter durch ein Geschichtchen illustriert[366]), das gewiß ebenso zu den erfundenen gehört wie die gleichfalls mit napoleonischen Erinnerungen und Anspielungen durchflochtene Erzählung von dem Zwerg und der Tänzerin am Londoner Strand in den „Florentinischen Nächten", aber von großer innerer Wahrheit ist: Heine berichtet, daß er einst an Bord eines Ostindienfahrers gegangen sei, der mit Mohammedanern, Leuten vom roten Meere bis an die Grenzen Chinas, gefüllt war. Er und die Orientalen finden Gefallen aneinander, können sich aber gegenseitig nicht verständigen. Den freundlichen Gesellen seine Zuneigung zu bezeugen, spricht der Dichter den Namen des Propheten aus. Als erfreuenden Gegengruß empfängt er aus dem Munde der fremden Leute den Namen: Bonaparte!

Scottkritik, Wellingtonaufsatz, alles war wieder in eine Apotheose des großen Gegners verlaufen, und die Zeitgenossen, deren Widerspruch nach und nach verstummte, nahmen es weniger als bisher übel, wenn Heine sich zu dessen Preise die allerkühnsten Dithyramben erlaubte. Ein Beweis dafür ist Menzels glänzende Kritik des vierten Bandes der „Reisebilder", der die neuen Ketzereien gesammelt enthielt. Wer bei der Nennung dieses Namens nur den Menzel der späteren Jahre vor Augen hat, wird sich wundern, die Worte zu lesen: „Ein Meisterstück geschichtlicher und zugleich poetischer Charakteristik ist der Aufsatz: Wellington .... diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unecht, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleons Sturz als die Lüge!"[367]) Unangenehm wurde durch das dem Kriegsgott gespendete Lob unter

den literarischen Notabilitäten nur Ludwig Börne berührt, der im übrigen das Erscheinen gerade des (vierten) Bandes der „Reisebilder", der die „Englischen Fragmente" enthielt, so freudig begrüßte: „Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüste, es hat mich entzückt wie eine Menschenstimme von oben, wie ein Lichtstrahl den lebendig Begrabenen entzückt." — „Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt," heißt es etwas später, „ist seine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der selbst ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philosophen Liebe für ihn, den Wirklichen" [368]).

War es nun der Dichter oder der „Philosoph", den der Name des Welterschütterers begleitete, als unser Heine nach der Weise deutscher Kaiser und Sänger Anno 1828 über den Brenner gen Süden ins Land Italia zog, wo ihm die Lorbeerbüsche heiße Minne und auch jenen kühlen Ruhm entgegenrauschten, der, wie er neidisch verlangend gesagt hatte, noch „in den Marmorbrüchen von Carrara schlief?" Genug, er hat ihn begleitet. Zwischen die glutäugigen Mädchengesichter und die frommen Madonnenbilder in den weiten dunkeln Domen drängt sich immer von Zeit zu Zeit der „Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel", der – wiederum wie ein Traum — auf dem Felde von Marengo durch die wallenden Morgennebel dahinjagt, geisterschnell, gleich einem Gedanken, während ein „schaurig süßes Allons enfants de la patrie" in der Ferne erschallt [369]).

In der Zeichnung also ist das Bild den früher von derselben Hand entworfenen ganz ähnlich, fast gleich, aber die Auffassung ist doch etwas anders geworden. Begleiten wir, um das zu verfolgen, unseren Poeten auf seiner „Reise von München nach Genua" durch die Wiesengründe der Alpentäler. Hier merkt man noch nichts; eine gewisse Teilnahme für die Erhebung des Tiroler Bergvolks im Jahre 1809 scheint fast mehr dem Dichter dieses Krieges, Heines Freunde Immermann [370]), als den Ereignissen selber zu gelten, und die Beurteilung der tapfern Schützen des Puster- und Passeyrtales ist nicht frei von ironischen Bemerkungen über deren religiöse und politische Beschränktheit. Der Mann des Fortschritts ist auch hier – und hier besonders – Napoleon, und der Dichter freut sich, sein Bild einträchtig neben dem des wackeren Hofer in der Innsbrucker Wirtsstube hängen zu sehen [371]).

Auch in der Stadt der Sforza erinnert der Dom an den kaiserlichen Helden, der den schönen Marmorbau gefördert, und beim An-

blick des Mailänder Triumphbogens, der die Simplonstraße beschließen soll, kann unser Heine den wehmütigen Ausruf nicht unterdrücken, daß nun das Standbild des großen Baumeisters sein Werk nicht krönen wird, sondern statt des genialen Eidams der Schwiegervater, der geistlose Habsburger Franz, auf den Bogen zu stehen kommt, so wie seit einem Jahrzehnt der Bourbone Cäsars Bild im Schilde der Ehrenlegion verdrängt hatte.

Aber wenn es die Weißröcke nicht wollen, so wird der Düsseldorfer Jude dem Kaiser eine Inschrift auf seinen Bogen setzen, und er tut es in einem den Verhältnissen angemessenen Lapidarstil: „Der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor und das kein Österreicher unsern Blicken entziehen kann. Wenn wir anderen längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unversehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervorwachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen und sich wieder in die Erde legen; — und die Zeit, unfähig, solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos“ [372]).

Wie stimmen hierzu die Kapitel von der Schlacht bei Marengo [373]), wo Heine den Leser bittet, „ihn nicht für einen unbedingten Bonapartisten zu halten“, wo er betont, daß seine Huldigung nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes gelte, dem er vorwirft, am achtzehnten Brumaire die Freiheit verraten zu haben — noch dazu aus Vorliebe für den Aristokratismus? In der Handschrift steht die Stelle etwas anders [374]), doch kommt es dem Sinne nach wesentlich auf dasselbe hinaus.

Diese Stelle hat frühere Heineerklärer uud -biographen veranlaßt, schon hier den Eintritt einer Wendung in den Ansichten des Poeten über seinen großen Zeitgenossen anzusetzen.

Eine Nuance ist freilich unverkennbar und aus den besonderen Umständen des Ortes und der Zeit dieses Reiseerlebnisses leicht zu erklären. Sollte die Tatsache, daß auch gute Freunde, Varnhagen und Rahel, Vetter Schiff und Ludwig Robert, einmal sogar, wie es scheint, selbst der Erzbonapartist Lindner [375]), an dem allzu hellen Fanfarenklang seiner napoleonischen Ruhmestrompete Anstoß genommen, den kecken, jungen Poeten zu einer Art „Erklärung“, einer Einschränkung seiner dithyrambischen Loblieder veranlaßt haben? [376]) Möglich, möglich auch nicht. Denn es hat wohl noch eine besondere Bewandtnis mit der Marengostelle. Bisher hatte der junge Heine

eigentlich nur von dem Napoleon seiner Jugend gesprochen, dessen Erscheinung der Dichter wie ein Kunstwerk bewundert, dessen tragisches Schicksal der Mensch bedauert, dessen politische Taten der Judenbefreiung und der Gesetzbuchschöpfung er mit ungeteilten Sympathieen gegenüberstand.

In Wirklichkeit handelte es sich nun ja bei diesen Werken des großen Mannes weit weniger um Freiheit, als vielmehr wieder um die soziale Gleichstellung der Menschen. Als den Werkmeister dieser letzteren hatte Heine Napoleon preisen wollen. Statt dessen hat er ihn als Freiheitshelden gelobt, eine unverkennbare Verwechselung, die uns nach früher Gesagtem freilich verständlich ist. Diese politische Unklarheit fängt der reifer Werdende an zu überwinden. Schon in den „Englischen Fragmenten", in dem „Gespräch auf der Themse" [377]), heißt es: „Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner stengen Kuratel hielt und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ" [378]).

Als der Dichter jene Worte schrieb, scheint er – in seiner Augenblicksstimmung — den Verlust dieser von seinem Abgott unterdrückten Freiheit nicht sonderlich tief empfunden zu haben. Man begreift das aus dem Zusammenhang, in welchem Heine den nicht unrichtigen Gedanken entwickelt, das Hauptprinzip der Revolution sei das Streben nach der bürgerlichen Gleichheit gewesen. Wir wissen, daß auch der nach französischem Muster zugeschnittene deutsche Liberalismus von den beiden heiß begehrten Gütern das letztere als das noch erstrebenswertere ansah.

Es bedurfte einer andern Umgebung, um in dem Stimmungsmenschen Heine den Jammer um den Verlust verlorener Freiheit in seiner ganzen Stärke ausbrechen zu lassen und ihm gleichzeitig die Augen darüber zu öffnen, daß, was Byron lange wußte, auch sein Abgott Bonaparte dieses kostbare Gut, wo er es hätte bringen können, eigentlich nicht gebracht hatte.

Das geschieht, als ihm Napoleons Bild in Italien entgegentritt, nicht als der auf der Sonnenhöhe des Lebens stehende Kaiser, dessen Glanz die Augen blendet, sondern als dreißigjähriger Konsul und in einem Lande, wo der Dichter auf Schritt und Tritt, sogar unter dem leise zerbröckelnden Gestein der Arena von Verona, an die zu-

schlagende Roheit des österreichischen Korporalstocks erinnert wird. Er nimmt Anteil an den tiefdurchfurchten Gesichtern des italienischen Volkes, das die Weißröcke so brennend haßt. Wer hatte die Unglücklichen von diesem Joche für ein Jahrzehnt befreit? Jener Frankengeneral, der, die Würde eines römischen Konsuls erneuernd, auch wie römische Konsuln zu schlagen und zu siegen verstand. So drängt sich dem Besucher der — übrigens den Zeitgenossen ganz geläufige — Gedanke auf, in dem Plan an der Bormida ein Schlachtfeld zu sehen, „wo die Freiheit auf Blutrosen den üppigen Brauttanz getanzt hat". Um so näher lag nun aber die weitere Erwägung, daß der Freiheitsbräutigam, der erste Konsul, dieser seiner lieben Braut nachher die Treue gebrochen, daß er, was der Dichter der „Nordsee" und des „Le Grand" in dem Sturme seiner Jugendschwärmereien gänzlich übersehen, „den größten Ruhm, der größte Mensch des Jahrhunderts zu sein, um den, der größte Kaiser desselben zu werden, vertauscht hatte". Und gerade hier waren solche Erwägungen am Platze, und der deutsche Dichter begegnete sich mit den Empfindungen der Edelsten des Landes, in dessen prächtige Täler er soeben von den Alpen hinabgestiegen war und dessen Geschick ihm so sehr zu Herzen ging. Gerade die italienische Poesie hat von Alfieris und Ugo Foscolos Tagen unter schroffem Wechsel von Stimmungen und Ansichten bald dem Befreier Italiens und dem Schöpfer republikanischer Staatsgebilde zugejauchzt, bald den „Tyrannen" verwünscht, dann wieder, von der Furchtbarkeit seines Loses ergriffen, dem größten Landsmann — als solchen empfand ihn der Italiener — die Teilnahme nicht versagen können. Sein Leben lang hat es Niccolini bedauert, daß Napoleon den großen Moment versäumt, die Einheit Italiens nicht hergestellt habe[379]). Aber er dichtet die prächtige Epistel an Marie Louise, den Napoleone a Sant' Elena[380]). Santa Rosa verwünscht in seiner Jugend den Despoten, um später ein Freund der Napoleoniden zu werden[381]). Noch später wird Bazzoni eine Ode ersinnen, in der er Napoleon vorhält, den Freistaat „ausgelöscht" zu haben. Sie führt zu Heine zurück, wenn man hört, daß in ihr der Gestürzte bedauert, nicht mit Desaix — neben Moreau einem der Idole der Republikaner — bei Marengo gefallen zu sein[382]). Wie so mancher dieser Söhne des Südens, bleibt der deutsche Dichter auch da, wo er das politische Verhalten seines Helden mißbilligt, persönlich diesem gewogen. Das zeigt der fast schmerzlich klingende Zusatz zu den Tadelsworten: „Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo."

Wenn nun aber Ort und Zeit zu jenem Tadel geradezu herausforderten, so mag immerhin zu seiner Formulierung ein Umstand beigetragen haben, den ich nachtragend hier erwähne; doch ist der Platz nicht ohne Absicht gewählt worden. Kaum ein Jahr vor der italienischen Reise war Heine, auf der Fahrt nach München, mit dem Doktor Börne zusammengetroffen, „der gegen die Komödianten schrieb." Später nach seinem Zerwürfnis mit diesem Manne und nach Börnes Tode hat er in seinem bekannten Buche die Gespräche aufgezeichnet, die er mit dem grundehrlichen Doktrinär und politischen Fanatiker in Frankfurt geführt hat oder geführt haben will. Unter den strittigen Punkten, über die sich beide Männer schon damals nicht einigen konnten, treten da besonders der Radikalismus Börnes und dessen Widerwille gegen Napoleon hervor, der auch, wie wir wissen, das sonst günstige Urteil dieses Schriftstellers über die „Englischen Fragmente" einschränkte.

Zu etwas besserer Orientierung über den Standpunkt Börnes mögen einige Bemerkungen dienen, die natürlich auf irgendwelche Vollständigkeit keinen Anspruch erheben. Etwa anderthalb Jahrzehnte älter als Heine, hatte der Frankfurter Kaufmannssohn in seiner Jugend zu jenen namentlich in Südwestdeutschland so ungemein zahlreichen Verehrern des jungen Generals und Konsuls gehört, deren naiv gläubige Bewunderung, die in Vers und Prosa ihre Lobeshymnen stammelte, an anderem Orte von mir gezeichnet worden ist[383]. In der Schule treibt er statt der Heimatskunde lieber die Geographie Ägyptens, wo der Frankengeneral damals seine Triumphe feiert[384]. Noch später in Berlin „staunt er ihn mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott an"[385]), ja, aus einer Stelle in der Besprechung eines Dumasschen Ausstattungsstückes, das Ludwig Börne 1831 in Paris aufführen sieht, könnte hervorgehen, daß die Sympathieen des witzigen Juden für den Kaiser sogar bis 1814 vorgehalten hätten[386]. Jedenfalls nicht länger. Denn in den folgenden Jahren schwimmt Börne in patriotischer Begeisterung und zieht in diesem Fahrwasser mit so kräftig aufgespannten Segeln dahin, daß sogar der gegen ihn erhobene Vorwurf einseitiger Deutschtümelei[387] nicht völlig der Berechtigung entbehrt. Kommt er auf das Schicksal des Gefangenen von St. Helena zu reden, so zeigt sich wohl der Hauch eines flüchtigen Mitleids, der aber alsbald hinter der Erwägung verschwindet, daß es notwendig sei, den gefährlichen Ruhestörer mit eisernen Banden gefesselt zu halten[388]. Die Enttäuschung der Reaktionszeit kam auch bei Börne; sie konnte bei dem Frankfurter Juden, der seine unter

dem Rheinbundfürsten Dalberg innegehabte Stellung verlor und als Zeitungsschreiber unter dem Drucke einer von den engherzigsten Anschauungen geleiteten Politik und Censur ganz besonders zu leiden hatte, nicht ausbleiben. Auch er, gerade er hat seinen Ärger darüber nicht unterdrücken können, daß man statt eines Tyrannen deren nunmehr hundert habe. Aber zur Schwärmerei für den einen hat ihn das niemals zurückgeführt. Dazu war der Liberalismus des Mannes, der auf dem Hambacher Feste von Bürgern und Studenten als Hüter der Freiheit gefeiert und fast erdrückt wurde, viel zu radikal und zu starr, wie alles an Börne starr war. Trotzdem hat freilich wieder Heine recht, wenn er von jenem sagt, daß er „unbewußt den größten Respekt vor Napoleon in der Seele getragen habe"[389]). Und nicht nur „unbewußt in der Seele getragen", er hat ihn auch oft genug recht bewußt zum Ausdruck gebracht, und es ließe sich leicht aus Börnes Schriften ein Dutzend Belegstellen dafür zusammentragen. Aber es blieb doch bei dem Respekt vor dem Können des gewaltigen Mannes; herzliche Verehrung war es niemals. Selbst einem Walter Scott gegenüber, dessen Buch alle Welt verurteilte, will Börne den Advokaten Napoleons nicht spielen, und er schlägt Menzel die Bitte um eine Besprechung unter der bezeichnenden Motivierung ab, daß er sonst dem großen Napoleon eine Schlacht liefern müsse, dem großen Napoleon, „dessen kleiner, aber erbitterter Feind" er sei[390]).

Fast wunderlich nimmt sich hierneben in den „Aphorismen" ein Urteil über den General Bonaparte aus, das freilich die oben gemachte Bemerkung über einen schroffen Meinungswechsel in Börnes Seele nur bestätigt: „Bonaparte war groß, edelmütig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig', schlecht und trugvoll"[391]). Diese reinliche Scheidung zwischen dem Manne vor und nach dem Staatsstreich, die weder Psychologie noch Geschichte zu beglaubigen vermögen, galt manchen Liberalen als Dogma.

Für uns hat sie eine besondere Bedeutung. „Wie liebte ich diesen Mann bis zum achtzehnten Brumaire", soll auch bei der Frankfurter Unterredung Börne zu Heine gesagt haben[392]), und: „Unbedingt liebe ich ihn nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verriet er die Freiheit", heißt es an der Marengostelle[393]). Nun ist allerdings schon von Gutzkow[394]) Heines Glaubwürdigkeit hinsichtlich der Einzelheiten seiner Mitteilungen über die von ihm mit Börne geführten Gespräche in Zweifel gezogen worden, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er sie für seine polemischen Zwecke zugestutzt,

sicher, daß er sie mindestens redaktionell überarbeitet, auch nach seiner beliebten Manier mit nur ihm angehörigen Einfällen durchflochten hat. Aber diese Konkordanz ist doch auffallend, und fast zur Gewißheit wird die Vermutung, daß hier Börnescher Einfluß bei Heine durchschimmert. Waren die beiden Männer in ihren Ansichten nicht immer einig gewesen — Börne nahm ja, wie uns bekannt, an Heines Napoleonkultus geradezu Anstoß[395]) —, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß der charakterfeste Ernst des älteren Mannes auf den haltloseren Jüngling immerhin einige Wirkung geübt und das Diktum Börnes sich dem Impressionisten mit zwingender Gewalt aufdrängte.

Echt Börnisch ist auch die Wendung an der Marengostelle, daß Napoleon „aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus" die Freiheit verraten habe, woran dann weiter die Bemerkung geknüpft wird, daß die durch England repräsentierte europäische Aristokratie einen „kolossalen" Fehler begangen hätte, als sie den Mann stürzte, der, wie Heine jetzt zu glauben scheint, eben jene Aristokratie mit neuem Blut aufgefrischt haben würde, während sie nunmehr an innerer Fäulnis zu Grunde gehe.

Das sind ja alles Betrachtungen, die von anderem Standpunkte an Napoleons Wirksamkeit zu knüpfen sicherlich erlaubt ist. Aber wo bleibt der Dichter der „Nordsee", der die nach Rußland ziehenden Soldaten des Imperators „die Söhne des Feuers und der Freiheit" nannte und dem die Kriegs- und Siegesmärsche des kleinen schwarzen Tambours Le Grand wie Freiheitslieder ins Ohr geklungen sind?

Auf der andern Seite muß betont werden, daß der Kaiser trotz dieser Ausstellung des Dichters Zuneigung nicht verloren hat. In der „Stadt Lucca", in der Napoleon gegen die Reflexionen über das Christentum und die christliche Religion naturgemäß zurücktritt, wird er doch einmal wieder mit dem göttlichen Märtyrer verglichen[396]).

„Aber die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo."





4. Kapitel.

Die Zeit des Zweifels.

Will man der Marengostelle in den „Reisebildern" durchaus die Bedeutung eines Grenzsteines auf der langen Linie der Entwickelung Heinescher Ansichtsäußerungen über Napoleon beimessen, so dürfte nach dem am Schlusse des vorigen Kapitels Gesagten vielleicht anzuraten sein, diesen Stein nicht allzu hoch zu setzen. Nur ein Sprung ist für meine Augen in der Opferschale sichtbar, aus der die Wohlgerüche zu des Helden Preise in die Lüfte steigen. Freilich, es war ein Sprung.

Eine breitere Spalte zwischen Einst und Jetzt wird die Julirevolution reißen. Die „große Woche", die den Vertreter des Dünkels und der Ahnen, den zehnten Karl von Frankreich, aus den Tuilerien jagte, freilich, um statt eines borniert rückschrittlichen, aber vornehmen Mannes den geizigen Geldmenschen mit dem Birnenkopfe, Ludwig Philipp von Orleans zweifelhafter Majestät, auf den französischen Thron zu erheben, diese große Woche hatte auch in Heines Herzen ihre Zauberwirkung getan. Auch er glaubte gleich so vielen seiner Gesinnungsgenossen bei dem Schrei des gallischen Hahnes, als die „in Druckpapier eingewickelten Sonnenstrahlen" bis nach Hamburg und Helgoland flogen, daß die Welt nach den Kuchen eines Feiertags röche, und etwas später, auf der Reise nach Paris, begegnete ihm eine Menge gotischer Dome, altdeutscher wackliger Dome, welche schleunigst die Flucht ergriffen, da der Morgenschein der neuen Aufklärung sie in ihren mittelalterlichen Träumereien aufgeschreckt hatte[397].

Auch für Heines Leben hatten die Julitage die Bedeutung eines Wendepunktes. Denn sie gaben mindestens den letzten Anstoß zu der

lange geplanten und oft überlegten Wanderung des Dichters nach Paris, die nicht nur für die Entwickelung seines Denkens überhaupt, sondern auch für sein Verhältnis zu Napoleon von großer Wichtigkeit werden sollte. Die alte Fabel seiner Gegner von der freiwilligen Auswanderung des Dichters, die auch Treitschke nachbetet[398]) und die seit dieser historischen Sanktion jeder Alldeutsche gläubigen Herzens verehrt, darf als erledigt angesehen werden. Ja, freiwillig, insofern er nicht wie andere „Demagogen" durch die Gendarmen von einem der buntscheckigen Grenzpfähle des deutschen Vaterlandes zum andern „abgeschoben" wurde. Wenn aber moralischer Zwang auch ein Zwang genannt werden darf, so war hier sogar mehrfache Nötigung vorhanden. Will man es auch, wie manches Heinesche Diktum, nicht allzu wörtlich nehmen, jenes „besorgliche Winken einer großen Hand", wovon ein Brief des Dichters an Freund Varnhagen zu erzählen weiß, so gab es für ihn doch Gründe genug, das Land zu meiden, in dem die Weisheit des grünen Tisches sich anschickte, durch Polizeiverbote die Popularität seiner Werke zu steigern, an deren sinnlicher Schönheit sich Gentz und die Fürstin Metternich im stillen ergötzten. Auch mußte der Heinesche Scharfsinn erraten, daß die Rückwirkung der Julitage in Deutschland nicht ausbleiben werde und daß eine neue Demagogenhetze vor der Türe stand, vielleicht schlimmer als jene erste vor 1820, mit der die Fürsten über die Selbstverleugnung des deutschen Volkes in den Befreiungskriegen quittiert hatten. Wer also die eigensinnige Feder nicht aus der Hand legen mochte, aber auch nach den Spandauer „Geflügelsuppen" kein Gelüst empfand und nicht das Bedürfnis hatte, sich mit Heinrich Laube in den grünen Berliner Gefangenenwagen zu setzen und von den Tzschoppe und Dambach in dem halbdunklen Loch der Hausvogtei in Tod oder Wahnsinn hinein inquirieren zu lassen, der suchte eben seine Person in Sicherheit zu bringen und ging lieber auf den schönen sonnigen Boulevards spazieren, wohin die „Teutonenstiefel" und die „russischen Juchten" nicht nachkommen konnten.

Mit Napoleon haben diese Dinge unmittelbar nichts zu tun. Und doch! Hatte ihm nicht das „Buch Le Grand" einen guten Teil seiner Unbeliebtheit in den Kabinetten der deutschen Regierungen eingetragen? Und noch inniger wohl steht ein anderer Grund der Übersiedlung des Dichters nach Paris mit dessen Interesse für den Kaiser in Beziehung. Heine fühlte den Beruf in sich, ein Vermittler zwischen französischem und deutschem Geistesleben zu werden. Wenn ihm diese vom Schicksal gewordene Sendung die „Marschroute" nach

der Centrale des Nachbarlandes vorschrieb, so mußte auch der Umstand dabei ins Gewicht fallen, daß jene Stadt der Schauplatz der Regierung des Mannes gewesen war, der seinerseits, obwohl in ganz anderer Weise, durch sein Auftreten Wechselwirkungen zwischen beiden Ländern hervorgerufen hatte. Und wenn die Marengostelle immerhin schon als einer der ersten Versuche Heines angesehen werden darf, sich über die Gründe seines Napoleonkultus mit sich selber kritisch auseinanderzusetzen, so konnte der Aufenthalt in Paris einer weiteren Klärung seiner Ansichten nur förderlich sein. Eine Klärung, die allerdings den „Kultus“ als solchen beschränken wird.

Die folgenden Teile meiner Untersuchung werden von den früheren in einem Punkte ein klein wenig abweichen. In jenen war es meine Aufgabe, den Werdegang des Heineschen Geistes zu beleuchten, soweit er für die Entwickelung der Ansichten über Napoleon in Betracht kommt. Hierbei mußte ein besonderes Gewicht auf die Umgangskreise gelegt werden, in denen sich der junge Heine bewegte und die, auch in Fällen, wo es nicht unmittelbar nachzuweisen war, einen stärkenden oder auch abschwächenden Einfluß auf seinen Kaiserkult geübt haben oder geübt haben können. Solche Untersuchungen werden jetzt zwar noch fortgesetzt werden müssen, aber doch immerhin gegen früher etwas mehr in den Hintergrund treten dürfen. Denn erstens ist Heine ein mehr fertiger Mann, der zudem durch seine Übersiedelung nach der französischen Hauptstadt dem deutschen Geistesleben bis auf einen gewissen Grad entfremdet wird. Des Dichters Umgang in Paris, soweit er aus Deutschen bestand, hat auf die Entwickelung seiner Ansichten über Napoleon wohl schwerlich tief eingewirkt. Von den Demokraten, die gleich ihm in hellen Scharen nach der Stadt des Bastillensturms flüchteten und die zu ihrer weitaus größeren Hälfte dem radikalen Flügel angehörten, fühlte er sich viel zu sehr abgestoßen, als daß er sich von ihnen hätte Ansichten oktroyieren lassen.

Nur Börnes Einfluß blickt bei den Urteilen über Napoleon in den nächsten Jahren noch hier und da durch. Der Parallelismus gewisser Stellen ist meines Erachtens denn doch zu unverkennbar, um das leugnen zu können.

Aber eine interessante Frage erhebt sich hier, so naheliegend, so unmittelbar sich ergebend, daß man sich wundern wird, sie an diesem Orte zum erstenmal aufgerollt zu finden. Es ist die Frage, wie weit eine Beeinflussung Heines durch die Kollegen vom französischen Parnaß, mit denen er geistigen und persönlichen Verkehr

gepflogen, erweisbar ist. Eine direkte Antwort ist auch hier nicht leicht zu geben. Man darf nicht vergessen, daß die allgemeine politische Stimmlage der Dichter der Julizeit mit der Heines vielfach verwandt war und sich aus diesem Grunde eine Menge anscheinender und auch wirklich vorhandener Parallelismen wieder aus den Gemeingefühlen erklären läßt, die diese Franzosen mit unserem Heine teilten. Sie alle waren von dem Gedanken erfüllt, daß die Schmach von Waterloo, der manche von ihnen, wie Béranger und Delavigne, Barthélemy und Méry, herzergreifende Strophen geweiht hatten, durch die Julitage, wenn nicht ausgetilgt, so doch gutenteils aus dem Schuldbuche Frankreichs gestrichen sei, eine Auffassung, die Heine selber — dieser freilich erst viel später — sehr scharf formuliert hat. So hat Barthélemy damals gesungen:

Von unserm Ruhm, den man beschimpft, bespieen,
Zerrissen wir das schmachbedeckte Bild,
Wir rächten uns im Schloß der Tuilerien
Für Waterloos verlor'nes Blutgefild [399]).

Und als später die französischen Truppen, nur mit spärlichen Lorbeeren gekrönt, aus dem belgischen Feldzuge heimkehren, da freut sich der Dichter darüber, daß sie wenigstens das Löwendenkmal auf dem flandrischen Schlachtfelde zerstört haben, ohne zu bedenken, daß das im Grunde keine rühmlichere Tat war als die von ihm so hart verurteilte Schändung der Vendômesäule im Jahre 1814:

Und euer Mut, der allzu früh erstickte,
Läßt eine Spur zurück in Feindeslanden,
Das freche Schandmal eure Hand zerstückte,
Das fünfzehn Jahr' uns hielt in schnöden Banden [400]).

Allen diesen Dichtern ist der Gedanke geläufig, daß die Kämpfer der drei Julitage würdige Nachkommen der alten Helden vom Anfang des Jahrhunderts seien, deren bleiche Nebelgestalten wie auf Raffets Bildern ihnen in den Wolken voranzogen.

Drei Tage und drei Nächte in dem Ofen
Des Julifeuers glühte dieses Volk,
Zerriß in Fetzen des Béarners Schärpe
Mit Jenas blutig rost'gem Lanzenschaft,

sang Victor Hugo [401]), und in den kriegerischen Verwicklungen der folgenden Jahre, bei der italienischen, belgischen, polnischen Frage, wird Barthélemy nicht müde, die Gemüter der Franzosen durch immerwährende Hinweise auf die Taten der Vorzeit, d. h. der napoleonischen

Kriege, zu erhitzen. Und da erhebt sich auch, in seiner ganzen Größe, das Schattenbild des Imperators:

> Und hoch steigt auf erloschenem Vulkane
> Napoleons gigant'scher Schatten auf[402]).

Und noch einmal zeigt er sich in seinem ganzen Zauber. Die französischen Liberalen vermögen ihn nicht mehr zu bannen, und so versuchen sie es nun, Cäsars klassisches Bild geradezu mit dem Bilde des schönen Weibes zu vermählen, das auf Delacroix' Gemälde die Julikämpfer über Leichenhaufen zum Siege führt, der Freiheit. Das gelingt dem einen besser, dem anderen schlechter. Einst hatte Delavigne gesungen:

> Du würdest noch regieren, wenn du es selbst gewollt,
> Der Freiheit Sohn, nahmst du den Thron der Mutter,
> Gegen ihr Recht mit Eintagsmacht gewappnet....[403]).

Jetzt macht Barthélemy zum Entzücken Heines, der ihn „einen der tapfersten Dichter Frankreichs" nennt[404]), den Vorschlag, das Gedenken der Julitage durch ein symbolisches Fest zu begehen, ähnlich jenem, bei dem der Doge von Venedig sich alljährlich mit der Adria vermählte — und er fordert zugleich einen „Sühnetag" für den gestürzten Napoleon, wie die Bourbonen den 21. Januar, den Tag der Hinrichtung des sechzehnten Ludwig, als solchen dekretiert hatten. Wie ernst es diesen Liberalen mit der „Freiheit" war, wäre der Kaiser wiedergekommen, mögen die Verse aus Barthélemys „Zwölf Revolutionstagen" beweisen:

> Nun sprecht uns noch von Attentat, Verbrechen ...
> Wir bleiben taub, das Auge ist geblendet,
> Auf hehren Gipfeln nur zu ihm gewendet,
> Zu ihm, dess' einz'ger Name ist Historie,
> Der uns in Strömen übergoß mit Glorie,
> Der Glorie, die uns stolz macht, fast vermessen,
> Und alles, selbst die Freiheit, läßt vergessen[405]).

Victor Hugo suchte sich anders abzufinden, wollte nebeneinander:

> Gefall'nem Cäsar bauen einen Tempel,
> Der Freiheit Früchte, ihre Blumen lieben[406]);

aber der Zwiespalt blieb. Er war ja unüberbrückbar, sobald man, wie diese Dichter doch taten, statt der Gleichheit die Freiheit — und war es auch nur die theoretische der Julikämpfer — in den Vordergrund rückte. Es ist derselbe Zwiespalt, der sich in Heines „Fran-

zösischen Zuständen" spiegelt und bei der Eigenart des Schriftstellers zu dem höchst interessanten Wechsel auf und ab schaukelnder Stimmungsbilder führte, den ein Börne, Pfizer, Gutzkow so unrichtig beurteilten, weil sie durch eine gefärbte Brille sahen, die ihnen die feinen Oscillationen des Heineschen Geistes verbarg, deren Ursächlichkeit wenigstens verschleierte.

Wie dem auch sei, über allgemeine Bezüge zwischen dem deutschen Dichter und seinen französischen Kollegen sind wir einstweilen nicht hinausgekommen, doch mag dabei immerhin so viel herausspringen: die „Charakterlosigkeit", die für gröber organisierte Augen darin liegen mochte, daß Heine in den Journalartikeln, die er für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" lieferte und dann später zu dem genannten Buche zusammenschloß, bald mehr für die Freiheit begeistert, bald von Napoleons Gloire berauscht erscheint, diese „Charakterlosigkeit" hat er mit den französischen — und auch manchen deutschen — Schriftstellern gemein. Auch mögen, nebenbei bemerkt, Stellungswechsel des Dichters gegenüber dem Bürgerkönige schon durch die Tatsache gerechtfertigt erscheinen, daß dieser selbst seinen Kurs mehrfach änderte, bald die Toga des Volksmannes, bald den Königspurpur anzog, mit den Jahren aber immer stärkere autokratische Gelüste zeigte und hierdurch gelegentlich selbst zu Vergleichen mit dem großen Autokraten der Vergangenheit herausforderte, komischen Vergleichen, bei denen nach Lage der Sache zumeist der Zwerg, nicht der Riese die Kosten zu zahlen hatte. Einen groben Systemwechsel, wie ihn unter den genannten französischen Dichtern ein Barthélemy vollzog, der nach den ärgsten Spöttereien über Ludwig Philipps Regierung von der Seite Bérangers zu jener übertrat, hat Heine sich niemals — auch trotz der berufenen französischen Staatspension niemals — zu schulden kommen lassen.

Wenn man nun aber bei dem Verhältnis unseres Heine zu den vorher Genannten über eine weitläufige Verwandtschaft allgemeiner Gefühle nicht hinauskommt, selbst nicht bei Béranger, mit dem, wie wir früher sahen, der deutsche Dichter in der Manier der Darstellung seines Helden einen wichtigen Zug gemein hat, so scheint mir die Sache bei Victor Hugo, dem Haupte der romantischen Schule, doch etwas anders zu liegen.

Auch die französische Romantik schwärmte für den Helden des Jahrhunderts. Der Zeit etwas vorgreifend, erinnere ich daran, daß später Musset, der sonst nicht zu den typischen Napoleonpoeten ge-

hört, in den Versen, die 1840 auf das Beckersche Rheinlied antworteten:

Nous l'avons eu, votre Rhin allemand,

des „allmächtigen Cäsars" Schatten heraufbeschwor und daß sich, noch zehn Jahre später, Heines Freund Théophile Gautier durch die unwandelbare Treue der Kaiserveteranen zu dem prächtigen Bilde seiner „Alten von der alten Garde" [407]) begeistern ließ.

In ganz anderer Weise aber war Victor Hugo für den Ruhm Napoleons tätig, Victor Hugo, der „dieses Gottes Priester" [408]), dieser Sonne eine klingende „Memnonsäule" werden wollte [409]). Ist er doch der typische Bonapartesänger der französischen Romantik gewesen, wie Heine der typische Napoleondichter in der deutschen war. Gleichen sich beide Poeten schon in dem allgemeinen Charakter ihrer Stellung zu Napoleon, so bietet ein näheres Eingehen auf Einzelheiten manche Überraschung.

Die Väter, Samson Heine und der tapfere General Sigisbert Hugo, sind begeisterte Anhänger des Kaisers, die Mütter waren mehr oder weniger gegen ihn, bei Hugos Mutter, einer geborenen Vendeerin, ging die Abneigung bis zur Feindschaft. In den Seelen der jungen Dichter kommen die Gegenströmungen zur Wirkung; in beiden siegt, bei dem Franzosen später und nach härterem Kampf als bei dem Deutschen, der napoleonisch gesinnte Vater [410]). Beide Männer haben als Kinder staunend unter der Menge gestanden, die den Cäsar vorüberreiten sah; dem kaiserlichen Veteranen, der die Erinnerung an die großen Tage auffrischt, begegnet Heine unter den Linden des Düsseldorfer Hofgartens, Victor Hugo hat ihn bequemer zu Hause: Vater und Oheim, die am lodernden Kaminfeuer von Talavera, von Jena, von Eylau plaudern.

Noch um ein ganzes Stockwerk tiefer reichen die Beziehungen in die Seelen unserer Dichter hinab. Beide sind für eine sehr freie Weltanschauung geboren, im Politischen und im Religiösen, wenn auch der Impressionismus beider starke Schwankungen auf der langen Linie von der königstreuen Rechten bis zu sozialistischen und kommunistischen Anflügen zuläßt, letzteres noch weit stärker bei Hugo als bei Heine. Wie bei diesem und Lord Byron, so kämpft auch in Hugos Herzen der Freiheitsdurst mit dem Napoleonkultus manch heißen Kampf. Allerdings hat gerade zur Julizeit in dem französischen Dichter der letztere die Oberhand gewonnen, und erst später, unter dem Eindruck der ihm über alles verhaßten Regierung

des kaiserlichen Neffen, widmet er dem „Mörder“ dieser Freiheit die effektvollen Strophen der „Sühne“.

Bei Heine war das eher umgekehrt, und es soll auch nicht geleugnet werden, daß seine künstlerische Auffassung Napoleons trotz einzelner Anklänge von der Hugos total verschieden war, wie das die Verschiedenheit des Genius der Dichter mit sich bringen mußte. Beide werden von dem Gigantischen ihres Helden überwältigt, aber das quantitativ Große der Erscheinung tritt in den bis zur Ausschweifung grandiosen Phantasiespielen Hugos ganz anders hervor, mit einem weit unheimlicheren Dämonismus, der doch auch wieder etwas Starres, Herzerkältendes hat, als bei dem zierlicheren Heine. Auch diesem wird Napoleons ungeheure Geschichte ein „Mythos“; aber diesen Mythos in breiter Ausmalung die Jahrtausende hinabwandern zu lassen, wie das Hugo in seiner schaurig schönen Phantasie „An den Triumphbogen“ [411]) getan hat, fällt ihm nicht ein. Auch bewegen sich Heines Bilder im ganzen innerhalb der Grenzen des Möglichen, Glaubhaften; Hugo arbeitet mit Memnonsäulen, Pyramiden, die der Riese zum Piedestal seiner Füße nimmt, mit dem Wüstensande, in dessen schwankender Ebene sein kolossaler Fuß eine ewige Spur zurückläßt [412]).

Eine gewisse Verwandtschaft beider Schriftsteller könnte man nun aber noch in dem oft halsbrechenden Spiel mit Gegensätzen und Pointen sehen. Doch ist diese mehr scheinbar, und Hugos studierte und sorgfältig aufgebaute Antithesen haben mit Heines spontanen Einfällen, die viel mehr als jene den Stempel des Ungesuchten tragen, im Grunde nur wenig gemein. Das humoristische Element endlich, das bei dem Deutschen so stark zur Geltung kommt, fehlt Hugo ganz; dagegen teilt er mit jenem die Eigentümlichkeit, den Leser durch Äußerungen über Napoleon, kühne Arabesken, die an den verschiedensten Stellen seiner Werke angebracht werden, zu überraschen [413]), eine Erscheinung, die sich übrigens auch bei andern Dichtern, Byron, Goethe (in dessen Gesprächen), Gutzkow, Laube, findet und neben der einzelnen Dichterpersönlichkeit die Zeit und ihr Interesse für Napoleon kennzeichnet [414]).

Man würde sich nach alledem immerhin nicht leicht entschließen, eine Beeinflussung unseres Heine durch Victor Hugo anzunehmen, wenn nicht doch an einzelnen Stellen eine recht auffallende Konkordanz zu Tage träte. Daß Heine sich mit dem französischen Kollegen, den er wiederholt für den „größten Dichter Frankreichs“ erklärt, um ihn freilich später ebenso gründlich herunterzuputzen [415]), daß er sich mit

ihm an bestimmten Tagen vor Napoleons Bilde zusammenfindet, auch das wäre, nach allem, was wir über Gemeingefühle hörten, gewiß noch nicht ausschlaggebend. Doch zeigt sich daneben, wenigstens in ein paar einzelnen Fällen, deren einer schon zur Besprechung kam [416]), auch eine solche Ähnlichkeit der poetischen Motive, daß man mindestens zweifelhaft werden darf und einen Einfluß, vielleicht hier und da sogar einen wechselseitigen, nicht unbedingt von der Hand weisen möchte, obwohl wie bei Lord Byron große Vorsicht am Platze sein wird. Sollte aber auch wirklich nichts an der Sache sein und nur der Zufall sein Spiel treiben, so dürfte doch vielleicht die Parallele, die ich mir zwischen den beiden Napoleondichtern zu ziehen erlaubte, einiges Interesse bieten. Wer sie überflüssig findet, wird verzeihen — falls er sich dabei nicht langweilte.

Hält man nun noch in Heines übrigem Pariser Verkehrskreise Umschau, so wird man ähnliche Beobachtungen machen wie früher in dem Berliner, wobei jedoch der Unterschied von Ort und Zeit niemals außer Rechnung gesetzt werden darf. Zunächst fällt da wohl der Name Edgar Quinets ein, der im Jahre 1836 den Manen Bonapartes ein umfangreiches Werk gewidmet hat [417]). Aber schwerlich hat Quinets langatmiges Napoleonepos auf die leichter beschwingte Muse Heines einen tiefen Eindruck gemacht. Ja, wohl kaum wird es der weit mehr als dieser Franzose mit gallischer Grazie ausgestattete deutsche Dichter über sich gewonnen haben, die sehr stattlichen Heersäulen der Quinetschen Verse zu durchmustern. Dagegen erscheint umgekehrt an einigen Stellen eine Inspiration Quinets durch Heine immerhin nicht ganz ausgeschlossen [418]), und vorschwebende Erinnerungsbilder werden hier um so wahrscheinlicher, als sich der Autor des Napoléon schon vor der Abfassung seines Werkes mit Heines früheren Schriften beschäftigt, auch schon kritisch über dieselben gearbeitet hatte [419]).

Noch weniger positive Resultate hat mir das Studium anderer mit unserem Heine befreundeter Geister ergeben. Und doch möchte ich das Milieu als solches nicht gerade unterschätzen. Von den Schriftstellern, mit denen er in den früheren und späteren Jahren des Pariser Aufenthalts verkehrte, hat eine größere Anzahl, ganz wie er selbst, dem Typus des damals in Frankreich noch in zahlreichen Exemplaren verbreiteten napoleonischen Veteranentums ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Mehrere dieser Dichter waren aus kaiserlichen Offiziersfamilien hervorgegangen, außer Hugo: Alexandre Dumas, Nerval, George Sand. Diese letztere, die Heine besonders

hoch verehrte, hatte sogar die Kühnheit, in einem ihrer Romane, den jugendlichen Besieger Ägyptens vor einem jungen zweifelnden Mönche seine „Religion" der Willensstärke und der Kraftentfaltung entwickeln zu lassen[420]). Auch spielen alte kaiserliche Offiziere in den Werken der fruchtbaren Schriftstellerin gelegentlich eine Rolle, wenn auch nicht immer eine so beneidenswerte wie der Bernard Stamply in dem anmutigen Lustspiel ihres Freundes Sandeau, der Mademoiselle de la Seiglière.

Noch intimere Bilder dieser alten Haudegen aber lieferte der Antagonist der großen Romandichterin, Honoré, de Balzac, der zu Heines Freunden gehörte und wiederholt von ihm als solcher bezeichnet wird. Auch in der händereichen Serie seiner Werke wird des großen Kaisers Name unzählbar oft genannt. Ein Riese der Arbeit, durfte Balzac es wagen, das stolze Wort zu sprechen, daß er mit der Feder erobern werde, was jener mit dem Schwerte gewonnen. Auf Heine mögen im besondern die realistischen Schilderungen der Veteranen des großen Heeres von einigem Einfluß gewesen sein, die neben den Frauen des Empire bei Balzac typisch auftreten: außer verdienstvollen alten Generalen[421]) auch durch Elend oder eigene Schuld heruntergekommene Individuen aus der Kaiserzeit, ein Offizier Bridau[422]), ein Oberst Chabert[423]), ein General Hulot, deren Erinnerungsbilder immerhin beigetragen haben könnten, um auch Heines Veteranen aus der idealen Sphäre der Grenadierromanze in die weit realistischer gehaltene Luftstimmung zu versetzen, in der wir sie später, in den Briefen „Über die französische Bühne" und den „Florentinischen Nächten", wiederfinden werden.

Dem Typus dieser tapfern Draufgänger, aber mehr in ihren guten Tagen, begegnet man auch in den Werken Prosper Mérimées[424]), des Meisters der objektiven Erzählung, während der der Kaiserherrschaft abholde Romantiker Alfred de Vigny mit einem Anflug von Schwermut die Schattenseiten der Gloire beleuchtet[425]).

Mit dieser ganzen literarischen Welt hat Heine in mehr oder minder freundschaftlichem persönlichen Verkehr gestanden. Dann kannte er auch den Lamartine, und eine gelegentliche Bemerkung in der „Lutetia" beweist, daß er auch dessen napoleonfeindliche Stellung kritisch gewürdigt hat. Aber auch zu Thiers hatte er in späteren Jahren Beziehungen, zu Thiers, dem gelehrten und zugleich stark voreingenommenen Geschichtschreiber der Revolutions- und Kaiserzeit, der als Minister etwas den Napoleon im kleinen zu spielen

liebte und von Heine hierfür gelegentlich gehänselt wird. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich annehme, daß die Bekanntschaft mit dem Thiersschen Werke das Ihrige getan hat, um den Dichter gegen das Ende seines Lebens nach den mancherlei Schwankungen der Zwischenzeit in die Arme des Napoleonismus zurückzuführen, während in der unfreundlichen Behandlung, die sein Abgott in der „Lutetia" erfährt, vielleicht Mignetsche und wohl noch mehr Carnotsche Auffassungen zu Tage treten dürften. Wird doch der letztere — Hippolyte Carnot, der Sohn des berühmten Konventsmannes, — der gleichfalls zu Heines persönlichen Bekannten zählte, von diesem bei einem der stärksten Ausfälle gegen Kaisertum und Bonapartismus als Gewährsmann und Eideshelfer ausdrücklich angeführt!

Aus den letzten Lebensjahren Heinrich Heines möchte endlich noch der unglückliche Gérard de Nerval zu nennen sein, der treue Freund, der mit unermüdlicher Liebe des ihm seelenverwandten Dichters Verse ins Französische übertrug und dessen grauenhaftes Ende diesen tief erschütterte. Wie erwähnt, war Nerval der Sohn eines ehemaligen Offiziers. Schon im Alter von sechzehn und siebzehn Jahren hatte er des Kaisers Ruhm in zwei Gedichtsammlungen besungen[426]), die neben einzelnen unausbleiblichen Anklängen an die poetischen Napoleonnekrologe im ganzen eine bedeutende Selbständigkeit in der Auffassung und Behandlung zeigen. Wenn auch diese lyrischen Ergüsse aus den Jugendjahren hinter der Zeit des persönlichen Verkehrs der beiden Poeten weit zurückliegen, so haben diese doch wahrscheinlich von dem gemeinsamen Helden ihrer Dichtungen öfter gesprochen, und der Umgang mit Nerval mag der schließlichen Wendung in Heines Napoleonkultus immerhin etwas förderlich gewesen sein, um so mehr, als der französische Kollege einer der eifrigsten Besucher des Kranken in der Matratzengruft war, zu einer Zeit, als der erneute Kaiserjubel des zweiten Empire nur noch aus der Ferne an dessen Ohr schlug.

Gehören die zuletzt erwähnten Beziehungen und ihre Folgen vorwiegend einer späteren Zeit an, die zum teil erst im nächsten Kapitel zur Besprechung gelangen wird, so führt der Name Alexandre Dumas' in die Julizeit zurück. Für die Innigkeit des Verhältnisses zwischen dem literarischen Industrieritter und dem Dichter des „Buches der Lieder" wird die Tatsache sprechen, daß der Verfasser der „Drei Musketiere" und des „Grafen von Monte Christo", daß dieser einer halbamerikanischen Rasse angehörige Mensch am 20. Februar 1856, Heines Begräbnistage, an dessen Grabe heiße Tränen vergoß. Zu

der Zeit, in der wir stehen, hatte er einen sechsaktigen Napoléon Bonaparte ou Trente ans de l'histoire de France verfaßt, dessen dreiundzwanzig Bilder das Odéontheater, die Bühne der Romantiker und das zweite Schauspielhaus Frankreichs, zur Aufführung brachte. Ludwig Börne, der am 12. Januar 1831 einer Aufführung beiwohnte, hat das Stück einer eingehenden Besprechung gewürdigt, die erraten läßt, wie auch ein Gegner des auf die Bretter gebrachten Helden von dieser Darstellung der jüngst verflossenen, von den Zuschauern selbst erlebten Vergangenheit gepackt werden konnte[427]).

Heine war damals noch nicht in Paris, und das mag der Grund sein, weshalb er Dumas' Werk, das er gewiß kennen gelernt, um dessen Existenz er wenigstens gewußt haben wird, mit keiner Silbe erwähnt. Auch hier würde es nicht erwähnt worden sein, wenn es nur eine Einzelerscheinung und nicht eins aus jener Unzahl von Stücken wäre, die in der Zeit von 1830—40 in Frankreichs Hauptstadt auf die Bühne geschleudert wurden und in roher Ausführung Scenen aus Napoleons Laufbahn darstellten. Der Pariser Temps hat einmal vor nun zehn Jahren eine Zusammenstellung von Erzeugnissen jener verschollenen Eintagspoesie gebracht[428]), und ein namhafter französischer Dichter, Edmond Rostand, hat sie (in L'Aiglon) vervollständigt[429]). Da blieb keine seiner Schlachten, von Lodi bis Waterloo, kein Ereignis seines Lebens, von der sagenhaften Geburt auf dem Löwenteppich bis zu der Sterbescene in dem Kämmerchen des Farmhauses von Longwood, dem Zuschauer erspart. Wer im Winter von 1893/94 in Paris war und einer Aufführung von Martin Layas Napoléon, Sardous Madame Sans-Gêne oder der Militärpantomime „1814" im Cirque d'hiver beigewohnt hat, weiß, wie mächtig diese literarische Industrie auf das Pariser Publikum einwirkt und wie dessen Begeisterung den kühleren Fremdling mit fortreißen kann. Auch für das Heinemilieu mag die Sache nicht ganz unwesentlich sein, obschon dieser, wie sich zeigen wird, im ganzen darüber ziemlich schweigsam ist.

Und nicht allein im verblassenden Spiegel der Kunst trat Napoleons Wirken dem Dichter des „Le Grand" in Paris entgegen. Noch unmittelbar pulsierte es im Leben des Volkes, und der Mann im kleinen Hütchen begegnete dem Poeten beinahe so wirklich und leibhaftig wie einst in der Allee des Düsseldorfer Hofgartens. Fast an jeder Straßenecke humpelte ein Veteran des großen Heeres vorüber; in den Buchläden lag, auf Löschpapier gedruckt, der Las Cases und der französisch übersetzte O'Meara, in den Sälen des Louvre hingen

die Prachtstücke aus der Kaiserzeit, über die sich Ludwig Börne ärgern mochte, und in den Butiken, die den künstlerischen Bedarf des kleinen Mannes befriedigten, war der Kaiser in schlechtem Stahlstich um wenige Heller zu haben.

„Sein Bild," bemerkt Heine, „sieht man überall in Kupferstich und Gips, in Metall und Holz und in allen Situationen"[430]). Von der neuen Regierung in Frankreich wurde das nicht ungern gesehen, im Gegenteil sogar begünstigt. „Die jüngere Linie der Bourbonen," sagt Prinz Jérôme Napoleon in einem bekannten Buche über seinen Oheim[431]), „wußte die Traditionen der Kaiserzeit auszunutzen." Das politisch und militärisch ohnmächtige Julikönigtum sonnte sich im Abglanz einer ruhmreichen Zeit, wenn es auch öfteren Versuchen, Napoleons Andenken gegen das neue System selbst auszuspielen, entgegenzutreten hatte[432]). Trefflich haben die Bankiers-Minister des Königs mit dem Birnenkopfe das Geschäft verstanden, aus verstaubten Kaiseradlern und zerschossenen Standarten gangbare Münze zu schlagen.

In einem Punkte freilich berührte sich dieser Kultus mit persönlichen Neigungen Ludwig Philipps. Die Baulust des Orleans, wenig schöpferisch wie der ganze Mann war, fand eine dankbare und dem Epigonen Anerkennung verheißende Tätigkeit in der Vollendung der von seinem größeren Vorgänger unfertig zurückgelassenen Monumentalwerke. Der Triumphbogen wurde vollendet, das Versailler Königsschloß, à toutes les gloires de la France gewidmet, mußte eine Sammlung von Historienbildern aufnehmen, in der die demokratischen Marschälle des Kaiserreichs neben den Perücken des ancien régime, die Sieger von Jena neben den Siegern von Fontenoy, eine gleiche Rangstellung einnahmen. Und wie man sie selber, diese alten Generäle und Offiziere des Kaiserreichs, und alles, was aus der großen Zeit am Leben und noch irgendwie dienstfähig war, auch die „Königsmörder" und die Proskribierten, wieder anstellte, so nahm auch der Erbauer der Vendômesäule, den der jämmerliche Haß eines kleindenkenden Feindes von seinem Piedestal herabgestoßen, den wohlverdienten Ehrenposten auf der Säule nach wenigen Jahren wieder ein, aber — charakteristisch genug — nicht wieder als römischer Imperator, sondern im Überrock und kleinen Hütchen, in der romantisch legendarischen Gestalt, in der ihn sich das Volk vorstellte und ihn liebte.

Il avait petit chapeau
Avec redingote grise[433]).

Und als man ihn selber holen wollte und die Kammer das damals ablehnte, sandte Victor Hugo die zornfunkelnden Strophen seiner (zweiten) „Ode an die Säule“ hinaus, vor deren Flammensprühen die „dreihundert Advokaten“ des Palais Bourbon sich zu Tode schämen mochten. Ahnungsvoll, wie ein Traum der Zukunft klangen die sonoren Verse:

Dors, nous t'irons chercher! ce jour viendra peut-être!
Car nous t'avons pour dieu sans t'avoir eu pour maître[434])!

Im Jahre 1840 geht der Traum in Erfüllung, Napoleons Leiche fährt die Wasser der Seine hinauf, an deren Ufern der Sterbende seine Ruhestätte gewünscht hatte.

In diese Welt war Heine eingetreten. Hätte sie ihm nicht wie ein Paradies erscheinen müssen, wäre er noch der Dichter des „Le Grand“ gewesen? Und jetzt? Wie die Herzen der meisten in den Julitagen nach Paris Geflüchteten, war auch das seine in diesem Augenblick in erster Linie nicht von napoleonischen Erinnerungen, sondern von den Freiheitsgedanken und Freiheitsberichten bewegt, die ihn an die Seine gelockt und den „Sohn der Revolution“ wieder zu den gefeiten Waffen hatten greifen lassen, über die seine Mutter ihren „Zaubersegen“ ausgesprochen. Trotz mancher Enttäuschungen erschien ihm die frei gewordene Stadt Paris als der Strauß, der „immer noch schön genug sei, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas.“

Nun aber war gerade der Glaube, der fromme Glaube an den Freiheitshelden Bonaparte in Heines Herzen erschüttert worden. Wie wird es da möglich sein, den alten Kaiserenthusiasmus mit Gefühlen zu vereinigen, die einem Barrikadenkämpfer der großen Juliwoche ziemen? Freilich, die Franzosen machten es ihm vor, nicht allein die auf der Straße; auch die Kollegen vom französischen Parnaß sahen wir auf die verschiedenste Weise bemüht, Freiheits- und Napoleonbegeisterung mehr oder minder erfolgreich miteinander zu verschmelzen.

Die Antwort auf die Frage, wie Heine die nicht ganz leichte Aufgabe gelöst hat, geben die Berichte, die er in den Jahren 1831 und 1832 für die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben und später unter dem Titel „Französische Zustände“ zu einem Buche vereinigt hat. Dieses Kind seiner schriftstellerischen Muse, von dem der eigene Vater nicht übermäßig viel hielt, gehört trotz seines ungeheuren Subjektivismus zu den merkwürdigsten Urkunden der Geschichte der

Stimmungen aus den ersten Jahren des Bürgerkönigtums. Wie matt und farblos erscheinen daneben die gleichzeitigen Berichte eines Gans und Raumer! Auch Börne hat in jener Zeit „Briefe aus Paris" geschrieben, in denen er gegen den Verfasser der „Französischen Zustände" den Vorwurf des Jesuitismus erhebt, eines Jesuitismus, den der sehr überzeugungstreue und ebenso temperamentvolle Radikale in der zur Schau getragenen Mäßigung Heines sah und sehen mußte. Er ist von Börnes Standpunkt wirklich nicht so ungerecht. Daß ihm „die Form das Höchste ist," daß er „die Kunst als seine Gottheit verehrt," kann gewiß auch von dem Journalisten Heine nicht geleugnet werden, der noch dazu bei der Abfassung seiner politischen Stimmungsbilder von äußeren Rücksichten, hier der Veröffentlichung in dem vornehm vorsichtigen Cottaschen Blatte, geleitet oder doch von solchen wenigstens nicht frei war.

Diese verschiedenen Umstände haben im Verein mit dem Eigentümlichen seiner Schreibweise die Behandlung Napoleons in Heines „Französischen Zuständen" und in manchen seiner späteren Schriften zu Wege gebracht. Vergessen darf man auch nicht, daß in den Werken der nun kommenden Zeit ein älter und reifer gewordener Heine uns entgegentritt, der die Begeisterungsfähigkeit der Jugend überhaupt nicht mehr in dem früheren Maße besitzt und das Scheidewasser der Bibelkritik auch in die zum Preise seines „Gottes" gesungenen Loblieder hineinzugießen für notwendig erachtet.

Unter Berücksichtigung der aufgezeigten Stimmungsfaktoren wird es nicht schwer sein, eine Doppelerscheinung zu erklären, die in den Schriften dieser Periode hervortritt. Auf der einen Seite kann der Spötter schwerer als bisher einen Witz unterdrücken, der ihm — auf Kosten des bisher fast ausnahmslos gepriesenen Helden — auf der Zunge schwebt; anderseits bricht die noch immer in der Tiefe seines Herzens wohnende Begeisterung, die rein persönliche Begeisterung, auch da manchmal hervor, wo der nachdenklicher gewordene Politiker an dem despotischen Charakter des Mannes oder an einzelnen seiner Handlungen etwas zu tadeln findet.

Wie schwer es Heine manchmal wird, das persönliche Gefühl für den „eisernen Mann", der „auf seinen Kanonenruhm fußt", mit gleichzeitig seine Brust erfüllenden politischen Sympathieen zu vereinen, zeigt gleich im zweiten Artikel der „Französischen Zustände"[435]) die merkwürdige Parallele zwischen Napoleon und Lafayette, dem „Helden" der Julizeit, der zugleich als Veteran der großen Revolution und des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges allgemeine Ver-

ehrung genoß. Von allen Seiten betrachtet der Publizist Heine die beiden Männer, ihr Äußeres, ihr Auftreten, ihren Charakter und ihre Taten, und es kann nicht zweifelhaft sein, nach welcher Seite in diesem Augenblick die politische, aber auch ebensowenig, nach welcher die persönliche Vorliebe des Verfassers hinneigt. „Es wäre lächerlich," sagt er, „wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendômesäule setzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden und deren Anblick, wie Barbier singt, keine französische Mutter ertragen kann." Ist das nicht eine merkwürdige Äußerung? Heine citiert Barbier, den grimmigsten aller Napoleonfeinde, in dessen „Idol" sich wirklich eine der angeführten ähnliche Stelle findet[486]) und der nicht müde ward, in seinen gewandten Versen gegen den „glatthaarigen Korsen" zu eifern! Und er scheint dem giftigen Republikaner beizustimmen, wenn er fortfährt: „Lafayette gründete sich eine bessere Säule als die des Vendômeplatzes und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo gibt es Marmor so rein wie das Herz, wo gibt es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette?" Er war „als Jüngling weise wie ein Greis," ist „als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die List der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wut des Volkes." Heine nennt ihn den „getreuen Eckart der Freiheit", der „auf seinem Schwerte gestützt und warnend vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführerischen Venusberge, steht", und — macht sich unmittelbar nachher darüber lustig, daß das Volk den alten General als den Lafayette aux cheveux blancs besingt, während doch das Haupt des ehrwürdigen Tribunen von einer braunen Perücke bedeckt sei.

Diese Bemerkung könnte man lediglich als einen jener Scherze nehmen, mit denen der witzige Humorist jede Darstellung durchsetzen mußte, das Resultat seiner künstlerischen Betrachtungsweise, die das behandelte Objekt in die verschiedenartigste Beleuchtung rückt und daher auch am ernsten Gegenstande allerlei komische und lächerliche Seiten entdeckt. So auch an Lafayette, dieser „Vorsehung zu Pferde", diesem „Genius der Freiheit, der zugleich sorgt, daß beim Freiheitskampfe nichts gestohlen wird und jeder das liebe Seinige behält!" Aber die Sache liegt doch noch tiefer. Der Spott, mit dem der brave General trotz aller Liebkosungen wegen seiner Verdienste um die Sache der Freiheit behandelt wird, ist zu unverkennbar: „Er ist der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven, zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die zwar des

Tages über zu sehr beschäftigt sind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher, des Abends, mit verdoppeltem Enthusiasmus preisen, so daß man wohl behaupten kann, daß um elf Uhr, wenn die meisten Butiken geschlossen sind, der Ruhm des Lafayette seine höchste Blüte erreicht."

Da haben wir die Flaubertsche haine du bourgeois, die Verachtung des Butikenphilisters, die auch dessen Held mit zu kosten bekommt. Hiermit vergleiche man den Ton, in dem an derselben Stelle von dem Kaiser Napoleon geredet wird, den der Schriftsteller noch eben wegen seiner Ruhmsucht tadelte:

„Napoleon ist für die Franzosen ein Zauberwort, das sie elektrisiert und betäubt. Es schlafen tausend Kanonen in diesem Namen, ebenso wie in der Säule des Vendômeplatzes, und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel aussprachen, so wird hier Napoleon selten bei seinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann, l'homme!"[437]). Allerdings betont Heine in demselben Atem, das Liebste an Napoleon sei ihm, daß er tot wäre; „denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen."

Eine Äußerung, der meines Erachtens von der Kritik zu viel Gewicht beigelegt worden ist[438]). Mir scheint sie nicht viel mehr zu sein als eine Phrase, ein gelegentliches Wort der Entschuldigung, an Gegner gerichtet, die ihm noch immer den exaltierten Ton des „Le Grand" und die begeisterte Apologie des Kaisers gegen Scott vorwarfen; vielleicht auch nur eine der öfteren Betonungen seines vielfach angezweifelten politischen Standpunkts, von dem aus er freilich einen lebenden oder wiederauferstandenen Napoleon trotz aller persönlichen Vorliebe hätte „bekämpfen müssen", während die ungefährliche platonische Begeisterung für den Toten selbst bei den Feinden des gewaltigen Mannes nur geringeren Anstoß erregen konnte.

Der künstlerische Aristokratismus des Dichters, seine vornehme Ablehnung des Vulgären — und steckte es in einem Königsmantel — tritt auch wieder an einer Stelle in den den „Französischen Zuständen" angehängten „Tagesberichten" hervor, wo Napoleon und Ludwig Philipp in Parallele gesetzt werden. Der friedfertige Orleans, der unserem Heine als Herrscher zwar keineswegs imponiert, als Mensch aber auch nicht ganz unsympathisch ist und dem dieser noch nach seinem Sturz eine Art öffentlicher Ehrenerklärung ausstellte,

hat soeben eine Heerschau gehalten. Der republikanische Tumult vom 5. und 6. Juni 1832 ist niedergeschlagen, und der Bürgerkönig zeigt sich trotz des verhängten Belagerungszustandes großmütig. Aber bei einer Heerschau ist er denn doch eine gar zu klägliche Figur, dieser „Cicero zu Pferde", „der Erhalter des Lebens und der Butiken", und als die wie immer gedankenlose Menge in ein „rasendes" Lebehoch ausbricht, kann sich Heine des Gedankens nicht erwehren, daß einst ein so ganz anderer, des Jubels würdigerer Held durch die nämlichen Straßen geritten sei: „Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daß das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieselben Franzosen sind, die so oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten sahen mit seinem marmornen Cäsargesicht und seinen unbewegten Augen und „unnahbaren" Händen"[439]).

Aber diese Franzosen hatten ja seinen Helden darum doch nicht vergessen, und wir sahen, wie gerade jetzt der Cäsarenkopf aus der Versenkung der Bourbonenzeit wieder emporgetaucht war. Den Dichter Heine, ihn, der ein so feines Verständnis für volkstümliches Fühlen und Denken besaß, ergriff besonders die Verehrung, die das eigentliche Volk, nicht der wohlhabende Handlungsphilister, der die Güte der Zeiten nach den Sechsern seiner Kasse beurteilt, sondern der Bewohner der Vorstädte und der arme Soldat für die Manen des Großen empfand. „Auf allen Boulevards und Carrefours," heißt es an der Lafayettestelle[440]), „stehen Redner, die ihn preisen, den Mann, Volkssänger, die seine Taten besingen. Als ich gestern abend beim Nachhausegehen in ein einsam dunkles Gäßchen geriet, stand dort ein Kind von höchstens drei Jahren vor einem Talglichtchen, das in die Erde gesteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaisers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taschentuch hinwarf, rutschte etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des großen Kaisers ein Liedchen singen konnte, denn dieser Ruhm hatte ihm beide Beine gekostet. Der arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, sondern mit gläubigster Innigkeit flehte er: „Au nom de Napoléon, donnez-moi un sou." So dient dieser Name auch als das höchste Beschwörungswort des Volkes, Napoleon ist sein Gott, sein Kultus, seine Religion; und diese Religion wird am Ende langweilig wie jede andere."

Sollte nun wirklich diese Religion unserm Heine, wie er spöttelt, hin und wieder „langweilig" geworden sein, so könnte ihn wohl höchstens das Übermaß der Opferspenden ermüdet haben, ihn, der

allen Kulthandlungen abhold war. Doch hatte er auch jetzt noch für den Kultus dieses Glaubens mehr übrig als für den aller anderen Bekenntnisse zusammen.

Und auch diese Religion hatte ihren Jesusknaben, der für die Sünden der Väter geopfert wurde, den Herzog von Reichstadt, der, sein Leben lang ein Gefangener, in den freudlosen Schlössern Österreichs dahinsiechte und am 22. Juli 1832 zu Schönbrunn den Martertod starb, freilich ohne der Welt das Heil gegeben zu haben.

In der Teilnahme für den Erben des napoleonischen Namens traf Heine wieder mit einer breiteren literarischen Strömung zusammen, zum Teil mit Männern, die ihm auch persönlich nicht fernstanden. Diese rührende Figur des Quasigefangenen am österreichischen Hofe hat von den zwanziger Jahren bis auf die Gegenwart viel poetisch gestimmte Seelen bewegt, von Béranger und Hugo bis Coppée und Rostand, von denen letzterer den selbst von seiner hohen Begabung nicht auszugleichenden Fehlgriff tat, sie dramatisch zu behandeln. Denn die Tatlosigkeit, auch die vom Schicksal aufgezwungene, wird immer ein unglücklicher Gegenstand für eine dichterische Gattung bleiben, deren Begriff das Handeln einschließt. Aber für einen Lyriker, für einen Balladendichter war er ein dankbarer Vorwurf, dieser Jüngling, der den Namen Napoleon wie ein Bleigewicht durchs Leben schleppte und vor dessen Blicken wie eine Fata Morgana unaufhörlich die Ruhmesherrlichkeit des angebeteten Vaters erglänzte:

Er rühret sich an und fraget:
Wer bist du? Was ist dir die Welt?
Ihm klingt's vor dem Ohr wie Trompeten
Aus siegüberglänzetem Feld.

Auch als er hingesiecht war, dieses Opfer einer mitleidlosen Politik, da erhob die Muse ihre Stimme; außer Immermann, dem ich obige Verse entnehme[441]), auch Victor Hugo, der wieder in wirkungsvoller Antithese die Geburt des unglücklichen Kaisersohnes neben dessen Ausgang stellte[442]). Selbst ein schaler Witzbold wie Saphir, der manchmal sentimentale Anwandlungen bekam, bringt ein „Trauerkleeblatt" [443]) zusammen, während Platen etwas früher des Königskindes unfruchtbare Wiege besungen hatte[444]).

So fanden sich, wie zehn Jahre vorher an der Bahre des Vaters, auch am offenen Grabe des Sohnes Freund und Feind zusammen. Neben den Liederdichtern erscheint stimmungsvolle Prosa. Eine hinreißende Rhapsodie hat einer der ehrlichsten Demokraten, die ge-

lebt haben, Johann Jacoby, dem Sohne des selbstherrlichen Herrschers gewidmet, neben Heines Abschnitt in den „Tagesberichten" wohl das Schönste, was über diesen Tod gesagt worden ist: „Böse schicksalsschwere Träume .... haben den Knaben aus dem schönen Erblande verscheucht, ihm den Scepter und die Rosen auf den Wangen genommen. Über das Meer kamen Seufzer her und legten sich an das kleine Herz. Und das kleine Herz brach! denn es war groß. — Uns erzählen die Ammen Märchen. Ihm erzählte die Geschichte eine Mär, die ernst und schauerlich in sein Jünglingsleben hineingriff. Dazu schlug die Riesenharfe der Zeit elegische Rhythmen. Das Lied sang von dem großen Titanen, von den neidischen Göttern und dem hämischen, schuftigen Menschengesindel; es sang von dem Kaiser, von St. Helena, von dem Vater ohne Sohn, von dem Sohne ohne Vater. Und so wurde der Jüngling zu Tode gesungen und ruht jetzt wieder auf der Wiege. Die Klagegeister durchweinter Tage und Nächte schlummern auf seiner Stirne. Die alte Krone schmückt wieder sein Haupt. Denn Roms Krone — das ist der Leichenkranz; der gebührt der toten, vermoderten Stadt" ....[445]).

So hätte auch Heine geschrieben, wäre der junge Napoleon um sechs Jahre früher gestorben. Heute klingen seine Worte etwas weniger rhapsodisch; doch sind es nicht kahle Höflichkeitsphrasen, die er dem Kaisersohne ins frische Grab nachsendet. Schon früher hatte er dessen Geschicke mit Teilnahme verfolgt. Ein Orest erschien er ihm, ein Orest nach Agamemnons Ermordung. Das vielsagende Bild findet sich in der „Nordsee"[446]). Hat auch der Dichter der „Grenadiere" die Hoffnungen geteilt, die man an den Erben des großen Namens knüpfte, zu dessen Gunsten Verschwörungen und Entführungsprojekte in Hülle und Fülle geplant waren? von dessen Tür man einen französischen Dichter hatte fortweisen müssen[447]) und der, wie Chateaubriand in einer Broschüre spottete, zu den Schreckbildern gehörte, die den König Ludwig Philipp in den Tuilerien nicht schlafen ließen? Auch Heine glaubte zu wissen, daß „der Sohn des Mannes" nur hätte zu erscheinen brauchen, um dem ganzen Regiment des Justemilieu mit einem Schlage den Garaus zu machen[448]). Und nun war der junge Prinz mit einundzwanzig Jahren dem Lebensüberdruß und der Lungenschwindsucht erlegen. Der deutsche Dichter reiste eben durch die Normandie, als die Nachricht von seinem Tode eintraf. Laut ertönten die Klagen des normannischen Volkes, als sich die Trauerkunde in den uralten Städten und Weilern des meerumspülten Landes verbreitete.

„Ich fand überall, wohin ich kam", schreibt der Dichter am 20. August 1832 von Dieppe, „eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes. Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Überall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Karwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmütig die Hand mit den Worten: à présent tout est fini."

Wie stark der innere Anteil war, welchen Heine an diesem traurigen Finale des napoleonischen Heldendramas nahm, dafür spricht schon die Länge des mehrere Druckseiten umfassenden Berichtes[449]). Auch er sieht natürlich in dem Ausgang des jungen Phthisikers das Ende der Hoffnungen aller derer, die, wie er sich ausdrückt, „an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten." Er konnte freilich damals nicht wissen, daß, wie man wohl gesagt hat, neben der Hülle des toten Löwen der Fuchs gekauert lag, daß wenige Jahre später die Attentate von Straßburg und Boulogne, an denen sich einer der Getreuen von St. Helena beteiligen sollte[450]), die Möglichkeit jener fleischlichen Auferstehung beweisen und daß, bevor ein Vierteljahrhundert verflossen war, trotz des Schönbrunner Trauerspiels ein Enkel Carlo Bonapartes, des Advokaten von Ajaccio, in jenem „Zauberschlosse" der Tuilerien hausen würde, von dessen Torwacht inzwischen der Imperator Mors den allzeit getreuen Eckart mit der braunen Perücke, General Lafayette, abberufen haben würde. „Aber," fährt der deutsche Berichterstatter fort, „für die Bonapartisten, die an die Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für diese nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller tierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrscherwelt seinen Namen gab, so gibt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsartume, wozu nur derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt."

Ein geistreicher Gedanke, der wie so manches, was er über Frankreichs spätere Schicksale gesagt, dem Publizisten Heine Ehre macht. Man braucht bloß an General Boulanger oder an die zur

Zeit des Dreyfusprozesses sichtbar werdenden Strömungen zu denken. Nur daß der Mann der „höchsten Fähigkeit" und des „besten Willens" damals in dem Lande unserer Nachbarn gefehlt hat, nur das hat eine Wiederaufrichtung des französischen Kaiserthrones verhindert. Auch heute halte ich eine solche keineswegs für ausgeschlossen.

Machen, wie gesagt, diese Betrachtungen über Frankreichs Zukunft dem Publizisten Heine alle Ehre, so blickt der Kultus des „göttlichen" Napoleon wieder durch, da, wo der Dichter mit schönem künstlerischen Empfinden von den beiden Kaiserbildern spricht, die er am häufigsten in den Bauernhäusern der Normandie angetroffen hat. Das eine war das bekannte Gemälde von Gros, das Napoleon bei dem Besuche der Pestkranken von Jaffa darstellt[451]), das andere zeigt den gefangenen Dulder, wie er zu St. Helena auf dem Sterbebette liegt[452]): „Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne."

Der Sühne! Hier hören wir wieder den Verteidiger freiheitlicher Grundsätze, der den achtzehnten Brumaire nicht vergessen konnte. „Der Kaiser büßte," heißt es nämlich weiter, „für den schlimmsten seiner Irrtümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen." Und hier glaube ich auch wieder den Mann zu hören, der mit Börne verkehrte und sich, mochten beider Wege später gar weit auseinandergehen, damals doch noch von dem Stammes- und Schicksalsgenossen beeinflussen ließ, dem nicht die Logik der Tatsachen, sondern die der Doktrin als Vorschrift diente. „Napoleon", hatte einst Börne geschrieben, „war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde, und seine Macht ging unter"[453]).

Eine Sühne für die gleiche Untat sieht unser Dichter auch in dem Umstande, daß die Feinde, wie er meint, die Verbündeten, das eherne Standbild des Kriegsfürsten 1814 von der Vendômesäule herabgestürzt hatten. Heine, der diese Roheit irrtümlich den Deutschen zuschreibt, unterläßt nicht, seinen Landsleuten über die schmähliche Mißhandlung eines Heldenbildes gründlich den Text zu lesen, beeilt sich dann aber hinzuzusetzen: „Jeder hat seine Sendung auf dieser Erde, unbewußt erfüllt er sie und hinterläßt ein Symbol dieser Erfüllung. So sollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieser Sendung, wollte er durch

den Sieg sich selbst verherrlichen, und egoistisch erhaben stellte er sein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zusammengegossenen Kanonen der Vendômesäule. Da hatten die Deutschen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der usurpierten Höhe, von der Höhe der Vendômesäule" [454]).

Nichts ist bezeichnender als die Kühle, mit der unser Autor hier von der Vendômesäule spricht, die den Bonapartisten als das heiligste Symbol ihres Glaubens galt, dem sie, wie der Schalk an einer Stelle über die Choleraepidemie von 1832 einflicht, sogar eine geheime Gewalt über diesen tückischsten aller Feinde beigemessen haben sollen [455]). Seine Kühle, die Stimmungen in der späteren „Lutetia" sehr nahe kommt, ist um so auffallender zu einer Zeit, wo alle Welt den Helden wieder auf seiner Ruhmessäule sehen wollte und die Justemilieuregierung, als sie dem allgemeinen Verlangen nachgab, mit Lobsprüchen überschüttet wurde. Neben Victor Hugo, der damals seine zweite Ode „An die Säule" dichtete, war auch Barthélemy für den Herzenswunsch des französischen Volkes eingetreten:

Und wenn der fünfte Mai erwacht im Morgengrauen,
Sei auf dem Kapitäl aufs neu sein Bild zu schauen,
Und weil an diesem Ort des Kaisers Pantheon,
So nennt ihn fürder nur den „Platz Napoleon" [456]).

Und nach Herstellung des Denkmals sang in Deutschland Wessenberg:

„Er ist's", ruft der Soldat, und in der Brust
Schlägt stolz sein Herz, ja, unser ist er wieder;
So sahn wir ihn, wann seiner Kraft bewußt,
Er still und ernst aufs Schlachtfeld blickte nieder.

„Er ist's", ruft auch der Bürger freudig aus,
Der nie hat seines Kaisers Kranz entblättert;
Die Schwindler nur erfüllt mit Schreck und Graus
Sein Anblick, der sie einst in Staub zerschmettert [457]).

Anders Heine. Gewiß, auch er verlangt die Wiederaufrichtung der Statue, aber nur so nebenher und anscheinend ohne Begeisterung. Zudem hat er die Forderung in einer eigentümlichen Weise begründet, die für den Helden, der eine Genugtuung empfangen soll, nicht so sehr schmeichelhaft ist: „Auf diese eiserne Säule stellt den Napoleon, den eisernen Mann, hier wie im Leben fußend auf seinen Kanonenruhm und schauerlich isoliert emporragend in den Wolken, so daß jedem ehrgeizigen Soldaten, wenn er ihn dort oben, den Unerreich-

baren, erblickt, das gedemütigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmsucht und solchermaßen diese kolossale Metallsäule als ein Gewitterableiter des Heldentums den friedlichsten Nutzen stifte in Europa“[458]).

Warum hat er nicht jubelnden Herzens in den Chorus eingestimmt, der die Herstellung des Standbildes als eine Ehrung des Helden und doch wahrlich nicht als ein Mene Tekel verlangte? Die Antwort wird man sich wieder bei Ludwig Börne holen dürfen. Die Berührung mit diesem scheint hier offen auf der Hand zu liegen.

Wenn der spätere Bericht des Heineschen Buches über den Frankfurter Schriftsteller nicht trügt, so hat sich auch dieser über die Schändung der Vendômesäule ebenso mißbilligend ausgesprochen wie Heine selber, aber zugleich mit einer Pointe, die der Stelle in den „Französischen Zuständen“ inhaltlich nahekommt, nur an Schärfe sie noch überbietet: „Ihr konntet dort seine Statue getrost stehen lassen; ihr brauchtet nur ein Plakat mit der Inschrift ‚18. Brumaire‘ daran zu befestigen, und die Vendômesäule wäre seine verdiente Schandsäule geworden!“[459]) Beide Schriftsteller betrachten also den brutalen Faustgriff von 1814 als eine „Sühne“ für den Muttermord, den einst General Bonaparte an der Revolution begangen haben sollte. Auch dem traurigen Ende des jungen Reichstadt maß Heine den Charakter einer solchen bei, und wieder ist die Form, in der er sich hierüber ausspricht, für ihn und sein Verhältnis zu Börne äußerst charakteristisch: „Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.“ Also Heine[460]). Fast in derselben Weise hatte sich anderthalb Jahre früher der Verfasser der „Briefe aus Paris“ vernehmen lassen: „Gibt es etwas Herzempörenderes als diese Hochzeit zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit?“[461]) Auch an anderen Stellen ihrer Werke haben sich beide Schriftsteller, gleich Lord Byron, in mißbilligendem Tone über die österreichische Heirat, die äußere Sanktion des Bruches zwischen dem Revolutionsgeneral und dem von ihm ausdrücklich anerkannten Prinzip der Volkssouveränität, ausgesprochen[462]).

Heine vor allem an einer interessanten Stelle in den mit den „Französischen Zuständen“ fast gleichzeitig geschriebenen Berichten über die Pariser Gemäldeausstellung von 1831, wo er die seit der

Konsulatszeit so oft gezogene Parallele zwischen Napoleon und Cromwell abweist und von letzterem sagt: „Cromwell . . sank nie so tief, daß er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Vetterschaft der Cäsaren erbuhlte[463].“ Er bezeichnet das mit Anspielung auf die Salbung der alten Könige als einen „Ölfleck“ und behauptet, daß Bonaparte, der „ein Washington von Europa werden konnte und nur dessen Napoleon ward“[464]), in seinem kaiserlichen Purpurmantel nie wohl geworden sei: „Ihn verfolgte die Freiheit wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihn vom Lager.“

Derartige Äußerungen beweisen nun zwar, daß Heine eine hinlängliche Reife und genügende Klarheit des politischen Denkens erworben hatte, um einzusehen, daß er seinem Helden nicht durch dick und dünn werde folgen können. Das hätten Weitzel, Platen, Gutzkow, hätte selbst Börne schreiben können, der von Napoleon sagte, daß er „die Freiheit um ihre schönsten Jahre gebracht habe.“ Aber wenn diese und manche andere Liberale nach solcher Erkenntnis auch Neigung und Abneigung gegen den großen Imperator regelten, so vermochte Heine nicht so nüchtern folgerichtig zu verfahren. Hierin liegt der große Unterschied seines Fühlens gegenüber dem Empfinden jener. Die Napoleonbewunderung des alten Goethe stimmte mit den übrigen politischen und philosophischen Ansichten dieses festgefugten Geistes; bei Heine ist das eben anders. Er liebte seinen Kaiser, der närrische Poet, dieser „Kunz von der Rosen“ unter den deutschen Dichtern, aber mit der Liebe, wie man ein Kind, einen Freund oder ein Mädchen lieben kann, mag man über ihr Treiben auch manchmal den Kopf schütteln. Daß bei den fortwährenden Erwähnungen des großen Mannes und den pointenreichen Beziehungen, zu denen sie Veranlassung gaben, auch die persönliche Eitelkeit des Dichters mit im Spiele war, wie diesem Treitschke vorwarf[465]), braucht man nicht ganz zu leugnen, ohne darum an der Echtheit des Gefühls selber zu zweifeln, das bisweilen wie Schaumwein flüchtig aufprickelt, ein andermal mit vulkanischer Kraft emporschießt, alle Schichten des politischen Räsonnements verwerfend, alles über den Haufen schleudernd, was die strenge Logik der Doktrin dagegen vorbringen mag.

Soeben hat er den Lafayette mit seiner braunen Perücke gelobt, der sich „eine bessere Säule als die des Vendômeplatzes und ein besseres Standbild als von Metall oder Marmor“ gegründet habe.

Er ist auch der reinste Charakter der französischen Revolution, sehr schön, aber — in des andern Namen schlafen tausend Kanonen, „und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal diese Kanonen erwachen" — und dann ade Justemilieu, Ludwig Philipp und Lafayette mit der braunen Perücke! Der Politiker Heine mag den Sturz des ehrbaren Bürgerkönigtums vielleicht gar nicht einmal gern sehen, der Dichter wird ihm keine Träne nachweinen. Und das Unglück wäre vielleicht schon geschehen, hätten nur die dummen Republikaner bei der Lamarqueschen Revolte statt Vive la République! „Es lebe der Kaiser!" gerufen. Dann würde „die Linie schwerlich auf sie geschossen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen"[466]). Denn Napoleon ist das „Zauberwort" für die Franzosen, und auch nach wie vor für unsern Dichter.

Dieser konnte ihm kein höheres Lob erteilen, als daß er ihn einen „Saint-Simonistischen Kaiser" nennt, der ganz nach den Prinzipien dieser Schule „nur die Herrschaft der Kapazitäten befördert und die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen erzielt habe"[467]). Ich bin nicht mit Heines Freund und Kritiker Saint-René Taillandier[468]) der Ansicht, daß es sich hier um einen Scherz handelt, halte vielmehr diese Bemerkung für völlig ernst gemeint. Heine schätzte die Saint-Simonisten hoch und hat deren Führer Enfantin sogar eines seiner Bücher gewidmet. Auch stimmt die Äußerung mit dem (künstlerischen) Aristokratismus unseres Dichters wieder völlig überein. Zugleich mit dem Gefühl der Zurücksetzung, das er als Jude empfand. Ich erinnere noch einmal an das schöne Wort des Konsul-Imperators, welches jedem Talente ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung die Bahn für offen erklärte. Wer so glücklich war, niemals durch Standesvorurteile, Koteriewesen und heimatlichen „Klüngel" um die besten Früchte seines Strebens gebracht zu werden, wird ja vielleicht unsern Dichter hier nicht ganz begreifen.

Auch der Haß gegen Preußen spielt wieder in die „Französischen Zustände" hinein und macht Heine so ungerecht, in der — etwas später geschriebenen — Vorrede zu dem Buche von dem „preußischen Esel" zu sprechen, der „dem sterbenden Löwen die letzten Fußtritte gegeben habe"[469]). Gewiß ist damit weniger ein Kompliment für den „Löwen" als ein Hieb gegen den „Esel" beabsichtigt; aber man darf nicht vergessen, daß der Dichter durch die Verbote seiner Schriften gereizt und zudem über die famosen Bundestagsbeschlüsse von 1832 entrüstet war, die den Lärmscenen des Hambacher Festes auf dem

Fuße folgten und die Freiheit in Deutschland auf den Gefrierpunkt setzten. Preußen aber hatte Metternich zu Gefallen das Odium auf sich geladen, die Vorlage zu diesen drakonischen Maßregeln am Bundestage einzureichen, wie es schon 1819 bei den Karlsbader Beschlüssen und der Einsetzung der Mainzer Centraluntersuchungskommission den Büttel Österreichs gespielt hatte.

So stand Heine in den ersten Jahren seines Pariser Aufenthalts, deren Spiegelbild die „Französischen Zustände" sind, dem Andenken Napoleons mit gemischten Gefühlen gegenüber, vielmehr, wenn das Bild nicht mißbraucht werden soll, mit disparaten Gefühlen, die der chemischen Affinität entbehren. Für die Stärke der zu Tage tretenden Schwankungen können noch zwei Belegstellen aus den Berichten über den Pariser Salon von 1831 sprechen. Unser Heine bringt es hier fertig, an der ersten Napoleon als den „großen Repräsentanten der Demokratie" zu rühmen, um in dem allerdings zwei Jahre später verfaßten Nachtrag den Fürsten Vorwürfe zu machen wegen der Torheit, „den Mann zu töten, der am gewaltigsten die Republikaner zu bändigen vermochte!"[470])

Diese an sich merkwürdigen Stellen gewinnen noch ein erhöhtes Interesse, wenn man sie mit früheren und späteren vergleicht. Einst hatte derselbe Mund — in der „Nordsee" — Napoleon gelobt, weil er „nie ganz revolutionär und nie ganz konterrevolutionär" gehandelt habe, und er hatte dieses Verfahren, das ihm „einfach", „groß" und „ruhig milde" erschien, aus seinem genialen Erfassen des Zeitgeistes und dieses wieder aus der synthetischen künstlerischen Natur des angebeteten Mannes abgeleitet[471]). Jetzt, in den Jahren von 1830—32, fällt die Ansicht des Dichters gewissermaßen auseinander, da er mit sich selber über seinen Helden uneins geworden ist. Es wird eine Zeit kommen, wo Heine das Handeln des Kaisers wieder mehr von einem einheitlichen Gesichtspunkte betrachtet; aber dieser wird von dem früher angenommenen weit entfernt sein: an einer Stelle der „Lutetia" erscheint ihm Napoleons politische Tätigkeit, dessen großartiger Versuch, „die Menschen und die Interessen des alten Regimes mit den neuen Menschen und neuen Interessen der Revolution zu versöhnen", als eine bloße „Transaktion", ein äußerliches Vermitteln von Personen und Vorteilen, das fruchtlos bleibt und sogar des Kaisers späteren Sturz herbeiführt[472]). Erst am Ende seines Lebens wird der Dichter, in den Geständnissen und im „Waterloofragment", auf den Standpunkt der „Nordsee" und des „Le Grand" voll und ganz zurückkehren.

Es war nicht jedermanns Sache, diese verschiedenartigen Gedankensplitter, die dem lesenden Publikum von einem Poeten in einem politischen Potpourri vorgesetzt wurden, als Einheit zu denken. Wer Heine in seiner Eigenart objektiv zu würdigen sucht, wird auch anderseits mit den Kritikern der „Französischen Zustände" nicht allzu scharf ins Gericht gehen dürfen. Da ist zunächst Börne. In dem bekannten Brief, in dem er Heines Buch rezensiert[473]), wird zwar Napoleons Name überhaupt nicht erwähnt, wie denn auch sonst in den Besprechungen der späteren Werke des Dichters diese Seite seiner Schriftstellerei von den Beurteilern mehr und mehr vernachlässigt wird, was mich meinerseits der Verpflichtung überhebt, auf jene Kritiken weiter einzugehen. Hier liegt die Sache aber etwas anders. Denn wenn auch Börne, wie gesagt, Napoleons Namen nicht ausdrücklich nennt, so hat doch gewiß die verschiedenfarbige Darstellung dieses Helden in dem Heineschen Buche mit dazu beigetragen, sein Urteil über Werk und Verfasser, denen er Unbeständigkeit in ihren Ansichten zum Vorwurf machte, zu bestimmen. Deutlicher hat sich über die für uns in Betracht kommende Sache Gustav Pfizer ausgesprochen, der in dem erwähnten Aufsatz in der „Deutschen Vierteljahrsschrift"[474]) die Behandlung Napoleons in den „Französischen Zuständen" mit den Jubelhymnen vergleicht, die der Dichter des „Le Grand" gesungen, und dann fortfährt: „Eine Probe von Heines Beständigkeit ist, daß er in einer spätern Schrift (eben unserem Buche) ganz unbefangen gesteht, 'die Franzosen mittleren Alters seien großenteils verdorben durch die Kaiserzeit, 'die alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertötete.'" Eine solche Stelle findet sich allerdings in den „Zuständen"[475]). Wenn aber Pfizer hinzusetzt, daß Heine mit dem Eintreten der Revolution „seinen Helden habe mehr und mehr fallen lassen", so mochte das dem guten Schwaben wirklich so scheinen, dessen langsamer arbeitendes Gehirn dem Zickzack Heinescher Gedankensprünge ohnehin nur mühsam folgte. Aber die Sache selbst war damit keineswegs getroffen.

Ungleich richtiger haben zwei Pariser Kritiker unseren Dichter verstanden, Saint-René Taillandier und ein Ungenannter, der schon weit früher als jener in einem Artikel der Europe littéraire[476]) die „Französischen Zustände" beurteilt. Dieser letztere findet im Gegensatz zu Pfizer, daß Heine auch jetzt noch die „magische Kraft des Namens Napoleon eher überschätzt habe". (Peut-être .... a-t-il exagéré la force magique du mot Napoléon.) Auch Taillandier, obwohl er zugibt, daß man in dem glänzenden Durcheinander seiner

Urteile (la brillante mêlée de ses appréciations) nicht genau sagen könne, „was er eigentlich liebe und was nicht", hat im Grunde doch die Stellung, die Napoleon quand même auch in diesem Werke des Dichters noch einnimmt, als eine höchst bedeutende, selbst dominierende empfunden: „Heines großes Idol, der Kaiser, steht in der Mitte des Bildes, in medio mihi Caesar erit ...." [477]).

Eine mehr gelegentliche Erwähnung Napoleons und der napoleonischen Herrschaft zeigen die beiden Werke, in denen es Heine versucht hat, den Franzosen einen Einblick in das geheimnisvolle Wesen und Weben des deutschen Geistes zu verschaffen, die „Romantische Schule" und der Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland". Auf den ersten Blick sollte man vielleicht meinen, daß sie, wenigstens das letztere, überhaupt wohl kaum etwas mit dem Cäsar zu schaffen haben könnten, der ein paar Jahre lang auf dem Throne eines benachbarten Landes saß. Bei der „Romantischen Schule" lag es schon näher; ja, die Rolle, welche die Romantiker im Kampfe gegen Napoleon gespielt haben, mochte zu einer Besprechung des Verhältnisses zwischen beiden herausfordern.

Heine hat sein Buch als eine Fortsetzung des Staëlschen Werks De l'Allemagne angekündigt. Das gibt ihm sogleich Gelegenheit zu einer Plänkelei gegen die berühmte Genferin, die das „ganze Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten" verbraucht habe, um den deutschen Idealismus gegen die „materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode" auszuspielen [478]). Das Wort von dem Materialismus des imperialen Frankreich hat Heine öfter wiederholt, in den „Florentinischen Nächten", in der„ Lutetia", noch in den „Geständnissen" [479]), an dieser letztgenannten Stelle wieder im Zusammenhang mit der Staël und ihrem Buche. Der Ausdruck „Materialismus" ist, wie wir wissen, in seinem Munde kein Tadel, wenigstens kein Tadel schlechthin. Hat doch Heine gerade in dem Buche über die deutsche Philosophie bei seiner Einteilung der Denker in entsagungsfreudige, jenseitslüsterne Spiritualisten (Idealisten) und lebensfrohe Sensualisten (Materialisten) sich selbst unter die letzteren gestellt. Das entsprach dem schönheitstrunkenen Geiste des Dichters, freilich auch seiner stark sinnlichen Richtung. Aus dem Volke der Schönheit, aus dem Blute der Cäsaren und der großen Renaissancemenschen, der Medicäer, der Visconti, der Borgia, war nun aber auch Napoleon entsprossen, „der große Klassiker, der so klassisch wie Alexander und Cäsar" [480]).

Das hat Heine ebenso gut gewußt wie Hippolyte Taine. Und

mit dieser Blutsverwandtschaft mochte nun auch anderseits des Imperators Vorliebe für die Tragödien des augusteischen Zeitalters der Franzosen, für Corneille und Racine, zusammenhängen. Zumal der letztere, meint unser Dichter, sei die Amme gewesen, die den Soldaten des großen Heeres und dessen Führern die Gefühle des Heroismus eingeflößt habe. In Wahrheit hat wohl eher Corneille dieses Amt verwaltet, doch ist das hier von minderer Bedeutung. „Die französischen Helden," sagt Heine, „die bei den Pyramiden, bei Marengo, bei Austerlitz, bei Moskau und bei Waterloo begraben liegen, sie hatten alle einst Racines Verse gehört, und ihr Kaiser hatte sie gehört aus dem Munde Talmas. Wer weiß, wieviel Zentner Ruhm von der Vendômesäule eigentlich dem Racine gebührt"[481]).

Diese Herrlichkeit der Kaiserperiode ist durch die Befreiungskriege zerstört worden, und die Romantiker haben dazu mitgeholfen. „Die Herren August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die kleinen Romantiker, die ebenso romantisch wie das Däumchen und der gestiefelte Kater, erhoben sich als Sieger"[482]). Der Spott hat neben den mehr politischen auch rein literarische Gründe, und es soll hier keineswegs behauptet werden, daß Heine die Schlegel nur deshalb gehaßt habe, weil diese Napoleon bekämpft und Proklamationen gegen ihn geschrieben hatten. Anderseits hängt ja freilich seine Absage an die romantische Schule zweifellos mit den bis zu närrischer Deutschtümelei übertriebenen patriotischen Bestrebungen derselben zusammen. Da zeigt sich wieder im Hintergrunde die Gestalt Cäsars. So ist es denn auch kein Zufall, daß der beißende Hohn, mit dem Heine die grenzenlose Eitelkeit August Wilhelm Schlegels, seines früheren Lehrers und Gönners, verfolgt, zu Bildern und Gleichnissen greift, die gerade Napoleons Leben und Persönlichkeit entlehnt sind oder an diese anknüpfen. „A. W. Schlegel war mit Ausnahme des Napoleon der erste große Mann, den ich damals gesehen", sagt er einmal bissig[483]), und an einer anderen Stelle vergleicht er Schlegels Abneigung gegen Molière mit der des Kaisers gegen den Tacitus[484]). Der ironische Vergleich gipfelt in dem Gedanken, daß die beiden „großen" Männer — der Kaiser und der Romantiker — einer schlechten Behandlung von seiten der beiden Schriftsteller gewiß gewesen, wenn ihr Dasein mit dem Leben jener zusammengefallen wäre. Auf das Molière-Schlegel-Verhältnis angewendet, kann das nur heißen, daß der unsterbliche Komiker aus dem feinen Sonettendichter, Verskünstler und Literaturkenner einen Vadius oder Trissotin gemacht haben würde. Eine noch empfindlichere Züchtigung aber erfährt Schlegels Eitelkeit

durch den Vorwurf, daß er den Franzosen die Poesie abgesprochen habe — „zu einer Zeit, als Napoleon jeden Tag ein gutes Epos improvisierte, als Paris wimmelte von Helden, Königen und Göttern". Herr Schlegel habe von alledem nichts bemerkt, da er sich nur selber beständig im Spiegel geschaut, und da sei es „wohl erklärlich, daß er in Frankreich gar keine Poesie sah"[485]).

Die Propagandisten der Tat unter den Romantikern, das waren nun aber die Sänger der Befreiungskriege. Es leuchtet ein, daß der auch sonst in seinen Werken so oft hervortretende Gegensatz zwischen ihnen und Heine sich gerade in dieser Besprechung scharf abzeichnen mußte.

Schon aus früher Gesagtem ergibt sich, daß die Sänger und Rhetoren der Kriegsjahre, die Jahn, Arndt, Maßmann und wie sie heißen mögen, sich bei den Liberalen der jüngeren Jahrgänge keines besonders hohen Ansehens erfreuten. Bestenfalls hielt man sie mit ihren ultrateutonischen Schwärmereien für Narren, die sich selber ins Exil oder auf die Festung gebracht hätten, ohne der Sache der wahren Freiheit genützt zu haben. Ihr Mißtrauen und Haß gegen Frankreich, der während der längere Zeit hindurch drohenden Kriegsgefahr von 1831 in Arndts Schrift über die Niederlande von neuem zu Worte kam, dann im Stuttgarter Literaturblatt sich breit machte und aus Börnes Lager die Gegenkundgebung „Menzel, der Franzosenfresser," hervorrief, schloß vollends die Möglichkeit eines gegenseitigen Verstehens aus. Denn die liberalen Gegner, besonders die west- und süddeutschen, stellten ja nicht allein in dem Kosmopolitismus ihrer alle Völker umspannenden Freiheitsgedanken den Satz auf, daß es keine Nationen, sondern nur noch Parteien gäbe, sie verehrten auch neuerdings wieder, wie Anno 1789—1792, gerade in den Franzosen die Träger, Verbreiter und rüstigen Vorkämpfer des politischen und geistigen Fortschritts.

Zu allen diesen Gründen einer feindseligen Behandlung der Befreiungskriegsdichter aber trat für Heine — und das gibt seinen Darstellungen erst die eigentümliche Farbe — wiederum die persönliche Vorliebe für Napoleon. Wie es ihm und Byron schier unfaßlich war, daß ein Wellington, ein Blücher den Kaiser bei Mont-Saint-Jean geschlagen, so war Heine der Gedanke unerträglich, daß ein Arndt und Jahn durch ihre kräftigen Lieder und ihre urwüchsige Prosa, ein Görres durch die zündenden Artikel seines rheinischen Götterboten die Stellung des gewaltigen Imperators in Deutschland untergraben haben sollten. Daher sein Bestreben, diese Männer, unter

denen doch auf jeden Fall recht achtbare Größen waren, zu Pygmäen, zu Liliputanern herabzudrücken, die lediglich durch ihre Menge den Riesen zu Fall gebracht, oder gar zu Eseln, welche dem sterbenden Löwen einen letzten Fußtritt versetzt hätten. Ja, daß er überhaupt durch die von diesen Tyrtäen begeisterten deutschen Krieger gefallen, will die Parteilichkeit unseres Dichters nicht zugeben, lieber durch den russischen Winter, lieber selbst durch die Hände der Baschkiren, nur nicht durch diese Deutschen. „Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte des Napoleon zerstört hatten, erhielten wir Deutsche den allerhöchsten Befehl, uns vom fremden Joche zu befreien, und wir loderten auf in männlichem Zorn ob der allzulang ertragenen Knechtschaft, und wir begeisterten uns durch die guten Melodien und schlechten Verse der Körnerschen Lieder, und wir erkämpften die Freiheit; denn wir tun alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird“ [486]).

Man mag es bedauern, daß Deutschlands großer Lyriker der ehrlichen Begeisterung der Männer von 1813 eine Bedientengesinnung unterschob. Aber dann soll man doch auch nie vergessen, daß Leute vom Schlage eines Schmalz und von der Marwitz diese Parole zuerst ausgegeben hatten.

Am meisten berechtigt ist wohl der Widerwille des Poeten gegen das „idealische Flegeltum“ des in den Kreisen unserer Turner und Alldeutschen denn doch überschätzten Friedrich Ludwig Jahn, einer groben, bäurischen Natur von zweifelhaften Anlagen und einer noch zweifelhafteren Bildung, gegen dessen Charakter und exzentrisches Treiben schon damals und später gewichtige Stimmen laut geworden sind. Heine haßte ihn und mußte den Mann hassen, der in allem sein Antipode war. Freilich waren das Arndt und Görres kaum minder, trotzdem hat Heine nie von ihnen mit solcher Verachtung gesprochen wie von Jahn. Selbst von Maßmann nicht, den er immer noch mehr als komische Person behandelt. Aber Jahn ist ein „Herbergvater“ [487]), ein „grober Bettler“ [488]), ein andermal wird ihm persönliche Feigheit vorgeworfen [489]), und noch in der „Lutetia“ heißt es: „Der ‚Vater Jahn‘ führte eine Mistgabel, womit er auf den Korsen weit wütender zustach als so ein Chateaubriand mit seinem leichten und funkelnden Galanteriedegen“ [490]).

Ich glaube in der Annahme nicht fehlzugehen, daß der heftige Grimm und die grenzenlose Verachtung, die Heine gegen Jahn empfand und geflissentlich zur Schau trug, in geradem Verhältnisse zu der Art stehen, in der sich dieser über den Kaiser Napoleon

und die Franzosen zu äußern pflegte. Zumal die bekannte Rüpelkomödie auf dem Pariser Triumphbogen, wo Jahn die Besiegten in rohester Weise verhöhnte, auch die auf dem Denkmal stehende Viktoria mit Faustschlägen bearbeitete[491]), mag dem feinfühligen Dichter jenen stark ausgeprägten Widerwillen gegen den ehrlichen, aber täppischen Gesellen eingeflößt haben, dessen rechthaberisches Wesen, Renommisterei und maßlose Grobheiten auch Eiselen und Immermann und später Gustav Freytag und selbst Treitschke verurteilt haben.

Neben der wichtigen Stelle über die Befreiungskriege, um die ich hier einiges Verwandte gruppierte, ist in den beiden Werken, die von der Geschichte des deutschen Geisteslebens handeln, für unsere Zwecke noch manches andere von Bedeutung. Das Interesse für den gewaltigen Mann, der dem Dichter beim Schreiben beständig über die Schulter sieht, zeigt sich in den immer wiederkehrenden Vergleichen, die Heine zwischen ihm und andern Objekten der inneren und äußeren Wahrnehmung anstellt. Schon an früheren Stellen dieses Buches habe ich von der Sitte gesprochen, Person und Leben des berühmtesten Mannes der Zeit durch malerische Vergleiche und metaphorische Wendungen zu illustrieren. Wir sahen, daß sie schon am Morgen der Konsulatszeit, ja, schon in den Tagen der italischen Kampagne weit verbreitet war. Heine hat das Wesen also schon übernommen, aber, der Originalität seines Genius entsprechend, eigenartig weitergebildet. Ich werde mich über das Typische seiner Manier noch im Schlußkapitel etwas weiter verbreiten und möchte nur das hierher Gehörige kurz zusammenstellen.

In der Epoche der ungeteilten Begeisterung ist Napoleon der Imperator, der Imperator mit sämtlichen Requisiten, die zur Theatergarderobe eines solchen im Corneilleschen Heldendrama gehören. Er ist — wir wissen es schon — der Kaiser, der große Kaiser, der Kaiser. Mehr noch. Er ist auch ein Gott und mit allen Attributen der Götter und der Gottheit ausgestattet; so besitzt er z. B. die unbeweglichen Augen der indischen Götter, an deren Fehlen im Mahabharata die Königin Damajanti ihren Geliebten, den unter ihnen sitzenden Nala erkennt[492]). Noch nicht genug. Er ist ein ganz anderer Gott als jene verbrauchten Heidengötter, an die niemand mehr glaubt und die Dichtern und Malern, Architekten und Gartenkünstlern seit Jahrhunderten zu Dekorationszwecken haben dienen müssen. Wir hörten, daß sich Heine nicht scheute, den frommen Christen Ärgernis zu geben, indem er seinen Kaiser mit dem eingeborenen Sohn des einen Gottes zu vergleichen wagte.

In der folgenden Zeit, bis über die „Lutetia“ hinaus, wird nun aber dieser „Gott“ wieder mehr vermenschlicht, ja, insofern profaniert, als er zu allen möglichen und unmöglichen Vergleichen scherzhafter wie ernsthafter Natur herhalten muß. Mit wem wird Napoleon da nicht alles zusammengestellt! Mit Wellington[493]), mit Canning[494]), mit Lafayette[495]), mit Ludwig Philipp[496]), mit noch so und soviel großen und kleinen Menschen und einmal sogar — mit der Cholera[497])!

Gerade die „Romantische Schule“ und der Aufsatz „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ sind eine Fundgrube der originellsten und überraschendsten Vergleiche.

Daß August Wilhelm v. Schlegel in allerlei komischen Posituren auftreten muß, um in seiner winzigen Kleinheit durch die Zusammenstellung mit dem Riesen Napoleon förmlich zermalmt zu werden, konnten wir beobachten. Ähnlich wird der französische Eklektiker Cousin, gleichfalls einer von Heines unglücklichen Lieblingen, auf die grausamste Art in dem Satze verhöhnt: „Wie man dem großen Victor Cousin schon jetzt nachsagt, daß er fremde Talente zu exploitieren und ihre Arbeiten als die seinigen zu publizieren gewußt: so wird man einst auch von dem armen Napoleon behaupten, daß nicht er selber, sondern Gott weiß wer? vielleicht gar Herr Sébastiani, die Schlachten von Marengo, Austerlitz und Jena gewonnen habe“[498]).

Neben solchen ausgeführten Vergleichen zeigt sich, etwa seit dem Jahre 1830, bei Heine der Brauch, den Namen Napoleon metaphorisch zu verwenden, ein Brauch, der überhaupt um jene Zeit in der Literatur immer mehr um sich greift. Napoleon ist schlechthin der Held, sein Name par excellence der Ausdruck des Großen, und Heine empfindet es als einen Widersinn, eine contradictio in adiecto, wenn der Herzog von Reichstadt oder Herr Thiers ein „kleiner Napoleon“ genannt wird. Diese Stellen finden sich, die erste in den „Französischen Zuständen“[499]), die andere in der „Lutetia“[500]). Der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ aber gehört der originelle Vergleich zwischen Napoleon und Fichte an[501]). Wer anders als Heine wäre auf den anscheinend so paradoxen Gedanken verfallen, den Begründer des subjektiven Idealismus und Verfasser der „Wissenschaftslehre“ mit dem Beherrscher der realen Kräfte, der Länder, Städte, Schatzkammern, Geschütz- und Heeresmassen, zusammenzustellen, jene beiden Todfeinde nach ihrer Person und ihrem Denken? Und doch ist ein tertium comparationis vorhanden, das „große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und Tat eins sind“, der „kolossale Wille“, durch dessen Schrankenlosigkeit freilich die aufgeführten Ge-

bäude ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie entstanden sind. Heine hat dieses sonderbare und gleichwohl treffende Gleichnis zuerst in der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" aufgestellt[502]), dann, wie gesagt, noch einmal, bei Besprechung der idealistischen Philosophie der Deutschen in jenem späteren Werke. Wiewohl er selbst das Gegenteil versichert, war es ihm im Grunde mit diesem Vergleiche völlig ernst. Hierfür spricht in der „Einleitung zu Kahldorf" die Gruppe ähnlicher und mit jenem in Beziehung und Zusammenhang stehender Gleichnisse. Da wird Kant, der durch seine Erfahrungsphilosophie die Nebel der Metaphysik verscheucht, mit dem kopfabschlagenden Robespierre, Schellings Naturphilosophie, „die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguiert", mit der Restauration verglichen, Hegel ist der Orleans der Philosophie, und ganz folgerichtig wird in diesem Zusammenhang von alten Kantischen Jakobinern, Schellingschen Pairs und Fichteschen Bonapartisten gesprochen.

In den beiden literarhistorischen Essays über die romantische Schule und die Geschichte der deutschen Philosophie handelt es sich, wo er erwähnt wird, um den wirklichen, den historischen Napoleon, dessen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Geisteslebens wenigstens gestreift und dessen Gestalt, wie wir sahen, sogar benutzt wird, um durch gemeinverständliche Gleichnisse Bewegungen in den höheren und tieferen Regionen des deutschen Denkens den Franzosen faßlicher zu machen. Dagegen ist es mehr der poetische Napoleon, mit dem sich Heine in den Briefen „Über die französische Bühne" beschäftigt. Schon in den einleitenden Worten dieses Kapitels war von der dramatischen Verwendung der Cäsarenfigur in der Julizeit die Rede und auch davon, daß sie fast ausschließlich auf das niedere Niveau der Volksstücke, Vaudevilles nnd Melodramen beschränkt blieb. Immerhin mußten diese auch auf höhere Bildungsschichten einen gewissen Eindruck machen, und da ist es denn eine merkwürdige Erscheinung, daß Heine jene populären Stücke so wenig beachtete, während ein Gegner Napoleons wie Börne deren eine ganze Reihe gesehen und es für der Mühe wert gehalten hat, in seinen Briefen umständlich darüber Bericht zu erstatten[503]).

Heine ist dagegen äußerst sparsam in seinen Mitteilungen über dieses Bühnentreiben; ja, er hat eigentlich nur einmal, und verhältnismäßig spät, in jenem 1837 auf einem Dorfe bei Paris geschriebenen Aufsatze, darüber gesprochen. Hier erzählt er, daß sein Nachbar, ein alter Invalide von der Kaiserarmee, mit Namen Ricou, nach Paris

gewandert ist, um in dem Zirkus von Franconi einer Aufführung der „Schlacht bei Austerlitz" beizuwohnen. Welches Stück damit gemeint war, läßt sich, da es mehrere des Namens gibt, nicht leicht feststellen; auch dürften Nachforschungen über diese Sache schwerlich der Mühe verlohnen. Auf jeden Fall gehörte es zu der literarischen Fabrikware, die damals mit ihren „spottschlechten" Versen die Menge begeisterte.

Es wird nun wohl keiner Erörterung bedürfen, warum ein Heine solchen Spektakelstücken, in denen möglichst viele Kanonen und Pulverwagen auftraten und der Held, „das Wünschelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken", am Wachtfeuer erscheint, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte. Daß der Erfolg dieser Eintagswesen einzig und allein in der von Hause mitgebrachten Stimmung der Zuschauer wurzelte, darüber bestand bei dem Verfasser der „Grenadiere" natürlich kein Zweifel: „Da gibt es Kouplets, worin Stichworte sind, die wie betäubende Kolbenschläge auf das Gehirn eines Franzosen, andere, die wie Zwiebeln auf seine Tränendrüsen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . . oder wenn gar der Mann selber, l'homme, zum Vorschein kommt, am Ende des Stücks, als Deus ex machina!" [504])

Der Dichter verlangte anderes: „Es ist die Göttin der Tragödie, welche diese hohe Gestalt als rechtmäßiges Eigentum in Anspruch nimmt. Ist es doch, als habe jene Fortuna, die sein Leben so sonderbar lenkte, ihn zu einem ganz besonderen Geschenk für ihre Kousine Melpomene bestimmt." Indem Heine hier als beredter Advokat für seinen Helden einen Lohn fordert, den die tragische Muse ihm schuldet, erkennt er es besonders als eine Pflicht der französischen Dichter, „die einzige große Herrschergestalt, den einzigen königlichen Helden, woran das neue Frankreich sein volles Herz weiden kann," zu besingen [505]).

Zur Zeit, als Heine diese Worte schrieb, hatte von namhaften Dramatikern eigentlich erst Grabbe eine nennenswerte Abschlagssumme auf jene Schuld geleistet, die Melpomene dem Helden zu zahlen hatte. Heimlich und verstohlen hatten es ja noch andere Poeten getan, in deren Dramen der Stern des Korsen mehr oder minder klar durch die Wolken schimmerte. Später ist es lebendiger auf dem Kothurn geworden, sogar so lebendig, daß es heute schwer hält, nur

die Namen der Napoleondramen alle beisammenzubringen, zumal sie sich großenteils unter seltsamen Titeln verbergen. In Deutschland hat der dramatische Napoleonkultus, nachdem er früher wie in Frankreich jenen mehr sentimentalen Anstrich gehabt, unter den Jüngstdeutschen eine scharf realistische Kurswendung genommen. Trotz Bleibtreus origineller Versuche steht freilich die große Lösung des Problems eines dramatischen Vollbildes immer noch aus[506]), und auch, was in neuerer Zeit in Frankreich geleistet wurde, ist nicht über Ansätze hierzu hinausgekommen. Heines auf die Heldentragödie hohen Stiles abzielende Forderung ward somit noch nicht erfüllt, aber ihre Formulierung durch den großen Lyriker verliert dadurch nichts an ihrem Werte, und, wenn seine Voraussage noch nicht vollständig eingetroffen ist, so wird sich doch früher oder später das prophetische Wort erfüllen, und der Kaiser wird seinen Corneille, seinen Shakespeare oder seinen Schiller finden.

Die Mittelsperson, deren sich Heine bedient, um die Ansichten über die dramatische Verwertung der Cäsarenfigur zum Ausdruck zu bringen, der Invalide Ricou, führt bequem zu einer anderen Seite seines Napoleonkultus hinüber, dem Verhältnis des Dichters zu den Veteranen der kaiserlichen Heere.

Die ungeheure Anziehungskraft der Persönlichkeit Napoleons wirkte nach dem psychologischen Gesetze der Assoziation ausstrahlend auf alle, die mit ihr in einer, wenn auch noch so entfernten Beziehung gestanden. Nicht allein seine Vertrauten, Mutter, Brüder, Schwestern, Minister, Diplomaten, Generäle, auch Hoffräulein, Kammerdiener und — Troßknechte hatten durch die noch so geringfügige Berührung mit ihm für die Mit- und Nachwelt eine Art von Weihe empfangen. Ganz besonders aber seine alten Soldaten, die zudem durch ihre persönlichen Schicksale bei Freund und Feind einer lebhaften Anteilnahme begegneten[507]) und natürlich auch ihrerseits bestrebt waren, die Wechselbeziehung zwischen diesen und den Taten ihres Kaisers, das Einzige, was ihrem armen Leben Interesse verlieh, durch unermüdliche Erzählungen wach zu halten. So konnte es kommen, daß das napoleonische Veteranentum unter den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts einen besonderen Typus bildet, der auch in der Kunst und Literatur bis in die späteren Jahrzehnte des abgelaufenen Säkulums eine nicht unerhebliche Rolle spielt, die in einem Gesamtbilde darzustellen eine reizvolle und dankbare Aufgabe sein würde[508]).

Natürlich war diese Rolle nach den Zeiten verschieden. In den ersten Jahren nach den Kriegen tritt der napoleonische Soldat besonders als antiköniglicher Parteimann oder als Verfolgter auf, der sich, wie z. B. die auch literarisch bekannt gewordenen Brüder Bacheville, landflüchtig in der Fremde umhertreibt[509]) oder, wie der alte Grenadier bei Börne, aus Verzweiflung über die Polizeischikanen von der Spitze der Vendômesäule auf das Pariser Pflaster stürzt[510]). Nach der Julirevolution ist das anders geworden. Was noch übrig ist von den Trümmern der großen Armee, lebt unbehelligt, aber meist arm in den Städten oder auf dem Lande. Der alte Soldat ist Großvater geworden; frühmorgens sitzt er im Sonnenschein vor seiner Hütte und singt seine napoleonischen Lieder, während das blondgelockte Enkelkind ihm zur Seite mit einem Stückchen Zucker die Rosen füttern will. So der alte Ricou[511]). Doch ist das Idyll nicht immer so freundlich; wir hörten auch von einem armen Greise, der ohne Beine sich durchs Leben schleppen mußte und eines Abends im Dunkel eines Pariser Gäßchens den menschenfreundlichen Dichter um eine kleine Gabe ansprach. Im Namen des Kaisers; denn noch immer ist der Kaiser sein Gott, der Helfer, dem er jede Not klagen kann, wie in Balzacs erschütterndem Romane der unglückliche Oberst Chabert, als er von allen verlassen ist, die Vendômesäule zur Vertrauten seiner abgrundtiefen Verzweiflung machen will[512]). Noch immer hat ein Fünkchen Hoffnung in den Herzen dieser braven Leute gelebt; erst als die Kunde von dem Tode des Kaisersohnes kommt, ist auch dieses erloschen. Wir erinnern uns der Worte des alten Stelzfußes während der Reise unseres Poeten in die Normandie.

Es ist merkwürdig, wie der deutsche Dichter der Vertraute dieser schlichten Leute wird. Denn es dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, daß die Heineschen Schilderungen zumeist aus persönlichen Erlebnissen und Begegnungen hervorgewachsen sind. Sein Verhältnis zu diesen Kindern des Volkes ist mir ein neuer Beweis nicht allein für Heines Napoleonverehrung, sondern auch für das reiche und gute Herz des Dichters, das sich so gern hinter dem Sprühregen aristophanischer Witze versteckte.

Auf der Reise nach der Normandie war es auch, wo er, in Dieppe, vom Fenster seiner Wohnung aus den Liedern eines blinden Invaliden lauschte, der auf der Citadelle die Taten des Kaisers in schwermütigen Weisen am brandenden Meere sang. Es ist nur eine Bleifederskizze, die Heine von der rührenden Gestalt entworfen hat, aber sie ist mit Raffetschem Stifte gezeichnet. Auf dem alten Ge-

mäuer sitzt, vom Mondlicht umflossen, eine dunkle Gestalt, starr und unbeweglich. Ganze Nächte sitzt der Blinde da und singt. „Das Meer schien seinen Gesängen zu lauschen, das Wort Gloire zog immer so feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Bewunderung aufrauschten und dann wieder still weiter zogen ihren nächtlichen Weg ... Wenn sie nach St. Helena kamen, grüßten sie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragischen Felsen oder brandeten dort mit schmerzlichem Unmut“ [513]).

Unter diese wehmütig ernsten Bilder hat nun aber Heine auch prächtig humoristische Scenen gemischt, wobei er gern unvermittelt aus einer Stimmung in die andere überspringt, wie das ja seine Art war. So steht dicht neben der Mondscheinlandschaft von Dieppe, die sich den melancholischsten Seestücken seiner Gedichte anreihen ließe, das ergötzliche Gespräch zwischen dem launigen Poeten und dem biedern Ricou, als dieser von der schon erwähnten Vorstellung bei Franconi auf sein Dorf zurückgekehrt ist [514]). Mit fieberhaftem Interesse ist der Alte der Aufführung gefolgt, über deren Verlauf er mit köstlicher Naivetät Bericht erstattet. Heines Frage nach dem Kaiser bringt den alten Krieger nun auf eine jener hübschen Soldatenanekdoten, die über Napoleon in Menge umliefen und — vielfach in witziger Pointe — die Macht des dämonischen Mannes über die Gemüter der einfachen Menschen und den ungeheuren Respekt, den diese ihm gegenüber empfanden, zum Ausdruck brachten. So auch diese. Vater Ricou hat einst in Savona den gefangenen Papst Pius VII. mit einem entschlossenen au nom de l'Empereur! und dem vorgehaltenen Bajonett in seine Gemächer zurückgetrieben. Als streng katolischer Breton muß er nun befürchten, auch noch im andern Leben für seinen Kriegsherrn ins Feuer — der Hölle — gehen zu müssen. „Und doch“ sagte er, „konnte ich nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen; und auf seinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott selber das Bajonett durch den Leib gerannt.“

Schalk Heine beruhigt den Alten mit der Versicherung, „daß der Kaiser für alle Sünden der großen Armee verantwortlich sei, was ihm aber wenig schaden könne, da kein Teufel in der Hölle sich unterstehen würde, den Napoleon anzutasten.“

> Getraust du dich, ihn anzugreifen,
> So magst du ihn nach der Hölle schleifen,

läßt schon Goethe den Herrgott zum Teufel sagen [515]) und auch der

alte Ricou tröstet sich in der Hoffnung, daß der Fürst der Unterwelt an dem Kanonenfürsten seinen Meister wohl finden werde.

Auf die Gefahr, der Gemeinplätzigkeit und Wiederholung geziehen zu werden, muß ich hier noch einmal daran erinnern, daß der witzige Jude es nicht über sich gewinnen konnte, was ihm der seiner Rasse eigene Spürsinn für das Komische offenbarte, zu verschweigen — und wäre es auf Kosten der heiligsten, auch ihm heiligsten Gefühle gewesen. Ihre komischen Seiten hatten nun aber ganz gewiß jene Biedergreise, mit ihren „verschollenen Uniformen" und „veralteten Manieren", deren Äußeres so seltsam von der leuchtenden Gloire abstach, die noch immer wie ein fernes Abendrot ihre armseligen Gestalten überstrahlte. Diesen Kontrast hat Heine in einem seiner „Zeitgedichte", dem „Tambourmajor" [516]), ergötzlich geschildert, dessen Besprechung ich, in der Zeitfolge etwas vorausgreifend, hier einflechten möchte. Auch in der Wahl dieses Stoffes hat unser Dichter einen recht glücklichen Griff getan. Denn der Tambourmajor, „der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten" [517]), war eine der charakteristischen Gestalten des Soldatenlebens der Empirezeit. Eine Menge spaßhafter Anekdoten liefen über den martialischen Gesellen um, der mit seinem gewaltigen Schnurrbart für manches harmlose Gemüt ein noch echterer Repräsentant der kaiserlichen Herrschaft sein mochte als der petit caporal selbst mit seinem kleinen Körper und seiner scheinlosen Uniform [518]).

Wenn er mit Trommelwirbelschall
Einzog, in Städten und Städtchen,
Da schlug das Herz im Widerhall
Den Weibern und den Mädchen.

Die siegende Gewalt des Kaisers hat dieser Vertreter des Empire geteilt, nur kam sie auf einem andern Gebiete zur Geltung:

Der Kaiser die Herren überwand,
Der Tambourmajor die Damen.

So muß er auch Sturz und Elend seines Gebieters teilen:

Sie ernteten beide den Sündenlohn
Und nahmen ein schlechtes Ende.
Es fiel der Kaiser Napoleon
Den Briten in die Hände.

Wohl auf der Insel St. Helena,
Sie marterten ihn gar schändlich;
Am Magenkrebse starb er da
Nach langen Leiden endlich.

Auch der Tambourmajor ward seiner Stelle entsetzt. Um das nackte Leben zu fristen, ist er Hausknecht in einem Gasthof geworden, muß den Ofen heizen, muß Wasser schleppen und sich von übermütigen Gästen ärgern und plagen lassen, wie sein Kaiser von dem elenden Hudson Lowe. Die etwas frivole Schlußpointe:

Laß ab mit Spöttelei'n, o Fritz!
Es ziemt Germanias Söhnen
Wohl nimmermehr, mit schlechtem Witz
Gefallene Größe zu höhnen.

Du solltest mit Pietät, mich deucht,
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite,

diese Pointe, durch welche der Dichter in einer uns schon vom „Le Grand" her bekannten Manier[519]) gewissermaßen einen Akt poetischer Gerechtigkeit an einem der herzlosen Nörgler des armen Soldaten vollzieht, ist erst später angehängt worden. Ursprünglich lautete der Schluß harmloser.

Ein Umstand von Bedeutung. In dieser ursprünglichen Fassung nämlich zeigt das Gedicht eine unverkennbare Verwandtschaft mit Victor Hugos A un soldat devenu valet[520]), dem Porträt eines Kameraden des Tambourmajors, der später als Diener seiner Herrin, einer frömmelnden alten Marquise, den bissigen Mopshund in die Kirche nachträgt. Eine Beeinflussung des einen Autors durch den andern liegt hier um so näher, als beide Gedichte dem Jahre 1843 entstammen und Heine seine Verse gerade ein Vierteljahr, nachdem Hugo die seinen geschrieben, in der von Freund Laube geleiteten „Zeitung für die elegante Welt" veröffentlichte[521]).

Die Unterschiede in der Darstellung werden meine Vermutung eher stützen als widerlegen. Jeder der beiden Dichter ist natürlich der Stimmlage seines poetischen Talentes gemäß verfahren: an Stelle des Hugoschen Pathos, das namentlich im Schlußwort noch einmal voll ertönt:

L'ancien lion rugit de honte dans ton cœur!

ist bei Heine die humoristische Behandlung getreten, doch so, daß eine Teilnahme des Dichters für den Krieger Napoleons unverkennbar ist, während die Pfeile seines Spottes auf dessen Gegner zielen, die Engländer und die von Körners Liedern begeisterten Deutschen:

Entsetzliche Verse! sie klangen ins Ohr
Gar schauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Nur einmal hat Heine eigentlich auf Kosten eines napoleonischen Veteranen seinen Witz spielen lassen, in den amüsanten, aber frivolen Novellenskizzen der „Florentinischen Nächte", in deren zweiter[522]) ein alter Offizier der Kaiserarmee eine recht betrübsame Rolle spielt. Schon das Verhältnis des Zwerges Türlütü — dessen Name, nebenbei bemerkt, aus Béranger entlehnt sein könnte[523]) — und die öfteren Vergleiche dieses einer umherziehenden Possenreißerbande angehörigen Ungetüms mit Napoleon, vor allem die barocke Parallele, die zwischen des Kaisers Tod auf St. Helena und dem kläglichen Ende jener Mißgeburt gezogen wird, lassen auf eine eigentümliche Laune des Poeten schließen, der bisher bei allem Wechsel der Stimmungen noch niemals seinem Helden den Respekt versagte. Immerhin umschleiert ein wehmütiger Humor diese Sterbescene des elenden Zwerges, der die Karikatur als solche weniger fühlbar macht. Ganz anders die Schlußscene der zweiten Nacht. Diese selbst ist eine Ichnovelle, der darin auftretende Maximilian augenscheinlich kein anderer als der Dichter selber. Er erzählt uns, zwar in der anmutig scherzendsten Form, aber ohne dem Leser etwas von den Präliminarien zu ersparen und ihn über seinen Erfolg im geringsten im Zweifel zu lassen, wie er die leichtfertige Tänzerin Laurence, die junge Gattin eines alten kaiserlichen Offiziers, der unter Ludwig Philipp wieder Dienste genommen, verführt habe. Derartige Scenen finden sich nun zwar in der gleichzeitigen Literatur öfter — das umgekehrte Verhältnis einmal bei Börne — und es wäre an und für sich töricht, aus einer solchen „poetischen Lizenz" auf die mehr napoleonfreundliche oder -feindliche Stellung des Autors einen Schluß ziehen zu wollen, wenn nicht auch in dem Ton der übrigen Darstellung eine Änderung im Urteil Heines über den Kaiser und das Kaisertum hervorträte, die wir zwar schon nach dem Ausbruch der Julirevolution beobachten konnten, welche aber seit den „Französischen Zuständen" entschieden Fortschritte gemacht hat.

Wo Napoleon in den „Französischen Zuständen" und den diesen annähernd gleichzeitigen Schriften Heines Mißbilligung findet, da geschieht es fast ausschließlich, wenn der Sohn der Freiheit wegen seiner Treulosigkeit gegen die Mutter, der Testamentsvollstrecker der großen Revolution wegen versäumter Amtspflicht gestraft werden soll. Immer

steht das Verhältnis zur Revolution in erster Linie, und der Tadel ihres Exekutors, der freilich dazwischen auch manchmal wieder umgekehrt als ihr Bändiger auftritt, erscheint doch dadurch in milderem Lichte, daß der Publizist nicht aufhört, dem großen, wenn auch nicht konsequenten Revolutionsmann eben als Revolutionsmann seine Verehrung zu zollen. In den zuletzt besprochenen Schriften tritt hingegen wieder das Kaisertum als solches mehr in den Vordergrund; aber es ist nicht mehr der goldig flutende Märchentraum des „Le Grand“, es ist ein in realistischer Beleuchtung, manchmal sogar in der pessimistischen Farbengebung Börnes, gehaltenes Bild des Imperialismus. „War wirklich die Zeit des Kaiserreichs in Frankreich so schön und beglückend,“ fragt Heine, „wie diese Bonapartisten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantès, uns vorzuprahlen pflegen?“ Heine, der Heine von 1837, will es nicht glauben. Wenigstens sagt er: „Die Äcker lagen brach, und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Überall Muttertränen und häusliche Verödung“ [524]). Das ist ein neuer Ton in dem freilich ohnedies vielstimmigen, auch an Dissonanzen nicht armen Konzert der Heineschen Napoleonweisen. Nur ganz gelegentlich hatte er auf diese Seiten des Empire hingedeutet [525]). Und wenn er nun die Hoffnungen und Träume der Bonapartisten mit dem Rausche eines armseligen Bettlers vergleicht, dem der genossene Branntwein die Hütte in einen Palast verwandelt, so mag er in der Sache recht oder unrecht haben; auf jeden Fall hat er vergessen, daß das Bild auch auf ihn selbst seine Anwendung findet und, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, der Dichter des „Le Grand“, zu den hochgradigen poetischen Deliranten gezählt werden muß.

Höchst bezeichnend in seinen Ausführungen ist schon der Ton, in dem die Herzogin von Abrantès, die Gattin des Marschalls Junot, erwähnt wird. Die geistreiche Freundin Balzacs, deren Lebensbild vor einigen Jahren die dänische Schriftstellerin Mathilda Malling in einem anmutigen Buche gezeichnet hat [526]), gab in den Jahren 1831—1835 in einer stattlichen Reihe von Bänden ihre Memoiren über die Revolution und Kaiserzeit heraus [527]). Eine leidenschaftliche Verehrerin Napoleons, „zu dem sie jeden Abend und jeden Morgen wie zu dem Schutzgeist Frankreichs betete“, war sie doch schon infolge ihrer unbezwinglichen Neigung zur Medisance, — Napoleon selber hatte sie in den guten Tagen mit dem Ehrentitel einer petite peste ausgezeichnet — und wegen ihrer Empfindlichkeit gegen die Zurücksetzung Junots, ihres Gemahls, durch den Kaiser immerhin

etwas mehr zur kritischen Beurteilung aufgelegt, als die „Evangelisten“ von St. Helena in ihrer bedingungslosen Anbetung des von den Engländern gekreuzigten Weltheilandes. Die Schonungslosigkeit und Pikanterie, mit der die glänzende Schriftstellerin von noch lebenden oder eben erst verstorbenen Personen sprach, machte ihre Denkwürdigkeiten zu einem der gelesensten Bücher Europas, das auch, von L. v. Alvensleben ins Deutsche übersetzt, von der Kritik sehr günstig besprochen und von manchen hoch über die historischen Schriften der Frau v. Staël gestellt wurde[528]). Daß Heine dieses Buch, das er nur an der einen Stelle erwähnt und das allerdings eine Verherrlichung der Kaiserregierung enthält, mit einem fast verächtlichen Seitenblick aus der Hand legt, deutet schon an und für sich auf einen Stimmungswechsel, der sich in der Seele des Schriftstellers vollzogen haben mußte. Allerdings hatte er bereits früher die allzu große Ruhm- und Eroberungssucht des Empire hin und wieder getadelt. Man wird sich dessen aus den Bemerkungen über die Herstellung des Standbildes auf der Vendômesäule erinnern[529]). Aber der Ruhm selbst, nach dem diese Sucht verlangte und dessen Füllhorn die Kaiserzeit in so reichem Maße ausgoß, er hatte mit seinem Strahlenglanze doch immer wieder in dem unwilligen Politiker den Poeten mitfortgerissen. Jetzt scheint diesem das Kaisertum nur aus „Ehrenkreuzen, Epauletten, contributions volontaires, spanischen Gemälden, Herzogtümern in vollen Zügen“ und anderem Prunkwerk zu bestehen[530]). Diese Ausdrücke sind wörtlich in den Briefen „Über die französische Bühne“ zu lesen.

Kaum günstiger ist die Bewertung der Heldenepoche in den „Florentinischen Nächten“, die sich von der obigen höchstens wieder durch die Beigabe schlüpfriger Randbemerkungen unterscheidet: „Ich spreche von der Zeit des Empires, von der Zeit der goldnen Adler, der hochfliegenden Federbüsche, der griechischen Koiffüren, der Gloire, der militärischen Messen, der offiziellen Unsterblichkeit, die der Moniteur dekretierte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Zichorien verfertigte, und des schlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabrizierte, und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, diese Zeit des pathetischen Materialismus .... Talma deklamierte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiser las den Ossian, Pauline Borghese ließ sich mulieren als Venus und zwar ganz nackt. ....“[531]).

Gleichgültig, ob das Kolorit solcher Bilder um eine Nuance ernster oder heiterer gehalten war, die Grundstimmung ist nicht zu verkennen. Diese hält im wesentlichen auch in dem umfangreichsten der politisch-publizistischen Werke des Dichters, in der „Lutetia", an. Die einzelnen Aufsätze, aus denen das erst viel später unter jenem Namen herausgegebene Werk zusammengeschlossen wurde, sind bekanntlich in den Jahren 1840—43 als Korrespondenzartikel für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben. Die „Lutetia" ist also in ähnlicher Weise entstanden wie die „Französischen Zustände". Über ihren politischen und kulturgeschichtlichen Wert gehen die Ansichten auseinander, doch wird man schwerlich irre gehen, wenn man sie mit dem Dichter für die reifste seiner politischen Schriften hält. Sehr gut aber hat Strodtmann[582]) auf einen Umstand hingewiesen, der für die Beurteilung auch der Napoleon betreffenden Passagen von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit sein muß, den „Alpdruck eines inneren Zwanges", der neben dem äußeren Joch der Zensur auf ihr lastet.

Was hat man darunter zu verstehen? Wer die Frage zu beantworten sucht, steht einem äußerst komplizierten Bilde gegenüber. Um die Mitte der dreißiger Jahre, vielleicht etwas später, ist bei Heine, ich möchte nicht sagen eine Abnahme der poetischen Gestaltungskraft, aber ein Zustand geistiger Ermüdung bemerkbar, wie er sich bei Neurasthenikern, namentlich solchen, die ihre Nerven durch die Lebensführung in einem medizinisch ungeeigneten Milieu noch selbst weiter zerrütten, erfahrungsgemäß von Zeit zu Zeit und namentlich in dem Lebensalter, in dem sich der Dichter damals befand, einzustellen pflegt. Äußere und innere Umstände, die ihn noch verschlimmern mußten, waren in Menge vorhanden. Politische und literarische Kämpfe, die mit den durch Menzels Denunziation eingeleiteten Verfolgungen gegen das „Junge Deutschland" und mit anderen Verhältnissen zusammenhingen, Geldsorgen, Schulden, die ein vorübergehendes Zerwürfnis mit dem reichen Onkel Salomon in Hamburg bedrohlich gestaltete, lasteten zeitweilig auf dem Dichter, und sie sind auch die Veranlassung gewesen, daß Heine, um seine finanzielle Lage zu verbessern, während des Jahres 1837 und noch darüber hinaus an die Gründung einer deutschen Pariser Zeitung gedacht hat. Der Erfolg dieses später wieder aufgegebenen Planes war davon abhängig, daß die preußische Regierung dem Vertrieb des Blattes in ihren Landen keine Hindernisse in den Weg legte. Die Art und Weise, wie sich Heine dem alten Gegner damals zu nähern suchte,

besonders die in dieser Angelegenheit an Varnhagen gerichteten Briefe[533]), lassen nicht verkennen, daß er in seiner Notlage bis an die Grenze dessen zu gehen gewillt war, was die Manneswürde vorschreibt, und es berührt aus dieser Feder nicht angenehm, wenn er sich in der Verteidigung seiner dermaligen politischen Gesinnungen auf die nicht „allzu große Vergötterung der Franzosen" in den Briefen „Über die französische Bühne" beruft.

Nun sind ja anderseits die Stellen über Napoleon in diesen und den „Florentinischen Nächten" vor jener Anknüpfung geschrieben und können also keineswegs etwa den Preußen zu Liebe verfaßt worden sein. Aber die Ermüdung, von der wir sprachen, dürfte doch auch auf sie mit eingewirkt haben. Denn diese Ermüdung und Ernüchterung zeigt sich ganz besonders in Heines Denken über politische Dinge und alles, was damit zusammenhing. In Zeiten, wo man an einer Verwirklichung seiner Ideale in jeder Hinsicht verzweifelt, pflegt man auch früher bewunderte Menschen mit anderen Augen anzusehen. Freilich ist Heine nie reiner „Idealist" gewesen. Dazu sah er zu scharf, und schon in seiner Jugend mischte sich in das Gefühl der Bewunderung bei ihm stets die durch sein Naturell bedingte Skepsis. Aber je mehr diese letztere wuchs, umsomehr mußte sie jene ersticken. Das gilt ganz besonders von der „Lutetia". Nun könnte man mir die folgende Periode seines literarischen Schaffens entgegenhalten, wo er zu seinem Idol zurückkehrte. Und da muß man denn leider zugeben, daß auf die Darstellung Napoleons in dem soeben erwähnten Buche auch ein Einfluß der französischen Staatspension nicht ganz von der Hand zu weisen sein wird. Die unglücklichen Verhältnisse, die den Dichter zur Annahme des fremden Geldes zwangen, sind im Voraufgehenden kurz angedeutet. Ist nun auch der Einfluß jener bescheidenen Summe, welche die französische Regierung den politischen Flüchtlingen gewährte, auf Heines Schriftstellerei von feindlicher Seite gehässig übertrieben worden, auf jeden Fall machte die Annahme des Geldes es dem Publizisten unmöglich, gegen eine Regierung zu schreiben, deren materielle Hilfe er in Anspruch nahm, mochten sich die französischen Minister auch noch so wenig darum kümmern, was der politisierende deutsche Poet in die Augsburger Zeitung schrieb[534]). Das alles betrifft vielleicht weniger seine Auslassungen über den ersten Napoleon selbst als vielmehr jene in der „Lutetia" ziemlich zahlreichen Äußerungen über die auf eine Herstellung des Kaisertums hinarbeitende Partei der Bonapartisten, doch ist, wie man sehen wird, beides nicht voneinander zu trennen.

Mit den besprochenen Verhältnissen hängt auch zusammen, daß der Dichter bei dem um zehn Jahre späteren Erscheinen seiner für die „Allgemeine Zeitung“ geschriebenen Korrespondenzartikel in Buchform eine Reihe der schärfsten Stellen über Napoleon und Napoleonisches gemildert oder ganz weggelassen hat. Ich will auch dieses Verfahren nicht beschönigen; doch erscheint es in milderem Lichte, wenn man daran denkt, daß der Verfasser in beiden Fällen wieder unter einem Zwange stand, dort der Rücksicht auf Ludwig Philipp und seine Regierung, hier – und im letzten Falle war der Zwang viel stärker – auf das gleich dem Regimente des Oheims in allen Preßsachen scharf durchgreifende zweite Kaiserreich. Jedenfalls legt Heines Verfahren die Pflicht auf, überall auf die ursprünglichen, von dem späteren Text oft stark abweichenden Varianten zurückzugehen, was in meiner Darstellung auch geschehen ist.

Doch ist Heine nicht eigentlich Unehrlichkeit oder Verleugnung seiner Ansichten vorzuwerfen. Denn, allenfalls abgesehen von einer Äußerung Heinrich Laubes, liegt meines Wissens kein Zeugnis dafür vor, daß er über die bonapartistische Partei und deren Haupt, den Prinzen Ludwig Napoleon, um die Zeit von 1840 anders gedacht hätte, als er in seinen damaligen Artikeln geschrieben hat. Was nun den Laubeschen Bericht (in den „Erinnerungen“) betrifft, so ist ja nicht zu bezweifeln, daß dessen Verfasser Heine genau gekannt und in vielem richtig beurteilt hat. Man glaubt es gern, daß bei Laubes Besuch in Paris im Jahre 1839 der Dichter der „Reisebilder“ Äußerungen getan haben mag wie diese: „Ich gehöre zu keiner Partei oder doch nur zu meiner Partei“ [585]), und man sieht Heine auch darin nicht übel gezeichnet, wenn der schlesische Gastfreund von ihm berichtet: „Wie sein Napoleonkultus .... zeigt, hätte ihm wohl ein geniales Kaisertum à la Cäsar am besten zugesagt, unter welchem alle Tage ein Geniestreich ins Leben treten könnte, ohne von Kammern und Grundgesetzen behindert zu werden“ [586]). Nun sagt Laube an einem anderen Orte: „Heinrich Heine war damals (die Zeit ist diesmal 1836) der einzige Mensch, der an eine Auferstehung der Napoleoniden glauben mochte. Ein Poet! Und nicht ohne Manieriertheit! rief man, wenn seiner Napoleonsgedichte erwähnt wurde“ [587]). Der Zusatz und die vage Form der Äußerung kennzeichnen diese als eine vornehmlich aus den früheren Schriften des Dichters abstrahierte Vermutung des Publikums über dessen „Bonapartismus“. Als weiter nichts. Zudem ist, wie gesagt, die Rede von 1836. Später aber, bei Laubes Besuch in Paris, habe Heine „diese Frage viel

ernsthafter und nüchterner vertreten, als er andere politische Fragen vertrat". Er habe besonders auf die Leute in der Provinz, die Bauern, gedeutet und hinzugesetzt: „Es fehlt nur an den Posaunen. Sobald die Posaunen dröhnen, werden es Resurrektionsposaunen, und die Reste der großen Armee samt all ihren Kindern und Vettern stehen auf und schreien Vive l'empereur!" Er soll hinzugefügt haben, daß die Menge eine greifbare Standarte brauche und Nuancen der Charte für den Bauern spitzfindiger Kram seien. Die napoleonische Standarte allein sei greifbar.

Wie bemerkt, redet Laube aus späterer Erinnerung. Wenn aber die Worte auch genau so von Heine gesagt worden sind, wie jener angibt, so scheinen sie mir doch weiter nichts zu beweisen, als daß dieser die unzweifelhaft richtige Beobachtung ausgesprochen habe, daß in der Tiefe der französischen Volksseele, gewissermaßen unter die Schwelle des Bewußtseins gedrückt, noch immer starke Sympathieen für den einstigen Herrscher bestanden und daß sie bei sich bietender Gelegenheit — „sobald die Posaunen dröhnen" — erwachen könnten. Erzählt doch Theodor Mundt, daß es in den Provinzen Leute gegeben, die noch bei Napoleons III. Thronbesteigung sich nicht ausreden ließen, der geliebte alte Kaiser sei von St. Helena zurückgekommen[588])!

Einen Glauben an nahe Aussichten der politischen Partei der Bonapartisten oder Sympathieen für deren Bestrebungen scheinen mir aber Heines Worte nicht zu beweisen, und wenn er solche 1839 auch wirklich gehabt haben sollte, so konnte er 1840 seine Ansichten darüber geändert haben. Zumal nach dem gänzlichen Fehlschlagen des Boulogner Landungsversuchs, von dem noch die Rede sein wird.

Auch sonst erfreute sich der Bonapartismus in den dreißiger und vierziger Jahren keines übermäßigen Ansehens, weder in Frankreich noch im Auslande. So dachte z. B. auch Gutzkow von ihm äußerst geringschätzig und erging sich über die Mitglieder der ehemaligen kaiserlichen Familie in Ausdrücken, welche die von Heine über den Prätendenten Prinzen Ludwig Bonaparte gebrauchten an Verachtung weit übertreffen. Die „Fettflecken in den Hermelinen Europas", die „Nebelflecken einer Unsterblichkeit" beliebt er sie zu nennen, und in dem Aussterben der direkten Nachkommenschaft des Kaisers, das andere so tief betrauerten, glaubt er gerade umgekehrt eine dem Heldengrabe auf St. Helena dargebrachte Huldigung des Weltgeistes zu sehen, die „den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen"[589]). Auch die Frage, ob die Napoleoniden etwas von der Zukunft zu erhoffen

hätten, glaubte Gutzkow verneinen zu müssen[540]). Außer einigen Überbleibseln des großen Heeres – darunter Graf Montholon, der Getreueste der Treuen von St. Helena – wollten nur Abenteurer vom Schlage eines Persigny in dem Sohne der interessanten Königin Hortense einen neuen Cäsar erkennen. Den „Don Quichote des Kaisertums" nannte ihn damals die „Kölnische Zeitung" geschmackvoll.

Auch die literarische Tätigkeit des Prätendenten erfreute sich nur geringer Achtung. Die von ihm 1832 im Sinne einer bonapartischen Restauration geschriebenen Rêveries politiques[541]) wurden von der Welt wirklich als „Träumereien" eines Schwärmers angesehen, und als seine sieben Jahre später erschienenen „Napoleonischen Ideen" von einem Freiherrn von Biedenfeld ins Deutsche übertragen waren, erklärte ein angesehenes Organ der Kritik das Buch einer Übersetzung überhaupt für unwert[542]).

Zwar enthielten diese Schriften, zu denen noch ein dritter Aufsatz, L'Idée Napoléonienne[543]), gerechnet werden darf, eine Menge von geistvollen Ausführungen im einzelnen; aber der Prinz hatte den unmöglichen Versuch gemacht, den Mann, der, so hoch man auch von ihm denken mag, doch nur, wie Heine in der „Lutetia" richtig sagte, eine „glänzende Tatsache" war[544]), zur Idee zu stempeln.

Wohl hatte auch unser Heine vor vielen Jahren — bei Gelegenheit des „Le Grand" — das Wort in einem Brief an Varnhagen ausgesprochen[545]). Aber was ein junger Dichter sich in seinem sechsundzwanzigjährigen Poetenkopfe zurechtgedacht und auch wirklich einmal in einer höchst geistreichen Federzeichnung ausgeführt hatte, das versuchte hier — und darin liegt der Unterschied — ein Politiker mit einem ebenso großen Aufwand an spitzfindigem Machiavellismus wie an träumerischer Phantastik zu beweisen. Der Ideologe im Hause Cäsars! Diese „napoleonische Idee" bestand nach dem Neffen in der Versöhnung von Ordnung und Freiheit, von Staatsrechten und Autoritätsprinzipien[546]). Auch die Äußerungen des Kaisers über die letzten Ziele seines politischen Handelns suchte der Neffe in ein System zu bringen, als dessen Spitze die Bildung einer europäischen Assoziation erschien, mit dem verlockenden Luftbilde allgemeiner Freiheit und eines ewigen Friedens, mit einem internationalen Kodex und Kassationshofe zur Beilegung von Irrtümern und Streitigkeiten[547]).

Neben diesen Schwärmereien standen freilich manche treffende Bemerkungen über Napoleon als den Mann, der die durch die Revolution geweckten Fortschrittsgedanken verbreitet, den Feudalismus

beseitigt und der Industrie, für die und deren Vertreter auch der Neffe ein besonderes Interesse und Verständnis zeigte, Bahn gebrochen hatte. Aber, als Ganzes betrachtet, waren diese Schriften doch höchstens Luftschlösser, Utopieen, die ihren Verfasser nicht in den Ruf brachten, der Verkünder eines neuen Evangeliums zu sein[548]).

Und das um so weniger, als die ersten Versuche des Prinzen, aus der grauen Theorie in die grünen Auen der Praxis hinüberzuspringen, das Straßburger Attentat und die Landung bei Boulogne, mit einem glänzenden Fiasko geendet hatten, das den Hauptdarsteller dieser Tragikomödie dem in Frankreich gefährlichsten Fluche, dem der Lächerlichkeit, preisgab.

Neben den geschilderten Verhältnissen kommen aber für die Darstellung in Heines „Lutetia" noch andere Gesichtspunkte in Betracht. Die Zeit von 1840 war die einer politischen Ermüdung, wenigstens in Frankreich, einer Ermüdung, die den ähnlichen Zustand des Dichter-Publizisten in merkwürdiger Weise als Allgemeinerscheinung begleitete und wiederum auf jenen noch verschlimmernd eingewirkt haben mag. Während in Deutschland trotz des Mißlingens aller freiheitlichen Bestrebungen in den voraufgegangenen Jahrzehnten und trotz der nicht minder zu Wasser gewordenen Erwartungen, die man vielfach an den preußischen Thronwechsel geknüpft hatte, ein gewisses Erstarken des politischen Gefühls hervortrat, war Frankreich oder doch jedenfalls das herrschende Justemilieu in einem offenbaren Niedergange begriffen. Das Gefühl einer trägen Unfruchtbarkeit lastete auf dem Lande.

Die Trikolore in Paris
Schaut traurig herab von den Türmen.

Der Eigensinn des alternden Königs, der, obwohl doch im eigentlichsten Sinne ein Herrscher von Volkes Gnaden, einer absoluten Regierung zustrebte, die öden Kammerdebatten zwischen ausschließlich von materiellen und persönlichen Interessen geleiteten Fraktionen, das ewig sich wiederholende Frage- und Antwortspiel: „Thiers oder Guizot? — Guizot oder Thiers?", die rücksichtslose Vernachlässigung der Lage der unteren Klassen durch die herrschende Bourgeoisie, das alles hatte den Liberalismus des Bürgerkönigtums längst um den Kredit gebracht. Aber auch der Glanz des Heldenzeitalters, auf dessen Trümmern jenes aufgebaut war und mit dessen Trophäen es seinen Thron schmückte, war durch das allmähliche Aussterben seiner ehemaligen Repräsentanten und durch die immer stärker werdende

Verschiebung der Interessen merklich verblichen. Die Zeit war gekommen, wo statt der Einzelnen die „Chöre agieren“, die Massen, wie das Gutzkow in seinen „Säkularbildern“ sehr richtig betont hat. Und auch die Entfaltung kriegerischer Massen, die jener große Korse beherrschte, auch sie war es nicht mehr, was die Menschen in erster Linie anzog. Nicht die Könige und Türme des Schachbrettmeisters von Austerlitz, die Bauern und Läufer waren jetzt an der Reihe. Schon in den „Reisebildern“ hatte Heine einmal Napoleon als den „letzten Eroberer“ bezeichnet[549]), und jetzt, in der „Lutetia“, nennt er James Watt, den englischen Baumwollspinner, als seinen Nachfolger in der Herrschaft über die Völker. Die Zeit war erfüllt, wo die Industrie, deren Johannes der Kaiser mit dem Schwerte gewesen, ihr Weltreich eröffnen sollte.

Der sausende Webstuhl war in die vordere Linie des Lebens gerückt, und die starre Gewehrpyramide stand nur noch in der zweiten. Mit der Entwickelung der Industrie war die Arbeiterfrage gekommen; hinter dem dritten Stande, der sich in der großen Revolution die „Menschenrechte“ erkämpft hatte, trat mit weitgehenden Forderungen ein vierter auf den Plan, neben den alten politischen Parteien der Legitimisten, Orleanisten, Republikaner und Bonapartisten hatten sich die sozialen Gruppen der St.-Simonisten, Fourieristen und Kommunisten gebildet, denen Heine ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, wenn auch der Schönheitssinn des Dichters vor den Zerstörungen zurückbebte, mit denen diese ungestümen Forderer Kultur und Kunst bedrohten. Hat er doch die Zertrümmerung der Vendômesäule, genau so, wie sie im Jahre 1871 durch die Kommune stattfand, auf das unzweideutigste vorausgesagt![550])

Im „Le Grand“ war der Kaiser, in der „Lutetia“ ist nach des Dichters eigenem Geständnis die „soziale Bewegung“ der Held des Buches. Zwar nimmt jener neben dieser trotzdem noch einen bedeutenden Platz ein; aber es wird nach dem Gesagten erklärlich, daß die Gestalt Napoleons einen großen Teil ihres Zaubers eingebüßt, verloren hat in den Augen des immer reifer, aber auch immer kälter gewordenen Mannes, der jetzt vorzugsweise von anderen Interessen bewegt wird und obendrein, wie wir sahen, durch äußere und innere Verhältnisse darauf hingewiesen ist, seine Feuilletons möglichst auf die Tonlage des Indifferentismus zu stimmen.

Auch jetzt noch wird die alte Vorliebe für den Helden hin und wieder hervorbrechen, aber schwächer und in blasseren Farben als in den „Französischen Zuständen“. Immer kühler und kritischer

wird ihm gegenüber des Dichters Haltung, manchmal fast feindselig, wenn sich auch, wie ich wiederhole, die Spitze eigentlich weniger gegen Bonaparte richtet als gegen die Bonapartisten. Mehr und mehr verliert aber der einstige Gedankengebieter die zentrale Stellung im Geiste des Dichters; seine Gestalt dient zur Verzierung, die Nennung seines Namens wird zur Floskel, zur bequemen Metapher, die nur beiläufig verwendet wird, um irgend einen anderen Gegenstand in grellere Beleuchtung zu rücken oder eine geistreiche Pointe auszusprechen.

Merkwürdig, daß dies zu einer Zeit geschah, wo der letzte Triumphzug des Helden sich vorbereitete. Soeben hatte nach langem Zögern das Julikönigtum den höchsten und den gefährlichsten seiner aus dem Kartenspiel des großen Kaisers gestohlenen Trümpfe auf den Tisch gelegt. Thiers, damals der maßgebende Minister Frankreichs, der durch den politisch recht zweifelhaften Schachzug eine Herzensangelegenheit erledigte, hatte nach vorheriger Verständigung mit der englischen Regierung durch seinen Kollegen de Rémusat am 12. Mai 1840 die Frage der Überführung von Napoleons Leiche vor die Kammer bringen lassen, die dem Vorschlag begeistert zustimmte und sich nur hinsichtlich der Kosten etwas gar zu Louis-Philippisch knauserig zeigte, indem sie statt der verlangten zwei Millionen Franken deren bloß eine für die nationale Ehrensache bewilligte.

Denn als eine Ehrensache mußte die Erfüllung des Wunsches von der Nation betrachtet werden, des letzten Wunsches, den der sterbende Held auf seinem Todbett geäußert hatte, an den Ufern der Seine, inmitten des französischen Volkes, ruhen zu dürfen. Schon bald nach seinem Ende hatten treuherzige Waffengefährten und begeisterte Dichter ihre Stimme dafür erhoben. In Deutschland hatte Karl Immermann dem Gedanken in sympathischer Weise Ausdruck verliehen[551]). Was unter dem bourbonischen Scepter unmöglich war, forderte mit Ungestüm das Volk nach dem befreienden Gewitter der Julirevolution. Barthélemy tat das[552]), und Victor Hugos Zornruf haben wir vernommen, als die französische Kammer ablehnte[553]).

Laut in sein Pantheon der Franken Volk dich ruft,

sang damals auch Wessenberg[554]) und wirklich wollten die Rufe nicht mehr verstummen. Erst eine Woche vor dem erwähnten Kammerbeschluß hatte, an Napoleons Todestage, der Courrier français mit bitterem Vorwurf geschrieben: „Vergeblich wird alljährlich die Kammer und die Staatsgewalt in zahlreichen Petitionen daran erinnert; jeder solche Wunsch wird als eine Verschwörung betrachtet“[555]).

Nun war der Tag seiner Erfüllung gekommen, und die giftigen Ausfälle der royalistischen Zeitungen, der Quotidienne, der France, der Gazette de France, die gegen den „Theatercoup" und die ministerielle Anerkennung Napoleons als eines rechtmäßigen Beherrschers von Frankreich eiferten, sie konnten die überwiegende Zustimmung der Presse[556]), der Kammer und des französischen Volkes nicht übertäuben. Erinnern wir uns, daß das Geschlecht von 1840 von den großen Tagen des Kaiserreichs nicht weiter entfernt war als wir von Gravelotte und Sedan!

Wie hätte der alte Heine wieder aufgejubelt, wäre er noch der Dichter des „Le Grand" gewesen! Wie „sommergrün und goldig" wäre es da wieder in seinem Poetenherzen geworden! Und wirklich, im ersten Augenblicke scheint die alte Liebe zu dem Mantel von Marengo den Vierzigjährigen mit fortzureißen. Er findet — und das war richtig — daß das Nationalgefühl der Franzosen „bis in seine abgründlichsten Tiefen" aufgeregt sei, und fährt dann zustimmend fort: „Der große Akt der Gerechtigkeit, die Genugtuung, die dem Riesen unseres Jahrhunderts widerfährt und alle edlen Herzen dieses Erdballs erfreuen muß, erscheint den Franzosen als der Anfang einer Rehabilitation ihrer gekränkten Volksehre"[557]).

Wieder war es der alte Schmerzensschrei von Waterloo, den wir da vernehmen, und so dürfen auch die leidenschaftlichen Ausfälle gegen die „Koterie großbritannischer Fuchsjäger und Stallknechte" nicht fehlen, welche die Auslieferung der Heldenleiche so lange Zeit hintertrieben haben sollen. Auch Castlereaghs abgeschnittene Kehle muß dabei wieder zum Witzwort herhalten. Aber neue Jubelhymnen braucht Cotta für seine Zeitung nicht zu befürchten, da zieht sich der Dichter auf sein Altenteil zurück: „Wir haben bereits vor vielen Jahren in Deutschland dem großen Kaiser den schuldigen Tribut der Verehrung gezollt, und jetzt haben wir wohl das Recht, die Exaltation der heutigen Huldigungen mit etwas Gemütsruhe zu betrachten". Auch denkt er an den wetterwendischen Charakter der Franzosen und meint, daß sie wie die Kinder das „Spielzeug", wenn es ihnen nur erst einmal zurückgegeben worden sei, zerschlagen und mit Füßen treten, auch schlechte Witze über die „große Prozession mit den Reliquien von St. Helena" nicht ausbleiben würden. Schon hier sieht er also die Kehrseite der Medaille[558]).

Dieselbe Abkühlung tritt auch in den folgenden Berichten zu Tage. Zwar hebt Heine im zweiten nochmals die Begeisterung des Volkes für die feierliche Rückholung der Reste Napoleons hervor,

welche „wichtiger für die Interessen Europas sei als die kommerziellen, finanziellen und Kolonialgegenstände“, die in der französischen Kammer zur Sprache kämen, aber, fügt er hinzu, „während unten im Volke alles jubelt, jauchzt, glüht und aufflammt, grübelt man oben in den kältern Regionen der Gesellschaft über die Gefahren, die jetzt von St. Helena aus täglich näher ziehen und Paris mit einer sehr bedenklichen Totenfeier bedrohen.“ Er erwägt die Möglichkeit, daß Thiers bis zur Ankunft der kaiserlichen Leiche gestürzt und Frankreich in einen Krieg verwickelt sein könne, und fürchtet, daß alsdann „aus der Asche Napoleons einige Funken hervorsprühen könnten, ganz in der Nähe des Stuhls, der mit rotem Zunder bedeckt ist“ [559]).

Von den hier als möglich gedachten Ereignissen trat das erste, Thiers' Sturz, wirklich ein, und auch das zweite, der europäische Krieg, konnte nur mit Mühe abgewendet werden. Ein napoleonischer oder vielmehr schon altfranzösischer Gedanke, die Befestigung von Frankreichs Einfluß in Ägypten, und die Unterstützung des tatkräftigen Vizekönigs Mehemed Ali gegen die Pforte hatten eine elektrische Spannung in Europa erzeugt, die unfehlbar zu einer gewaltsamen Entladung geführt haben würde, hätte der „stille Mann“ im Sarge, dessen Leichnam auf dem Ozean schwamm, noch als Lebender in den Tuilerien gehaust. Frankreich war durch eine zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen zu stande gekommene Allianz isoliert und sein Einfluß im Orient durch die am 15. Juli 1840 in London geschlossene Konvention der Mächte lahmgelegt worden. Jede Stunde konnte der Krieg ausbrechen. Der Befehlshaber des nach St. Helena entsandten Geschwaders, Prinz Joinville, der die Nachricht von der bedrohlichen Lage auf der Rückfahrt empfing, hatte das Schiff mit dem Kaisersarg schon in Verteidigungszustand gesetzt und beschlossen, sich lieber unter den Wogen zu begraben, als Hektors Leichnam in des Feindes Hand fallen zu lassen. Ein tapferer Entschluß und eine Katastrophe, die, wäre sie eingetreten, von phänomenaler Wirkung hätte sein müssen. Wenigstens im ästhetischen Sinne.

Auch Heines Gedanken wanderten an den Kreidefelsen Englands auf und nieder und erwogen die Möglichkeit einer Landung der Franzosen, ganz in derselben Weise, wie in den Kriegsjahren von 1803—5 deutsche Schriftsteller und Strategen, ein Archenholz und Bülow, über des Konsuls und Kaisers kühne Angriffspläne gegen das Inselreich mit Wärme debattiert hatten. Würde dieser, meint

Heine, die ihm angebotene Erfindung der Dampfschiffe ausgebeutet haben – ein Punkt, in dem das Genie des großen Mannes merkwürdig versagte – so wäre die Landung gewiß gelungen, und Napoleon hätte die Vorrechte des normannischen Adels vernichtet und „die englische Freiheit mit der französischen Gleichheit vermählt“[560]).

Trotz dieser sich hier aufdrängenden Erinnerung aus früheren Jahren, wo er über manches anders dachte, und trotz der alten Abneigung gegen England, die sich bei jeder Gelegenheit von neuem Luft macht, verabscheute der Dichter einen Krieg, in dem es sich schwerlich um etwas anderes als eine Grenzverschiebung, nicht um die Ausbreitung freiheitlicher Ideen handeln konnte, wie die Liberalen, am heißesten Börne, eine solche von einem Kampfe Frankreichs mit den Ostmächten nach der Julirevolution gewünscht und erhofft hatten. Während im Franzosenlande der Ruf nach der Rheingrenze wieder laut wurde und die Lamartine und Musset von der einen, die Arndt, Becker und Schneckenburger von der andern Seite des schönen Stromes mit hellem Horneskl ang zum Streite riefen, sieht Heine mit Schrecken aus dem Kriege eine soziale Revolution für Frankreich hervorgehen, wie sie 1871 wirklich ausbrach, und Napoleons Andenken, das ihm früher als Palladium der durch die Revolution errungenen Rechte und Freiheiten erschien, tritt ihm in dieser Stunde nur als das Symbol zweckloser Schlag- und Schlachtlust entgegen. Daher der Seufzer: „Ich wollte, der Mann läge schon ruhig unter der Kuppel des Invalidendoms und wir hätten die Leichenfeier glücklich überstanden!“[561])

Auch Thiers, dem Heine zu Dank verpflichtet war, den er persönlich außerordentlich schätzte und der ihm wegen seiner Stellung zu Napoleon hätte sympathisch sein müssen und es früher wie später auch war, kommt in der „Lutetia“ manchmal recht übel weg. Sicherlich ist das ein neuer Beweis für Heines verhältnismäßige Unabhängigkeit von den leitenden Ministern, gleichzeitig aber auch für seine veränderte Stellung zu dem früheren Beherrscher Frankreichs. Bezeichnenderweise scheint sich die Haltung des Dichters dem Staatsmanne gegenüber gerade in dem Augenblick zu dessen Ungunsten zu ändern, als dieser seinen Lieblingsgedanken, die Einholung der Asche des Kaisers nach Paris, ins Werk gesetzt hat. Hat er früher Thiers' Namen durchweg mit Anerkennung genannt, so versetzt ihm Heine jetzt immer von Zeit zu Zeit einen kleinen Hieb; bald gilt er den „imperialistischen Gelüsten“ seiner Politik, bald gerade der populärsten seiner Maßregeln, der Rückführung der Heldenleiche. Hier wie dort

spielt Napoleon eine Rolle dabei. Unaufhörlich werden der Minister und der Kaiser miteinander verglichen, ein damals üblicher Gemeinplatz, der auch in die Historie übergegangen ist und den Gutzkow sogar auf die äußere Erscheinung beider Männer ausdehnt[562]). Heine beschränkt sich auf die innere Persönlichkeit; er spielt wieder mit der contradictio in adiecto, in Thiers einen „kleinen Napoleon" zu sehen; er gibt zu, daß er wie jener der „Mann der Nationalität" sei und hiermit den „großen Hebel" in der Hand habe, um die Franzosen, kräftiger noch als durch Ideen, zu bewegen[563]). In Heines Mund ist das eben kein Lob, und auch der den Feldherrn spielende kleine Mann, der, „ganz wie Napoleon", auf dem Bauche liegt und schwarze und grüne Nadeln ins Papier der Landkarten steckt, wird mit einem merkbaren Anflug von Ironie behandelt.

Die Vermutung lag nahe, daß der leicht entzündliche Südfranzose bei den langjährigen Vorarbeiten zu der damals entstehenden Konsulats- und Kaisergeschichte[564]) seine Einbildungskraft derart überhitzt habe, daß er zuguterletzt die eigene mit der Person seines Helden verwechselte, wie man das neuerdings wohl einem deutschen Schriftsteller, Karl Bleibtreu, im Scherze nachgesagt hat. Hier war die Sache ernster, zumal es sich um einen Staatsmann in leitender Stellung und in einer kritischen Lage handelte. Auch Gutzkow äußerte denselben Gedanken[565]), aber ohne die Malice Heines, dem es wie ein Unglück vorkommt, daß Thiers „nicht auch den russischen Feldzug und die große Retirade im Geiste mitmachte. Wäre Herr Thiers in seinem Buche bis zu Waterloo gelangt, so hätte sich vielleicht sein Kriegsmut etwas abgekühlt" [566]).

Übrigens brachte Heine dem Buche selbst, diesem standard work der älteren Napoleongeschichtschreibung, eine aufrichtige Verehrung entgegen. Er hielt es für ein „solideres Monument als die Vendômesäule und das projektierte Grabmal" und hatte seine Ansicht gegen 1826 so sehr geändert, daß er, im Gegensatz zu dem Historiker, die schriftstellernden Zeitgenossen des Kaisers (die einstigen „Evangelisten"!) nunmehr sehr respektwidrig mit Insekten vergleicht, die auf dem Kopf eines Menschen herumkriechen, ohne von dessen wahrem Leben und der Bedeutung seiner Handlungen das Mindeste zu ahnen[567]).

Mit seinem Kriegsmut aber ist Thiers bei dem Dichter-Publizisten sogar in den Verdacht gekommen, geradezu dem Bonapartismus in die Hände zu arbeiten. Und von diesem will Heine, wie wir hörten, nichts wissen. Am schärfsten spricht er seine Abneigung an einer Stelle aus, die man in der kritischen Ausgabe wieder unter den Varianten aus-

wittern muß, da sie zu denen gehört, die der Herausgeber der „Lutetia“ unterdrückte. Fertigt er etwas später den zweiten Angriff des Prätendenten Ludwig Bonaparte auf das Bürgerkönigtum, die Landung bei Boulogne, als „Akt des Wahnsinns“ eines „erlauchten Abenteurers“ [568]) kurz und bündig ab, so hat er hier ein politisches Glaubensbekenntnis über den Bonapartismus abgelegt, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Erscheint ihm das Empire selber nur noch als ein „abenteuerliches Interregnum ohne geistige Notabilitäten“, so der Bonapartismus als eine bequeme Übergangspartei, zu deren Standarte sich jeder schlägt, „der nicht genau weiß, was er will oder was er darf oder was er kann“. Mit anderen Worten: die Partei der charakterlosen Leute oder der Streber, die ideenleer dem Götzen des Tages huldigen. „Hier braucht man keiner Idee den Eid der Treue zu schwören, und der Meineid wird hier keine Sünde gegen den heiligen Geist. Das Gewissen, die bessere Ehre, erlaubt hier auch späterhin jeden Abfall und Fahnenwechsel. . . . . Wie leicht konnten die französischen Sansculotten in die gallonierten Prachthosen des Empire hineinspringen! Mit welcher Leichtigkeit hingen sie später die befiederten Hüte und goldnen Jacken des Ruhmes wieder an den Nagel und griffen wieder zur roten Mütze und zu den Rechten der Menschheit! Und die ausgehungerten Emigranten, die adelstolzen Royalisten, sie brauchten ihrem angebornen Höflingssinn keineswegs zu entsagen, als sie dem Napoleon I. statt Ludwig XVI. dienten und als sie, dem erstern wieder den Rücken kehrend, dem legitimen Herrscher, Ludwig XVIII., huldigten“ [569])!

Gewiß, die Fouché und Talleyrand, die Soult und St. Cyr, die Molé, Pasquier, Decazes hatten die Richtigkeit dieser These durch die Tat bewiesen. Ähnlich, denkt Heine, könne es zwar noch einmal kommen, doch weissagt er — und auch darin sollte er recht behalten — einem neuen bonapartischen Regimente keine längere Dauer als dem ersten.

Obwohl er an einen baldigen Sieg jener Partei nicht glaubt, so scheint ihm doch „dieser Bonapartismus ohne Bonaparte, diese Kriegslust ohne den größten Feldherrn“ höchst bedenklich [570]). Das alles waren Erwägungen, die der Logik keineswegs entbehrten und einem Bourgeois der sinkenden Julizeit sogar vortrefflich zu Gesicht gestanden hätten. Nur in dem Munde dessen, der sie schrieb, klingen sie befremdlich. Aber sind es denn überhaupt eigentlich Heinesche Gedanken, die man da hört? Es scheint sich noch niemand diese Frage vorgelegt zu haben. Man übersah, daß

der Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" an jener Stelle ein Gespräch mit Hippolyte Carnot reproduziert, dem streng republikanischen Sohne des großen Konventsmannes. Allerdings hat er in seinem Berichte die Sache so dargestellt, als ob er selbst die obigen Worte gesprochen und Carnot nur zustimmend erwidert hätte. Wer bürgt für die Richtigkeit dieses Arrangements bei einem Manne, der auch als Zeitungsberichterstatter viel mehr Dichter als Publizist war und den seine Feinde so oft des artistischen Spiels mit politischen Dingen geziehen haben? Es kann nicht bewiesen werden, darf aber auch niemandem zu glauben verwehrt sein, daß die Sache vielleicht gerade umgekehrt gelegen hat und nicht Heine, sondern Carnot der eigentliche Sprecher gewesen ist. Die stärkste Stelle gegen Napoleon, die sich überhaupt in Heines Schriften findet, würde damit ihren scharfen Stachel verloren haben.

Immerhin hätte er, für den Augenblick wenigstens, Carnot zugestimmt. War unserem Dichter der Name seines Heros, den er so oft den Göttern gleichgestellt, der ihm der „Mann der Idee" gewesen und sich als die „menschgewordene Revolution" den vornehmsten Platz in seinem Herzen erobert hatte, zu einem Universalpopanz geworden, mit dem man die Kinder und die Furchtsamen schreckt? Merkwürdig. Waren nach des Kaisers tragischem Ende, von Mitgefühl ergriffen, alte Gegner mit umflorter Muskete an sein Grab getreten, um den Helden zu feiern, den sie einst mit Schwert und Feder bekämpft, so scheint der glühendste der Napoleonenthusiasten im Jahre 1840 beinahe auf dem Standpunkt der Leute von 1813 angelangt zu sein! Und warum? Weil der „stille Mann" die passive Handlung beging, als Leichnam auf dem Meere zu schwimmen? In auffallender Weise tritt hier wieder der platonische Charakter des deutschen Napoleonkults zu Tage. Von Revolutionshistorikern ist oft genug auf die sonderbare Erscheinung hingewiesen, daß das Deutschtum zwar in seinen geistigen Spitzen — berühmte Beispiele lieferten Kant, Wieland, Herder, auch Schiller — der großen Bewegung von 1789 sich freudig zuneigte, aber den Gedanken an eine Verwirklichung ihrer Ideen im eigenen Hause ängstlich abwehrte, bis die Waffen des Korsen sie gewaltsam über die Schwelle trugen. Ganz ähnlich verfährt hier Heine. Für Napoleon hat er die schönsten und begeistertsten Worte gefunden, den Bonapartismus lehnt er ab; der Erbe des großen Namens ist ihm nichts anderes als ein „Narr" und ein „Abenteurer".

Übrigens waren, wie immer, Heines Stimmungen einem starken Wechsel unterworfen. Bald zeigen sie eine dunklere, dann wieder

eine lichtere Abschattung. Heute ist ihm der Kammerbeschluß über die zweite Begräbnismillion ein großer Fehler und eine klägliche, unzeitige Knickerei, morgen erscheint er ihm im Hinblick auf die drohende politische Lage gerechtfertigt[571]). Bald erwacht die alte Streitlust gegen die Feinde des Helden, die royalistische Gazette de France, gegen Lamartine, Benjamin Constant, die Frau von Staël[572]), anderseits nimmt Heine sogar den Chateaubriand gegen einen Vorwurf des Kaisers in Schutz[573]), der seinerseits einmal wieder zur Abwechselung ein „Kollege der Götter" genannt[574]) und gelegentlich als Repräsentant des jungen Frankreich dem alten Europa gegenüber aufgeführt wird[575]), um bei anderer Gelegenheit, im Vergleich mit der Titanenversammlung des Nationalkonvents, zu einem „zahmen Gotte" degradiert zu werden[576]), was ein verspäteter Nachhall von Börne zu sein scheint[577]). Auch „gekrönte Selbstsucht", „Despot", „Feind der Freiheit"[578]) muß er sich nennen lassen, Beiwörter, die unser Heine aus Scott oder Saalfeld entlehnt haben könnte, in Wirklichkeit aber aus den oben angeführten Schriftstellern entnommen hat, übrigens, um daran eine Polemik gegen diese anzuknüpfen. Die Stelle ist für Heines Art, über Napoleon zu schreiben, äußerst bezeichnend und beweist zugleich wieder, welcher Augenblicksmensch er als Schriftsteller war und wie seine Äußerungen wirklich lediglich als Momentsbekenntnisse aufgefaßt werden dürfen.

Die Sache liegt nämlich folgendermaßen: Am 15. und 16. Mai 1840 hatte die Gazette de France, um damit gegen die Leichenfeier zu opponieren, eine Blütenlese aus napoleonfeindlichen Schriftstellern, eben Chateaubriand, Constant, Frau von Staël, gebracht; am 26. Mai — nicht, wie Elster irrtümlich angibt, am 12. — hatte Lamartine bei der Abstimmung über die zweite Begräbnismillion in der Deputiertenkammer eine Rede gehalten, in der er vor dem „Kultus der physischen Stärke" warnte und zugleich die Bewunderung für den zu feiernden Helden so geschickt in die Warnungen zu verflechten wußte, daß Heine die Rede dieses Herrschers im Reiche der Phrase ganz gut als ein „Meisterstück, voll von perfiden Blumen," bezeichnen konnte. Alle die oben genannten Ausdrücke aber von dem Feinde der Freiheit, von der Selbstsucht und dem Despotismus Napoleons standen in den Auszügen der Gazette de France, während der gleichzeitig von Heine verwendete Ausspruch, „daß seine Verherrlichung ein böses, gefährliches Beispiel" sei, mindestens dem Sinne nach in Lamartines Rede enthalten war[579]). Heine gibt nun die Richtigkeit dieser Urteile zu — er sagt: „Es ist wahr, es ist tausendmal wahr, daß Napoleon

ein Feind der Freiheit war" u. s. w. — aber nur, um, wie gesagt, eine Polemik gegen deren Urheber daran zu knüpfen. Auf wessen Seite, wenigstens diesen Napoleonhassern gegenüber, unser Dichter steht, wird nicht zweifelhaft bleiben, wenn man die an derselben Stelle von ihm gemachten Ausfälle gegen die Staël und gegen Benjamin Constant liest. Diese beiden hätten ihm ja, zumal in seiner gegenwärtigen Stimmung, eigentlich gar nicht so unsympathisch sein müssen. Mindestens aber sollte man glauben, hätte er jetzt, und auch schon früher, ihren Ansichten wirkliche Beachtung schenken sollen. Von beidem ist das Gegenteil der Fall und eine ernstere Beschäftigung des Dichters mit den Napoleon behandelnden politischen Schriften der Staël und Constants nicht zu erweisen. Der letztere wird in Heines Werken überhaupt nur ein paarmal flüchtig erwähnt, und auch die Considérations sur les principaux événements de la Révolution française und die Dix années d'exil der Frau von Staël scheint Heine niemals ernstlich studiert, sich vielleicht gar auf die Lesung von Besprechungen oder Auszügen beschränkt zu haben, wie in dem vorliegenden Falle. Daß er sie früher einmal, in der „Nordsee", unter den „Quellen" für seine Napoleonstudien anführt, widerspricht dem Gesagten nicht. Denn auch dort wird die Staël mit einer allgemeinen Bemerkung abgemacht. Die Ablehnung Heines erkläre ich mir aus der ihm bekannten persönlichen Stellung der interessanten Frau gegenüber Napoleon, deren über alles Maß hinausgehende Ungerechtigkeit die zeitgenössische Kritik schon bei dem Erscheinen der erwähnten Werke scharf getadelt hatte [580]). Aus ähnlichen Gründen wie die Staël liebte Heine auch deren Freund Constant nicht, der jedoch den ihm in der „Lutetia" gemachten Vorwurf Point d'argent point de Suisses insofern nicht ganz verdient, als er sich trotz seiner Abneigung mit dem von Elba zurückgekehrten Kaiser ausgesöhnt und sogar an dem Verfassungswerk von 1815, der bekannten „Zusatzakte", mitgearbeitet hatte.

Wie dem auch sei, immer glaubt man doch den roten Faden zu sehen, der durch die Berichte des Sommers von 1840 hindurchläuft: Napoleon, d. h. der nach einem Vierteljahrhundert wieder auferstandene, noch einmal aktuell gewordene Napoleon, macht Heine ernstliche Sorge! Dieser „Donnergott des Ehrgeizes", dessen Leiche von St. Helena „bedrohlich" näher schreitet wie die toten Reiter in Bürgers Lenore [581]), er und sein Stellvertreter auf Erden Thiers könnten doch wohl die Weltruhe stören, in deren Schatten sich bei Défour in Paris so behaglich zu Mittag speisen läßt! Mit einem

Seufzer der Erleichterung vernimmt Heine die Kunde von Thiers' Sturze, und Ludwig Philipp, der „Napoleon des Friedens“ — ein scheinbar so bieder klingendes und doch in seiner Ironie so markerschütterndes Epitheton — wird gepriesen, weil er die Ränke der beiden Bösewichter, des lebenden und des toten, durch eine Ministerentlassung vereitelt habe[582]).

Es ist wahr, was Strodtmann an einer Stelle seiner nie veraltenden Biographie des Dichters andeutet: Heine, der das „ehrbare“ Bourgeoisregiment der Julizeit so tief verachtet, er ist in der „Lutetia“ fast selbst zum Bourgeois geworden. Mögen die vorübergehende Ermattung seines Genius und die mit ihr zusammenhängende Verstimmung oder der Epikuräismus des Dichters daran schuld sein, mag die Rücksichtnahme auf fremde Meinungen, die königlich bayerische Censur und die königlich französische Staatspension dahinterstecken: gleichviel. Diese grau in grau malende Philisterstimmung scheint nun aber, wenigstens in gleicher Stärke, nicht angehalten zu haben, als der Kriegsrausch diesseits wie jenseits des Wasgenwaldes verflogen und der letzte Einzug des Helden ohne Störung der Nachtruhe Europas vor sich gegangen war.

Er war doch von überwältigender Wirkung gewesen.

Am 29. November hatte das Geschwader mit der kaiserlichen Leiche Cherbourg erreicht, und diese war auf ein Dampfschiff gebracht worden, das sie nach Havre führte. Dann fuhr die kleine Flottille die Seine aufwärts, bei der Einfahrt in den normannischen Hafen von der „Sonne von Austerlitz“ begrüßt, die, den Wolkenflor zerreißend, den auf dem Schiffsdeck stehenden Sarg mit einem Glorienschein umspann[583]). Ganz Frankreich war auf den Beinen, um die Rückkehr des Helden zu feiern. Auf den Höhen der Steilküste des Kanals hatten die Landleute zu Tausenden gestanden, als die Schiffe vorüberfuhren. In Rouen war mitten in der Seine ein Triumphbogen errichtet, und Veteranen des großen Heeres warfen Immortellenkränze auf die Wasserstraße. Beispiellos war die Menschenmenge, die in Paris zusammenströmte. Die Postwagen, die Eisenbahnen vermochten die Fahrgäste nicht zu fassen, die sich an die Schalter und in die Türen drängten. Mancherlei Anekdoten, auf deren Wiedergabe hier verzichtet werden muß, bezeichnen die glühende Begier der Leute, auf jeden Fall und um jeden Preis am 15. Dezember in der Hauptstadt zu sein. Denn dieser war bestimmt, Napoleons Begräbnistag und der letzte Tag in seiner Geschichte zu werden. Unterhalb Courbevoie war die Flottille vor Anker ge-

gangen. Hier wurde der Leichnam ausgeschifft und auf einen ungeheuren, mit Prunk überladenen Wagen gesetzt, über den ein mit goldenen Bienen besäeter Hermelinmantel gebreitet war. Es war ein eisiger Wintermorgen von acht, nach andern sogar von zwölf Grad Kälte. Aber ein Tag, der für einen feierlichen Empfang doch geschaffen schien.

Jour beau comme la gloire,
Froid comme le tombeau,

hat ihn Victor Hugo[584]) kurz und treffend genannt. Der Himmel war anfangs trübe, und der „goldene Siegeswagen rollte geisterhaft in den weißen Morgennebeln dahin". Noch war der Vorhang zu der Apotheose nicht aufgezogen. Es geschah, als der Leichenzug unter der hohen Torwölbung des Triumphbogens hindurchzog, den der sparsame Hausvater Ludwig Philipp mit reichlichem Aufwand an — Pappe und Goldschaum dekoriert hatte, und der riesige Wagen auf der breiten Fahrstraße der elysäischen Felder erschien. „Hier brach die Sonne plötzlich aus dem trüben Gewölk und küßte zum letztenmal ihren Liebling und streute rosige Lichter auf die imperialen Adler, die ihm vorangetragen wurden"[585]). Es ist kein Zufall, daß die Dichter, die den Zug geschildert, gerade diesen Moment zur Aufnahme gewählt haben, während prosaische Zeitungsberichterstatter die Fahrt auf der Seine und durch die Straßen von Paris oder die Ankunft der Leiche im Invalidendom mit wortreicher Umständlichkeit behandelten. Auch Victor Hugo, der einen prächtigen Aufsatz über den 15. Dezember geschrieben hat[586]), läßt sich in ähnlicher Weise vernehmen: „Man sieht in der Ferne, in Nebeldampf und Sonnenglast, auf dem rötlichgrauen Hintergrunde der Bäume in den Champs-Elysées, zwischen hohen, gespenstisch weißen Statuen einen goldenen Berg langsam heranfahren."

Diesen wandelnden Berg, der wie in seiner Grotte der Kyffhäuser einen Heldenkaiser barg, begleiteten in langen Reihen „die armen, spärlichen Überreste jener Legionen, die einst im Sturmschritt die Welt erobert und jetzt, mit verschollenen Uniformen, matten Gliedern und veralteten Manieren, hinter dem Leichenwagen als Leidtragende einherschwankten". Ihr Aussehen mag nicht besonders imposant gewesen sein, und ein Berichterstatter der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" hat von diesen Schatten tapferer Soldaten ein häßliches Zerrbild entworfen: „Was die Journale von dem Enthusiasmus, der sie ergriffen, gesagt, war eitel Poesie. Ihre blödsinnig gewordenen Ge-

sichter verrieten keinerlei Ausdruck, und man sah es den durchfrorenen Leuten an, daß sie sich nach dem Kamine sehnten, der Suppe und dem warmen Bett, um auch bald gänzlich schlafen zu gehen" [587]). So verkannten, die sie verkennen wollten, die Begeisterung des gemeinen Mannes für den übermenschlichen Helden, der einem Halbgotte gleich über die Gemüter der Kleinen geherrscht hatte. Hinreißende Züge werden aus jenen Tagen von den letzten des großen Heeres berichtet. Beim Anblick des Leichenwagens war eine Veteranenkompagnie, ausdrücklichem Befehl zuwider, lautlos in die Kniee gesunken. Ein alter Kämpfer von Austerlitz, dem im Gedränge der Stelzfuß zerbrach, ließ sich von mitleidigen jungen Leuten an einen Platz tragen, von wo er den Trauerzug wenigstens mit den Augen verfolgen konnte [588]). Unter den Offizieren des Kaiserreichs, neben der alten Garde, den Mameluken, den Resten des Bataillons von Elba bemerkte man eine Schar tapferer Polen, die Skrzynecki, Malachowski, Soltyk, Dwernicki, die 1831 bei Grochow und Ostrolenka die Wunder von Wagram und Leipzig erneut, nun wie der deutsche Poet das Brot der Verbannung aßen und herbeigeeilt waren, dem Kaiser in alter Treue die letzte Ehre zu erweisen [589]). Der sechsundachtzigjährige Marschall Moncey hatte in der Furcht, den Tag des „Heils" nicht zu erleben, bis zum 15. Dezember die Stunden gezählt und ließ sich nun in einem Rollstuhl nach der Invalidenkirche fahren, wo am Katafalk die Worte Simeons von seinen Lippen kamen [590]).

Merkwürdig, daß Heine, der Freund des alten Ricou und des blinden Invaliden von Dieppe, diesen Zügen kein Wort des Beifalls gespendet hat! Gewiß, er äußert sich nicht mit der Roheit des Leipziger Zeitungsschreibers, aber auch ihm erscheinen die hinter dem Sarge ihres Kaisers hinwankenden Gestalten mehr von einer grotesken als von der erhabenen Seite, und mit einem schneidenden, fast beleidigenden Realismus sagt er von ihnen: „Diese Invaliden der großen Armee sahen aus wie Karikaturen, wie eine Satire auf den Ruhm, wie ein römisches Spottlied auf den toten Triumphator!" Die Erscheinung der abgelebten und verkümmerten Greise mochte das Schönheitsgefühl des Dichters verletzen, der den Herrscher dreißig Jahre früher, in so ganz anderer jugendfrischer Umgebung, in die bergische Hauptstadt hatte einreiten sehen!

Den gleichen Zwiespalt zwischen einst und jetzt empfand auch Hugo, dem bei dem Pomp dieses Aufzuges, während die alten siegreichen Kanonen wie Anno 7 und 9 ihre eherne Stimme in den

Jubelruf der Menge mischen, plötzlich einfällt, daß in diesem Augenblick vielleicht der Wurm im Sarge über das Marmorgesicht des Imperators leise dahinschleicht[591]).

Mit dem scharfsichtigen Realismus, der Heines Bericht über die Feier vom 15. Dezember auszeichnet, hat dieser auch die Stimmung des französischen Volkes an dem denkwürdigen Tage geschildert, an dem die einen Berichterstatter einen unbeschreiblichen Enthusiasmus gesehen haben wollten[592]), während die anderen, namentlich deutsche, sich nicht darin genug tun konnten, die Teilnahmlosigkeit und Kälte der Pariser hervorzuheben, die dann zu dem Frostwetter des Wintertages in pointenreiche Beziehung gesetzt wurde. Sogar in die ernste Geschichtschreibung ist diese mythische Kälte vielfach übergegangen — auch ein Stück napoleonischer Legende.

So frostig scheint die Sonne,
So träge schleicht der Strom,
So frostig steht die Menge
Am überfüllten Dom,

sang Eduard Brinckmeier[593]).

Die Wahrheit lag, wie meist bei solchen Dingen, in der Mitte, und das hat Heine richtig herausgefühlt. Die Radikalen, die den Schatten des Helden in die Arena des Parteistreites herabzerren wollten, hatten den Begräbnistag zu einer regierungsfeindlichen Kundgebung mißbrauchen wollen, wie einst die Leichenfeier des Generals Lamarque[594]). Sie waren mit ihren löblichen Absichten gescheitert, obwohl in einzelnen Legionen der zu dem Festzuge aufgebotenen Nationalgarde Rufe gegen das Ministerium und die „Verträge von 1815" ertönten.

Auch Heine hatte ja derartiges gefürchtet, und nicht ohne Befriedigung stellt er nach den Eindrücken des 15. Dezember fest, daß die „kriegerischen Gelüste" der Nation, wo nicht erloschen, so doch abgekühlt seien und „der Geist der Soldateska bei den Franzosen nicht so blühend vorwaltet, wie mancher Bramarbas diesseits des Rheins prahlt und mancher jenseits ihm nachschwatzt". Aber so sehr er sich hier den übrigen Berichterstattern über die Festfeier nähert, so entschieden widerspricht er ihnen, wenn sie „in dem Schauspiel jenes wunderbaren Begräbnisses nur Pomp und Gepränge sahen". Das Auge des Dichters war schärfer. Er hatte einen feineren Sinn als die journalistischen Eintagsmenschen für die Gefühle, die das Gemüt des französischen Volkes erschütterten. Auch die jüngere Gene-

ration, welcher die meisten der fremden Journalisten jede ernstere Teilnahme an der Feier absprechen zu dürfen glaubten, sieht Heine zwar nicht „mit brennendem Zorn", aber „mit der Wehmut der Pietät" vor dem goldenen Katafalk stehen, der alle Freuden und Leiden und die auf immer zerbrochenen stolzen Hoffnungen ihrer Väter umschloß.

Doch das Kaiserreich selber hat auch er damals für tot gehalten. Das war denn doch der Totaleindruck, den man an dem merkwürdigen und so viel besprochenen Tage empfing. Die „Mainzer Zeitung" brachte am 20. Dezember einen langen Artikel mit der bezeichnenden Aufschrift „Napoleons Leichenfeier, das Grab des Bonapartismus" [595]), in welchem ausgeführt wurde, daß „der Leichenzug die Prozession einer historischen Reliquie" gewesen sei und der mit dem volltönenden, aber durch und durch unwahren Satze abschloß: „Unter den Tönen von Mozarts Requiem ist der Bonapartismus auf immer zu Grabe getragen worden." Dieselbe Weisheit wurde auch sonst in der Presse gepredigt [596]). In Verse gebracht, lautet sie bei Georg Herwegh:

Das eigne Volk saß zu Gerichte,
Des Kaisers Zauber ist geschieden;
Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden [597]).

L'Empire est mort, schrieb vor einigen Jahren der Pariser „Figaro" bei Gelegenheit einer von den Anhängern des Kaisertums veranstalteten Gedächtnisfeier. Es mag heute wahr sein, obwohl ich für meine Person auch im Jahre 1902 kein Gift darauf nehmen möchte. L'Empire est mort, hieß es auch damals im Chorus der Zeitungsmenschen. Nur der eine und der andere wagte schüchtern einen Einwand [598]). Heine gehörte diesmal nicht zu den Weitsichtigen, was uns bei seiner Stellung zur Bonapartistenpartei kaum wundert. „Das Empire ist ebenso tot wie der Kaiser selbst und ward mit ihm begraben unter die Kuppel des Invalidendoms," hat er in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 20. Januar 1841 geschrieben.

Die Leichenfeier bildet, vom Standpunkt dieser Studie aus betrachtet, den Höhepunkt des Buches „Lutetia". Über die späteren Partieen können wir flüchtigen Fußes hinwegeilen. Mehr noch als die der Begräbnisfeierlichkeit voraufgehenden zeigen die folgenden Auslassungen über Napoleon und Napoleonisches das Gepräge von Arabesken und Randverzierungen, ohne die der geistreiche Publizist einmal nicht schreiben kann. Trotz mancher hübschen Aperçus tragen sie, der Grundstimmung des Ganzen entsprechend, wieder den Stempel

einer mehr gelassenen Gleichgültigkeit. Zwar wird man sich immer hüten müssen, den Humoristen allzu streng beim Worte zu nehmen. Schon der Schluß des Begräbnisberichtes ist in dieser Hinsicht charakteristisch: „Der Kaiser ist tot [und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, daß er tot ist]. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Philisterwelt atmet auf wie erlöst von einem glänzenden Alp." Und nun folgt die schon früher berührte Stelle: „Über seinem Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andre Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette oder James Watt, den Baumwollespinner."

Die in Klammern gesetzten Worte — sie erinnern an eine frühere Bemerkung in den „Französischen Zuständen" [599]) — hat Heine natürlich später beiseite geschafft. Aber wenn man sie wiedereinsetzt, wer will sagen, ob und inwieweit es dem Autor damit Ernst gewesen? Der Publizist freut sich, der Staatspensionär Ludwig Philipps muß sich vielleicht freuen und Gott danken, daß „der Kaiser tot ist". Aber da mischt sich der Poet dazwischen, zieht einen zarten Schleier der Ironie über die „Helden" der Neuzeit, den „tugendhaften" Lafayette und den nützlichen Baumwollspinner; ein feiner Spott zuckt um die Mundwinkel des Dichters, und, mehr angedeutet als ausgesprochen, klingt uns aus den Beiwörtern die Verachtung entgegen, die der Künstler gegen die Nachfolger des großen Mannes in der Weltherrschaft empfindet. Mit dem Kopfe stimmt er ihnen zu, mit dem Herzen? — — — haine du bourgeois!

Man sieht das auch noch an anderen Stellen. Napoleon und dessen Nachahmer Thiers wird ihre unermüdliche „Aktivität" vorgehalten, durch die beide wie viele Ministerien und Dynastieen ihren Fall beschleunigt haben [600]). Das ist immerhin ernst gemeint. Aber wenn Schalk Heine damit fortfährt, daß er beiden vorwirft, sie hätten die „Kunst des Stillsitzens" nicht besessen, die bei uns den kleinen Kindern zuerst gelehrt wird und die Herr Guizot — Guizot, der französische Premier und Heines allmächtiger Beschützer — in so hohem Grade besitze? Tausend Heineleser mögen darüber hinweglesen; aber der Aufmerksame und feiner Empfindende wird eine gewisse Erschütterung des Zwerchfells verspüren, und ein leises Kichern des Spötters verrät ihm, daß Heine über alle Machtnachfolger Napoleons, diese ehrbaren Tugendbolde einer kleinen Gegenwart, die er nolens volens loben muß und die er auch mit dem Verstande wirklich lobt — im ge-

heimen sich lustig macht, ebenso lustig wie einst über Castlereagh, Saalfeld, Wellington und Ludwig XVIII.

Wenn ich an solchen Stellen Spuren einer in dem Dichter Heine nie erstorbenen persönlichen Sympathie für seinen alten Helden sehe, so will ich nicht in Abrede stellen, daß der Politiker gegen Ende der „Lutetia" mit dem Staatsmann Bonaparte nach wie vor in vieler Hinsicht unzufrieden ist. Trotz seiner gewaltigen Geistesgröße hat er nach Heine den Gang der Zeit nicht recht verstanden, der starke Mann — nach dem mißmutigen Heine der „Lutetia", denn der jugendfrische Schreiber der „Nordsee" hatte einst das gerade Gegenteil behauptet[601]). Hätte Napoleon deutsches Geistesleben begriffen, er, der den Tiefsinn Kants nicht höher einschätzte als die Taschenspielereien eines Cagliostro, Swedenborg und Philadelphia, vor den abgelebten Lehren der Sensualisten und Materialisten, Condillacs, Cabanis' und de Tracys, sich fürchtete und den verderblichen Feind, den er im Reiche des Gedankens ahnte, unter alten Perücken, unter französischen Greisen suchte, statt unter der blonden Jugend der deutschen Hochschulen![602]) So ist er gefallen, weil er dieses Rätsels Sinn nicht faßte.

Und so handelten denn am Ende die französischen Liberalen und Ideologen auch gar nicht so dumm, als sie — der Publizist erörtert das bei Besprechung der damals brennenden Frage der Befestigung von Paris — als sie den Mann verließen, der über die Zaubermittel der Idee der Freiheit, „welche Heere aus dem Boden stampft", nicht mehr verfügte und der ihnen obendrein gefährlicher war als die Verbündeten und die Bourbonen zusammen[603]).

Ist Heine doch bei Benjamin Constant zu Gaste gewesen oder gar bei der alten Feindin seines Kaisers, der Frau von Staël? Fast sollte man es meinen, wenn man solche Worte liest. Indessen glaube ich, ein Kapitel aus der schriftstellerischen Laufbahn des geistreichen Mannes beschließen zu dürfen, das bei der bunten Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände nicht zu den leichtesten und übersichtlichsten gehört, aber seinem Stoffe nach für den Verfasser selbst die reizvollsten Aufgaben aus der Geschichte des Verhältnisses zwischen Dichter und Kaiser darbot. Ein einheitlicheres Bild wird der folgende Abschnitt entrollen.





5. Kapitel.

Die Umkehr.

Wie verschiedenartig und widerspruchsvoll die einzelnen Stellen auch sein mögen, als Ganzes genommen, bezeichnet die „Lutetia", bezeichnen vielmehr die für die Augsburger Zeitung geschriebenen Korrespondenzartikel den Tiefstand des Heineschen Napoleonkultus. Rund zehn Jahre verflossen nach den Berichten für das Cottasche Weltblatt, bevor der Dichter wiederum den Mund öffnete, um sich über den Helden seiner Jugend zu äußern. In einem Tone zu äußern, der von dem zuletzt vernommenen ebenso stark absticht wie dieser von den schmetternden Fanfarenklängen des „Buches Le Grand". Hält man die beiden Zeugnisse nebeneinander, die letzten der Aufsätze für die „Allgemeine Zeitung" und die ersten Seiten der „Geständnisse", wohl gar noch daneben das „Waterloofragment", so gähnt dem Beobachter eine Kluft von erheblicher Breite und Tiefe entgegen, die durch nichts ausgefüllt wird.

Die einzige schwache Brücke zwischen den Pariser Berichten der Jahre 1840—1843 und den 1853 begonnenen „Geständnissen" bilden, von dem „Tambourmajor" und allenfalls noch ein paar zur Zeit ihres Entstehens nicht veröffentlichten Aphorismen abgesehen, die Strophen des zu Anfang 1844 gedichteten Wintermärchens „Deutschland", in dessen achtem Kapitel der Poet noch einmal des eisigkalten Wintertages gedenkt, an dem die Gebeine des toten Kaisers unter den Klängen des Mozartschen Requiems in der Invalidenkirche zu Paris aufgebahrt wurden [604]).

Indem Heine nicht allein als Journalist über das interessanteste Tagesereignis von 1840 sprach, sondern auch als Dichter den Moment

feierte, von dem ein sächsischer Poet, Theodor Drobisch, damals gesungen hat:

Europa! dieser Augenblick
Kehrt nimmer, nimmer wieder[605]),

indem er das tat, berührte er sich noch einmal mit einer allgemeineren Literaturströmung, die nicht nur, wie das unausbleiblich war, an die Feier des 15. Dezember anknüpfte, sondern, über den Rahmen der eigentlichen Festpoesie hinausgehend, mit breiterem Wogenschlage in das fünfte Jahrzehnt des neunzehnten Säkulums hineinrauscht.

Unter den Nachwirkungen der in dem einleitenden Kapitel geschilderten Verhältnisse und Stimmungen und zum Teil schon unter dem Einfluß Heines selbst war in den dreißiger und vierziger Jahren auch in Deutschland eine reiche Napoleonlyrik erblüht, deren einzelne Vertreter und Erzeugnisse hier nicht einmal andeutungsweise berührt werden können. Gegen das Ende des vierten Jahrzehnts scheint dieser Kultus, der seit der Julirevolution noch beständig gewachsen war, vielleicht eher ein wenig abgenommen zu haben, als ihm die Nachricht von dem Antrag des Ministers Rémusat an die französische Kammer und die darauf folgenden Ereignisse neuen Impuls und frische Nahrung gaben. Wieder ging, wie bei Napoleons Tode, ein internationaler Zug durch die Völker. Wie die Zeitschriften aller Länder bis auf das Leipziger Pfennigmagazin von Darstellungen jeglicher Art, Tagesartikeln, historischen Aufsätzen und Bildern wimmelten, in denen die französische Expedition bis ins Detail verfolgt wurde, so hat auch die Poetenzunft sich die kostbare Beute nicht entgehen lassen, die der dankbare Stoff in reichlicher Fülle darbot. Namentlich ist wie 1821 das betriebsame Völkchen der literarischen Handwerker über die kleinen und kleinsten Umstände hergefallen, deren keiner dem Leser erspart blieb.

Doch haben auch namhaftere Männer bei dieser Gelegenheit ihre Stimme erhoben, von den Franzosen Barthélemy und Delavigne, in Schweden der alte Tegnér, in Rußland Lermontov, von Deutschen Georg Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Friedrich Laun und Emanuel Geibel. Freilich in ganz verschiedenem Sinne und keineswegs ausschließlich zum Lobe des Helden, der da seinen letzten Einzug gefeiert hatte.

Meine hierüber angestellten Forschungen haben eine reichliche Ausbeute geliefert, deren Verwertung an dieser Stelle den Faden zerreißen würde und deren wesentlichste Ergebnisse ich daher am Schluß meines Buches unter den Noten zusammengestellt habe[606]).

Doch kann ich hier Victor Hugos Prachtode, Le Retour de l'Empereur, nicht übergehen. Weniger deshalb, weil sie, trotz eines etwas auffällig zur Schau getragenen Pompes wohl die gelungenste, ganz sicher die gedankenreichste Dichtung dieses Stoffkreises ist, sondern weil ihr eine Verwandtschaft, eine direkte Blutsverwandtschaft, mit unserem Heine zugeschrieben wurde.

Die Anklänge in Heines und Hugos prosaischen Schilderungen des Trauerfestzuges sind schon hervorgehoben; sie gehen nicht über jene Ähnlichkeiten hinaus, die eine gleiche Stoffwahl bedingt oder mit sich bringt. In der Ode aber stellt Hugo in glänzender Antithese den bei Waterloo geschlagenen Kaiser, der doch noch einen letzten Triumphzug vorausahnt, dem toten gegenüber, der ihn wirklich feiert. Dann folgen die Strophen über das Martyrium von St. Helena:

O Insel Helena! — Was birgt sich in dem Wort!
England, verzehrt von Haß, beschloß langsamen Mord
Im Angesicht der Welt an diesem großen Mann;
Der Erdball sah aufs neu das Schicksal des Homer:
Die Kette und den Fels, umbraust vom ew'gen Meer,
Drauf mit dem Geier den Titan.

Doch solch Martyrium und solch erhabnes Leid
Solch ungezähmte Wut und Unbarmherzigkeit,
Mit der man mordete das Opfer nach und nach,
Solch unerhörte Schmach — empörend jedes Herz —
Erfüllten endlich mit erbarmungsvollem Schmerz
Die Welt, gleichwie den Krug allmählich füllt der Bach [607]).

Schon ein damaliger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" hat hierin und zwar besonders in dieser letzten Strophe die Versifikation „einer bekannten Stelle in Heines Reisebildern" gesehen [608]). Es kann dabei wohl nur an das IX. Kapitel des „Le Grand" („Britannia! dir gehört das Meer" u. s. w. [609])) oder an den Schluß der Scottkritik in den „Englischen Fragmenten" [610]) gedacht sein. Doch kommt man nach meiner Ansicht an beiden Stellen wieder nicht über allgemeine Bezüge hinaus, den Haß gegen England, der in der Hugoschen Ode auch an anderen Stellen mächtig durchbricht und in Heines Schriften von Zeit zu Zeit immer wiederkehrt. Spuren von Anklängen, die aus dem Verkehr beider Schriftsteller, vielleicht auch aus der wechselseitigen Lektüre ihrer Werke hervorgegangen sein mögen, glaube ich hier und da bei beiden festgestellt zu haben, wobei ich noch nachtragen möchte, daß Heine eines der interessantesten und wichtigsten Kapitel der „Lutetia", das unter anderem die Aus-

fälle gegen Benjamin Constant und die Frau von Staël enthält, mit einem Citat aus Hugos bekanntem Kaiserliede Lui einleitet[611]). Eine Entlehnung des französischen Dichters, die hier stattgefunden haben sollte, oder gar eine „Versifikation“ einer bestimmten Stelle aus den „Reisebildern“ erscheint mir dagegen wenig glaubhaft.

Auch sonst hat Heine mit der übrigen Grabesdichtung recht wenig gemein, und nur, wenn der Mecklenburger Friedrich Wilhelm Rogge den toten Napoleon mit den Worten anredet:

Du wardst bereits zum Standbild der Geschichte,
Das heut vollendet hat ein Königssohn,
Und wieder dann im sagenhaften Lichte
Rückt deine Welt uns fern und ferner schon[612]),

so kommt das inhaltlich Heine sehr nahe.

Ähnliche Aussprüche fanden wir in den „Reisebildern“[613]) und im Wellingtonaufsatz[614]), und auch der Verfasser der „Lutetia“ spricht von dem „Napoleon Bonaparte, der für das heutige Geschlecht schon längst dahingeschwunden war in das Reich der Sage zu den Schatten Cäsars und Alexanders“, eine Stelle, die sich mutatis mutandis in den Versen des „Wintermärchens“ wiederfindet.

Die Erwähnung Napleons in diesem aber bietet eine interessante Analogie zu Byrons „Bronzenem Zeitalter“. Dort wie hier hat der Dichter dem Helden sein Totenlied zwischen die Zeilen einer Satire geschrieben, in der er der Misere der Gegenwart mit grausamen Hohnworten zu Leibe geht. Ob Heines Spottverse so berechtigt sind wie jene Byrons, darauf kommt es hier natürlich nicht an. Aber ist es wohl Zufall, daß die erste Spur seiner Umkehr in einem Buche zu finden ist, das wieder einen äußerst feindseligen Ton gegen Preußen anschlägt? Wie in der „Lutetia“ ist es nur eine Skizze, die er von seiner letzten Begegnung mit dem Kaiser entwirft, jedoch eine Skizze, für deren wenige Striche man zwanzig ängstliche Detailbeschreibungen kleiner Leute gerne hingibt, ich für meine Person auch den schweren Prachtbau Victor Hugos ohne Schmerzen missen könnte.

Hab' selber sein Leichenbegängnis gesehn,
Ich sah den goldenen Wagen
Und die goldenen Siegesgöttinnen drauf,
Die den goldenen Sarg getragen.

Noch einmal sehen wir das gewaltige Prunkgerüst durch den Triumphbogen und die elysäischen Felder entlang fahren, während die klagenden Töne der Trauermusik durch die eisige Winterluft

schauerlich hinziehen, die Bläser vor Kälte starren, die Adler der alten Standarten wehmütig grüßend im Winde wehen. Eine Geisterstimmung liegt in der Luft, beschleicht den Leser, sie muß auch die Zuschauer, wenigstens den deutschen Dichter, erfaßt haben.

Der Franzose Victor Hugo hat mehr Auge für die äußere Pracht; er hört das Donnern der Kanonen, die Rufe der Menge. Er bleibt also in der Wirklichkeit, auch da, wo er in grausiger Antithese den unheimlichen Totenwurm einführt, den er an der Cäsarenmaske nagen sieht.

Ganz anders verfährt Heine. Bei ihm waltet das Nebelhafte vor, das Traumhaft-Visionäre tritt wieder zum Vorschein, wie in demselben Wintermärchen, als auf der Paderborner Haide, vom ersten Frührotlicht beschienen, das Bild des Gekreuzigten aus dem zerfließenden Morgengrau hervortaucht. Dieser Nebel paßt zu dem Nebel der Erinnerung, der die Zuschauer befängt:

Der imperiale Märchentraum
War wieder herauf beschworen.

Daß das Kaiserreich nur noch ein Erinnerungsbild sei, das hatten auch andere gesagt, auch der Journalist Heine. L'Empire est mort! Während aber trockene Seelen in dem ganzen Hergang bloß das kalte Begräbnis eines fremden toten Mannes sehen, wird die anscheinende Kühle der bisherigen Strophen durch den „verschollenen Liebesruf" überwunden, den die Reste der alten Kohorten dem toten Feldherrn ins Grab nachsenden, und das Vive l'Empereur! das einst den Knaben im Düsseldorfer Hofgarten zu begeistertem Mitruf gezwungen, rührt nach seiner Versicherung den vierzigjährigen Dichter zu Tränen:

Ich weinte an jenem Tag. Mir sind
Die Tränen ins Auge gekommen,
Als ich den verschollenen Liebesruf,
Das „Vive l'Empereur!" vernommen.

Gleichgültig, ob er sie wirklich weinte; er hat sich jedenfalls in die Stimmung so meisterhaft hineinphantasiert, daß wir ihm glauben müssen.

Die wenigen Verse des Wintermärchens bilden, wie gesagt, nur eine schwache Brücke zu der Behandlung Napoleons in den „Geständnissen". Ich habe dieses Kapitel „die Umkehr" überschrieben. So weit man sehen kann, war sie eine gründliche. Noch einmal, so scheint es, tritt ein gewaltiger Stimmungsumschlag bei dem Dichter zu Tage.

Und auch diesmal sind, und diesmal mehr als je, die politischen Ereignisse dabei mitwirkend gewesen. Nach den bei der Durchmusterung der „Lutetia" gemachten Wahrnehmungen sind Heines Urteile über den großen Oheim nicht unabhängig von den höheren oder minderen Wärmegraden seiner Begeisterung für das Treiben des Neffen und von seiner Bewertung des aktuellen Bonapartismus der Gegenwart. Im Jahre der Landung von Boulogne stand jene auf dem Gefrierpunkt, zehn Jahre später hatte sie eine recht erträgliche Frühlingstemperatur erreicht.

Der Februarwind von 1848 hatte das Eis zum Tauen gebracht. Es scheint mir nicht ganz richtig, wenn man, wie es wohl geschehen ist, den Anteil des Dichters an diesem ganz Europa erschütternden Ereignisse als einen rein negativen hinstellt. Wie er selbst, der kranke Mann, noch persönlich in den kritischen Tagen mitwirken und auf einer Ausfahrt seinen Wagen zum Bau einer Straßenschanze hergeben mußte, so hat er an der großen Bewegung, die eine Weltbewegung werden sollte, auch innerlich teilgenommen, und zwar zuerst in wesentlich zustimmendem Sinne. Schon Strodtmann hat die Zeugnisse hierfür und für den freilich sehr bald wieder eintretenden Stimmungswechsel zusammengestellt[615]), und wer die unmittelbar unter dem Eindruck der Februartage geschriebenen Aufsätze Heines mit dem vielbesprochenen „Waterloofragment" vergleicht, wird finden, daß die pessimistischen Ansichten über die provisorische Regierung, die das letztere zum Ausdruck bringt, nicht die ursprünglichen waren[616]). Erst als der Phrasenheld Lamartine, dem der Dichter im Revolutionsjahre recht wohl geneigt war, und die übrigen Helden der Zwischenregierung unseren Heine noch weit schneller und gründlicher enttäuscht hatten als zu seiner Zeit das Julikönigtum, und als dieser einsah, daß die Zukunft Frankreichs nicht durch Cavaignac repräsentiert werde, sondern die Welt sich noch einmal für Bonaparte drehte, da wendete auch er sich dem neuen Sterne zu. Anfangs nur zaudernd und halb widerwillig. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde," sagt er im März oder April 1849 zu dem ihn besuchenden Schriftsteller Alfred Meißner, „war der Welt zu Mute, als ob etwas, das nichts als ein Traum war und ein Traum sein sollte, Realität geworden wäre"[617]). Auch ihm selber war einen Augenblick so zu Mute gewesen. „Aber ich habe das Unglück," fährt er fort, „Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im unklaren." Heine entwickelt hierauf die schon ein Menschen-

alter vorher, bald nach dem Ausbruch der großen Revolution, von Wieland und anderen geäußerte Ansicht, daß von dem überreifen Kulturvolk der Franzosen, dem Gold und Ämter haschenden Galliertum der Neuzeit, eine republikanische Tugendära mit Brutusgesichtern und Cassiuscharakteren nicht erwartet werden dürfe: „Paris, glauben Sie mir, ist gut napoleonistisch — ich meine, hier herrscht der Napoleondor." Gewiß, das ist ein Scherz und noch dazu ein recht bitterer.

Auch die Worte über den durch die Wahl vom 10. Dezember zum Präsidenten der Republik beförderten Prinzen Ludwig Bonaparte klingen noch nicht allzu freundlich: „Der Präsident arbeitet nach der Schablone seines Onkels und geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu!" Hier kündigt er also den kommenden Staatsstreich im voraus an und gleicht auch darin jenen zahlreichen deutschen Propheten der neunziger Jahre, die – berühmte Muster sind wieder Wieland und daneben Schiller — das Auslaufen des Freistaates von 1792 in einen Staat mit diktatorischer Spitze geweissagt hatten[618]).

Aber auch mit der Person des neuen Cäsar sollte sich der Bewunderer des Ahnen allgemach befreunden. Hier scheiden sich seine Wege von denen Victor Hugos, der bis an sein Ende ein Todfeind des dritten Napoleon geblieben ist. Schon am 21. April 1851 schreibt Heine an den alten Freund Kolb von der Allgemeinen Zeitung: „Für den Präsidenten bin ich mit Leib und Seele, aber nicht bloß, weil er der Neffe des Kaisers, sondern weil er auch ein wackerer Mensch ist und durch die Autorität seines Namens größerem Unheil entgegenwirkt; wie Ludwig Philipp es war, so ist auch Louis Bonaparte ein Mirakel zu gunsten der Franzosen". Da fallen ihm noch einmal die Genossen vergangener besserer Tage ein, Lebret und Lindner, die dem großen Kaiser in ihrem Gärtchen ein Denkmal und ein schöneres in der Literatur durch eine Ausgabe seiner Werke errichtet hatten: „Ich denke oft mit Kummer daran, daß Lindner und Lebret das Wiederaufstrahlen des Imperialismus durch Ludwig Napoleon nicht mehr erlebt haben. Welche Dithyramben hätten ihre alten Herzen gesungen!"[619])

Ohne inneren Kampf war Heines Bekehrung zu dem neuen Evangelium doch nicht vor sich gegangen. In einem kurz nach dem Staatsstreich an dieselbe Adresse gerichteten Briefe weist der Dichter unter Bezug auf eine mit Oskar Peschel gepflogene Unterhaltung

triumphierend darauf hin, daß er mit seinen — Kolb bekannten — Ansichten über den Präsidenten recht behalten habe. „Jetzt sieht jeder, daß ich ihn richtig beurteilt und daß auch er sich verstellt hat, nur in ganz umgekehrter Weise wie wir. Er war wirklich der Löwe in der Eselshaut, die er eines frühen Morgens von sich abstreifte, zum Entsetzen der ganzen Kammermenagerie“ [620]). Diese Stelle gewinnt eine höhere literarische Bedeutung, wenn man sie mit dem ergötzlichen Gedichte „König Langohr I.“ [621]) zusammenhält, das nach Elsters Vermutung auf Napoleon III. gemünzt sein soll [622]). Wenn auch gewiß kein Kompliment für den neuen Herrscher, so ist dieses scherzhafte Poem freilich zweifellos in erster Linie auf die Dummheit des „Eselvolkes“ geschrieben, das den König Langohr zu seinem Regenten gewählt hat, dann rebellisch zu werden beginnt, aber vor der nachdrücklichen Rede des Despoten untertänigst zu Kreuze kriecht. In ganz ähnlichem Tone charakterisiert Heine in jenem Briefe an Kolb den Widerstand der Mitglieder der Nationalversammlung gegen den „Helden, der das blanke Schwert der exekutiven Gewalt in Händen hatte, während sie nur die legale Scheide besaßen“. So erscheint ihm das zweite Kaiserreich zwar nicht gerade als die beste der Welten schlechthin, wohl aber als die beste der damals möglichen Welten, und aus einzelnen Gegenäußerungen des subjektivsten der Impressionsmenschen sollte nicht, wie es Rudolf von Gottschall und Heines Neffe, Baron von Embden, getan haben, die etwas vorschnelle Schlußfolgerung gezogen werden, daß unser Dichter „ein eifriger Gegner“ des damaligen Präsidenten der Republik war [623]). Ich sagte oben, ohne Kampf ist diese letzte Bekehrung Heines nicht zu stande gekommen. Er selbst gesteht, daß bei dem Wechsel ein Rest von alten Träumen und Wünschen in die Brüche gegangen sei: „Mein Herz blutete dennoch, und mein alter Bonapartismus hält nicht Stich gegen den Kummer, der mich überwältigte, als ich die Folgen jenes Ereignisses (des Staatsstreichs) übersah“ [624]). Auch klingt der Verdruß über autokratische Maßregeln der neuen Regierung in späteren Briefen an Kolb und Meißner gelegentlich durch [625]), und eine Bemerkung, die Heine 1855 Adolf Stahr gegenüber fallen ließ: „Es hilft alles nichts, die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes“, zeigt wenigstens, daß er nach wie vor dem zweiten Kaiserreich keine Ewigkeit zumaß [626]). Das war wieder die alte Negation, das „Mißvergnügen mit dem Status quo“, wie es Meißner in seinen Erinnerungen genannt hat [627]), das in Heine jene Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen erzeugte, die

er mit den Franzosen, mit denen er nun schon so lange hauste, den größten Teil seines Lebens hindurch geteilt hat.

Trotz alledem war er im ganzen recht froh, daß es so gekommen, und er erkennt den dritten Napoleon nicht allein gern als Kaiser an; in den 1854 veröffentlichten „Geständnissen", diesem merkwürdigen Dokumente zur Geschichte seines inneren Lebens, sucht er scherzhaft zu beweisen, daß er als Düsseldorfer schon von altersher verpflichtet sei, ihn als seinen rechtmäßigen Landesherrn zu betrachten[628]. Als Murat König von Neapel geworden, habe Napoleon I. das Großherzogtum Berg dem (vierjährigen) Sohn seines Bruders Ludwig, dem damaligen Kronprinzen von Holland, übertragen. Da nun dieser „nie abdiziert" habe und sein Fürstentum, das von den Preußen besetzt ward, nach seinem Ableben dem jüngeren Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon, de iure zugefallen sei, so wäre dieser sein legitimer Souverän. Es ist dies gleichsam die Ergänzung oder humoristische Berichtigung einer erst später in den „Letzten Gedichten und Gedanken" mitgeteilten, aber schon nach dem ersten Besuche in Hamburg 1843 niedergeschriebenen Äußerung, wonach Heine sich als einen Preußen „durch das Recht der Eroberung" bezeichnet[629].

Aber noch weit höher wurde das Ereignis der Thronbesteigung eines neuen Napoleon von dem Dichter bewertet, als die bisherigen Äußerungen erraten lassen. In dem erst nach seinem Tode erschienenen „Waterloofragment" knüpft er unbedenklich an die Zeit von 1815 und den so oft von uns vernommenen alten Wunsch an, der einst Bérangers, Hugos und Barthélemys Verse durchklungen, die „Rache für Waterloo". Schon 1830 hörten wir ihn wieder laut werden, auch bei der Einholung der kaiserlichen Leiche hatte er sich aufs neue hervorgewagt. Jene Ereignisse waren nur Abschlagszahlungen, meint Heine; selbst die „große Satisfaktion" der Juliwoche sei nicht „komplett" gewesen. Erst am 2. Dezember 1852, dem Tage, wo der neue Kaiser in die Tuilerien seinen Einzug gehalten, habe das französische Volk die „vollständige Genugtuung" empfangen, und die alte Wunde seines gekränkten Nationalgefühls könne nun endlich vernarben. „Es ist nicht ein neuer Mann, der jetzt auf dem französischen Thron sitzt, sondern derselbe Napoleon Bonaparte ist es, den die heilige Allianz in die Acht erklärt hat, gegen den sie den Krieg geführt und den sie entsetzt und getötet zu haben behauptete: er lebt noch immer, regiert noch immer — denn wie einst der König im alten Frankreich nie starb, so stirbt im neuen Frankreich auch der Kaiser nicht — und

eben indem er sich jetzt Napoleon III. nennen läßt, protestiert er gegen den Anschein, als habe er je aufgehört zu regieren" [630]).

So stabiliert Heine in schrillem Gegensatz zu seiner früheren Haltung einen Rechtsanspruch des „Narren" von Boulogne auf den französischen Kaiserthron! Und dieser Thron selbst hatte sich in seinen Augen noch einmal mit all dem Glanze umwoben, all dem Schimmer und Flimmer der Romantik, mit dem er einst für den Knaben Harry umgoldet war. Wie der Greis sich zurückträumt in die Tage der Jugend, wie die alten Invaliden noch am Ende des Jahrhunderts mit Begeisterung von den großen Tagen des Empire erzählten, so auch er, der kranke Mann, der den „Jubel armer Stelzfüße" begriff, als statt des gallischen Hahnes die Adler wieder erschienen.

Aber man wird sich doch hüten müssen, eine eigentlich senile Erscheinung in dieser Rückkehr zum „göttlichen" Napoleon zu sehen, die mit wunderbarem Parallelismus neben der „Bekehrung" des Kranken zum Glauben an einen außerweltlichen persönlichen Gott einherläuft, nur mit dem Unterschiede, daß auch der äußere Kultus, den Heine nach wie vor dem Herrn der Welten versagte, von ihm dem „Kollegen" der Götter, wie früher, reichlich gespendet wird.

In gewissem Sinne war ja eine Änderung in seiner Stellung zu Napoleon schon durch den literarischen Charakter der „Geständnisse" bedingt, die der Dichter als eine wichtige Urkunde betrachtete, durch welche die Einheit seines Lebens und seiner Werke besser werde begriffen werden. Da versteht man nun auch, daß die Begeisterung für Napoleon, die ihn in seinen besten Jahren beseelt hatte, in dem Buche stehen mußte! Denn der Heine der „Lutetia" war doch nicht der eigentliche, nicht der typische Heine! Damit soll nun aber anderseits gewiß nicht gesagt sein, daß der Dichter in den Jahren 1853—54, wo er die „Geständnisse" schrieb, nicht wirklich wieder der alte Enthusiast gewesen wäre. Neben den bisher erwähnten Gründen für seine Sinnesänderung seit 1840 erscheint mir auch der Ton bezeichnend, in dem Heine wieder von den Mächten der heiligen Allianz und speziell von Preußen redet.

Nur mit dem Unterschiede, daß, was oft schon früher ein recht bitterer Humor gewesen, nunmehr, wie in manchen seiner letzten Gedichte, vollends in Sarkasmus, in grellen und schneidenden Hohn sich verwandelt hat.

Napoleon, „jener schreckliche korsikanische Taugenichts, der in allen Hauptstädten der Welt die Wache prügelte, überall die Fenster einwarf, die Laternen zerschlug und unsre ehrwürdigen Monarchen

wie alte Portiers behandelte, indem er sie des Nachts aus dem Schlafe klingelte und ihr Silberhaar verlangte", — er hat sich augenscheinlich nicht zum geringsten durch eben diese horrenden korsikanischen Nichtsnutzigkeiten den Platz im Herzen des Dichters zurückerobert. Unverkennbar ist das am meisten durch die Schlacht bei Jena geschehen, die zu gewinnen er nach Heines sarkastischem Ausdruck „die Impertinenz gehabt hatte"[631]). Der Haß gegen Preußen, den wir fast jedesmal mit der Begeisterung für den Helden des Franzosenlandes Hand in Hand hatten gehen sehen, war wieder zu furchtbarer Höhe emporgewachsen und fand in den „Geständnissen" und im „Waterloofragment" eine durch keine Rücksicht mehr gehemmte Entladung.

Die Bundestagsbeschlüsse von 1835 gegen das „Junge Deutschland", in das die Weisheit des grünen Tisches hineinrechnete, was ihr paßte, diese kindesmörderischen Bundestagsbeschlüsse, die noch ungeborene Bücher auf die Proskriptionslisten setzten, sie und die schmählichen Zensurplackereien — 1841 hatte man den ganzen Campeschen Verlag in Preußen verboten — das alles war ja nur der Anfang des erbitterten Kampfes zwischen den deutschen, besonders den preußischen Behörden und dem Dichter gewesen, in dem jede der kriegführenden Parteien von den ihr zu Gebote stehenden Waffen schonungslosen Gebrauch machte. So hatte sich Heine 1844 in dem „Wintermärchen" wieder die schärfsten Angriffe gegen Preußen erlaubt; dieses antwortete mit dem strengen Verbote des witzigen Gedichtes und dem gemessenen Befehl an die Polizei sämtlicher Grenzorte, unverzüglich den Dichter zu verhaften, wenn er sich einfallen ließe, den preußischen Boden zu betreten. Heine rächte sich durch neuen Spott, die preußische Regierung, indem sie dem gelähmten Manne das Gesuch abschlug, auf nur wenige Stunden nach Berlin kommen zu dürfen, wo er seinen Jugendfreund, den Professor Dieffenbach, wegen seines Gesundheitszustandes zu konsultieren wünschte[632]). Diese Grausamkeit brachte den Dichter außer sich; der Krieg zwischen der Literatur- und der Militärmacht war ein lebenslänglicher geworden.

So richten sich die Pointen in den „Geständnissen" mit unverkennbarer Vorliebe gegen die „preußische Kokarde" und den „häßlichen schwarzen Geier," wie er den preußischen Adler zu nennen beliebt. Von Napoleons Besiegern war in Heines Spöttereien bisher Wellington der Bevorzugte gewesen. Jetzt ist dieser „Fahnenjunker der Aristokratie" gegen Blücher etwas zurückgetreten. Wir wissen, in der kurzen Zeit, als der Jüngling Harry teutonisch mit- oder anempfand, war der alte Haudegen der „homerisch göttliche" gewesen. Schon 1827

hatte Heine an Varnhagens panegyrischer Darstellung des tapfern Generals (in den „Biographischen Denkmalen") Anstoß genommen und von einem „pharaospielenden Husaren" gesprochen[633]. Jetzt ist Blücher nichts mehr als eine „alte Spielratte", ein „ordinärer Knaster", und Heine weiß nichts anders von ihm zu erzählen als einen Tagesbefehl, worin jener sich vermaß, Napoleon, wenn er ihn finge, aushauen, d. h. durchprügeln zu lassen. Seinen Gott – aushauen![634]) Heine war empört über die soldatisch rohen Worte, ein Gefühl, das sein Freund Laube mit ihm geteilt zu haben scheint.

Die hochgradige nervöse Gereiztheit, die ihn, noch mehr als sonst, in den „Geständnissen" dazu führte, die Größe seines Helden ganz besonders wieder a contrario, durch spöttische Behandlung der Gegner, zu beleuchten, hat gewiß auch dazu beigetragen, seinen dortigen Angriffen gegen Frau von Staël ihre eigentümliche Schärfe zu geben. Trotz der Anerkennung ihres Genius, der „begeisterten Corinnaaugen", des „strahlenden Herzens" und „des Feuerwerks ihrer Geistesraketen", war Heine ja niemals ein Freund dieser Dame gewesen, und wir wissen, daß er schon in der „Romantischen Schule" sich und seine Leser auf Kosten der schönen Genferin und ihres Werkes De l'Allemagne belustigt hatte, dessen Seele – hier kommen wir wieder auf den springenden Punkt — der Haß gegen den Kaiser wäre. Diese Seite der Frau von Staël hat Heine in den „Geständnissen" zur Zielscheibe rücksichtslosester Spöttereien gemacht[635]). Ihr Verhältnis zu Napoleon erklärt er auch in den erst aus seinem Nachlaß herausgegebenen „Gedanken und Einfällen", sei gewesen, daß sie „dem Cäsar habe geben wollen, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, habe sie ihn frondiert und Gott das Doppelte gegeben"[636]). Wer noch daran zweifeln sollte, ob diese Notiz auf die Beschuldigung einer sinnlichen Neigung des Weibes für den bewunderten Helden der italischen und ägyptischen Feldzüge abgezielt habe, wird in den „Geständnissen" die Bestätigung dafür finden: „Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt", heißt es da, „daß der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenossin mehr oder minder idealisch gepaart werden müsse".

Auch andere pikante Anekdoten weiß der Dichter von der Staël zu berichten. So das bekannte Histörchen, daß sie einst in bescheidener Erwartung eines Kompliments an den Kaiser (vielmehr den ersten Konsul) die Frage gerichtet, welche Frau er für die größte seiner Zeit halte, worauf dieser entgegnet haben soll: „Die Frau, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht". Dann die köstliche Geschichte

von dem Besuche der Tochter Neckers bei dem Konsul, der bei der Toilette war oder sich, wie Heine berichtet, gerade im Bade befand. Auf die Antwort des Dieners, daß sein Herr aus dem genannten Grunde nicht zu sprechen wäre, sollte sie geantwortet haben, „daß solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geschlecht". Es versteht sich, daß dieses Wort eine unerschöpfliche Quelle für Heines Anzüglichkeiten werden mußte, der, soweit mir gegenwärtig, nicht weniger als viermal auf das delikate Thema zurückgekommen ist. Endlich hat der Dichter auch die schon in der „Lutetia" verwendete Anekdote wieder angebracht, daß die Staël Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba die Hand zur Versöhnung geboten, unter der Bedingung, daß er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben, an sie auszahle. Dem Kaiser sei der von seiner schönen Feindin geforderte Preis aber zu hoch gewesen.

Die Echtheit oder Unechtheit dieser Historien ist hier völlig gleichgültig. Sie stammen samt und sonders aus dem Las Cases und O'Meara[637]), die der Dichter auch für das IX. Kapitel des „Le Grand" so eifrig benutzte. Das Zurückgreifen auf die „Evangelisten" von St. Helena erscheint mir ebenso charakteristisch wie der Mangel an Galanterie, den der im Umgang mit Damen sonst bis ans Ende seines Lebens so liebenswürdige Poet der schöngeistigen Frau gegenüber bewies, die den „Unsinn beging" — darin hatte Heine ganz recht — seinen Kaiser einen „Robespierre zu Pferde" zu titulieren[638]). Die Frau von Staël, über deren Kritiklosigkeit, wie wir wissen, die urteilsfähige Mitwelt bei dem Erscheinen ihrer Considérations und der Dix années d'exil schon einig war[639]), hat neuerdings wieder viele Verehrer und Freunde, und es ist ja auch nicht zu verwundern, daß in einer Zeit, wo das Taceat mulier in ecclesia seine Geltung längst verloren hat, aristokratische Damen sich der politisierenden Standes- und Geschlechtsgenossin mit besonderer Wärme annehmen[640]).

Da mag es denn verzeihlich sein, wenn auch einmal einer den ungalanten Dichter in Schutz nimmt, der die schöne Frau, freilich mit starker Übertreibung der Wirkungen ihrer Tätigkeit, aber in richtiger Erkenntnis ihrer Absichten, als den bösen Genius schildert, der alle Pläne des Gewaltigen durchkreuzt, als die „Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intriguen, die der Koalition gegen Napoleon vorangingen", als die „Hexe, die an dem brodelnden Topfe kauerte, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w., dem großen Kaiser

sein Verderben eingebrockt hatten." Dem Topfe, in dem nach Heines Ansicht „das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde!"

Der „große Kaiser" und sein Sturz – „das Unglück der ganzen Welt!" Die Beiwörter genügen, um zu wissen, wie sehr Heine auf den Standpunkt der früheren Jahre zurückgekehrt ist!

Aber wann hat diese Umkehr stattgefunden? Das ist wieder schwer zu sagen und noch schwerer, wie weit man von einer wirklichen „Umkehr" wird reden dürfen. In der „Lutetia" glaubten wir hin und wieder ein leises Kichern des politisierenden Humoristen oder humoristischen Politikers zu hören. Es wird vernehmlicher, wenn man die auf ihre Entstehungszeit nicht genau kontrollierbaren Aphorismen des Dichters in den Kreis der Betrachtung zieht. Sie werden zwar wohl vorwiegend dem letzten Jahrzehnt seines Lebens angehören[641]), doch mögen einzelne bis in den Anfang der vierziger Jahre zurückgehen. Durch sie wird in der Tat eine Art von Verbindung zwischen den Berichten für die „Allgemeine Zeitung" und den „Geständnissen" hergestellt, und ich müßte meine frühere Behauptung von der zwischen den beiden Zeugnissen fehlenden Brücke zurücknehmen, wenn nicht das Material, das diese zeitlich unbestimmbaren Äußerungen bilden, denn doch ein zu luftiges und unzuverlässiges wäre. Auch so mag das oben Gesagte einer gewissen Einschränkung bedürfen.

Soviel ist sicher, daß auch hier schon Napoleon den Strahlenmantel seiner Heldenglorie wieder umgeworfen hat. Dabei sind die gebrauchten Bilder vielfach ganz neu und von überraschender Originalität. „Der Kaiser war keusch wie Eisen", lautet einer dieser Aussprüche. Es ist das Eisen, das der Arzt, der Chirurg gebraucht, um den Kranken – hier die französische Nation – zu heilen[642]).

„Seine Regierung war eine Kurzeit", heißt es an einer andern Stelle[643]). Freilich läßt schon Quinet den Kaiser sagen:

> Des siècles en un jour j'ai corrigé l'injure,
> Et ma lance partout a guéri sa blessure[644]),

und Grillparzer redet diesen an:

> Das Fieber warst du einer bösen Zeit,
> Vielleicht bestimmt, des Übels Grund zu heben[645]).

Ein in seiner Sinnverwandtschaft doch wieder charakteristisch abweichendes Wort. Ganz apart ist nun aber die Wendung Heines, wo er, unter Festhaltung obiger Vorstellungen den kühnen Heer-



führer, der die Franzosen durch Europa getrieben, mit Moses verglicht, welcher die Israeliten durch die Wüste geführt habe — beide, um ihre Völker zu heilen.

Ein anderer dieser Gedankensplitter führt den Leser in den Vorstellungskreis der Leute von 1813 zurück, hinter deren Schmähreden ein schärferes Auge leicht die Achtung auswittert, welche die Gegner dem Gehaßten gegenüber doch beseelte: „Sie schimpfen auf ihn," sagt Heine, „aber doch immer mit einem gewissen Respekt — während sie mit der rechten Hand Kot auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut"[646]). Hierzu paßt auch das boshafte Epigramm gegen die Fürsten: „Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten, in der anderen Welt den Napoleon wiederzufinden." Beiläufig bemerkt, ein Wort, das zu den ältesten dieser Einfälle gehören dürfte. Wenigstens liegt die Versuchung nahe, es mit dem 1840 erfolgten Tode des siebzigjährigen Königs Friedrich Wilhelms III. in zeitliche und ursächliche Verbindung zu bringen.

Endlich findet sich unter den Aphorismen noch ein altes Gleichnis, aber in neuer Einkleidung: „Napoleon war nicht von dem Holz, woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht"[647]).

Das klingt fast wie das „Buch Le Grand", und die Intimität dieser mindestens nicht unmittelbar zu dem Zweck einer Veröffentlichung niedergeschriebenen Einfälle dürfte die wohl hier und da aufgetauchte Ansicht widerlegen, als habe der Verfasser des „Waterloofragments" der wieder zu Glanz und Ehren gekommenen napoleonischen Dynastie schmeicheln wollen. Gewiß hatte der alte Campe recht, als er seinen Autor vor dem ungünstigen Eindruck vieler scharfen Stellen in den „Geständnissen" und in diesem Fragmente warnte, dessen Drucklegung daher auch vor der Hand unterblieb, um erst dreizehn Jahre nach dem Tode des Verfassers zu erfolgen[648]). Aber wenn er schreibt: „‚Waterloo' schmeichelt den Franzosen und besonders Napoleon III.", so ist damit wohl nicht gesagt und noch weniger bewiesen, daß die unzweifelhaft wahre Tatsache aus einer niedrigen Absicht des Dichters hervorgegangen sei.

Wenn man den Zustand Heines im Jahre 1854 bedenkt, welches Interesse konnte der arme, fast völlig gelähmte Mann, von dem buchstäblich nur noch der Kopf lebte, daran haben, dem neuen Cäsar, der jüngst auf dem Marsfelde zum ersten Mal seine Legionen ge-

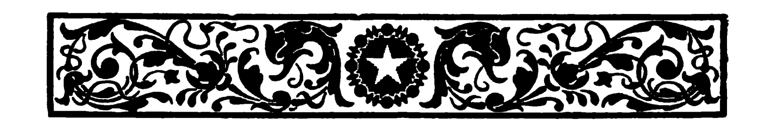
mustert, zu schmeicheln? Daß der hülflose Kranke, der von Wohnung zu Wohnung flüchten mußte, um ein ruhiges Plätzchen für seinen Morphiumschlaf zu finden, den neuen Machthaber nicht reizen durfte und daher die verfänglichen Stellen der Augsburger Zeitungsberichte in der „Lutetia“ unterdrückte, ist doch etwas anderes. Aber ihm in niedriger Weise schmeicheln? Es war Heines Art nicht; auch dem Könige von Frankreich hatte der „Staatspensionär“ oftmals die Wahrheit gesagt, mit einer Ungeschminktheit, wie sie heutzutage unter gleichen Verhältnissen kaum denkbar wäre.

Warum nicht lieber annehmen — was sich ungezwungen annehmen läßt — daß der „alte Mann mit dem Gesichtsschmerz“ zu den Göttern seiner Jugend zurückgekehrt war?

Und er war zu ihnen zurückgekehrt. Das zeigt der Tonfall in jeder einzelnen Zeile des berühmten Fragments. Trotz des sichtlichen Vergnügens, das der korsikanische Taugenichts als europäischer Laternenzertrümmerer dem kranken Poeten in seinem grimmigen Humor bereitet, hat dieser ihm doch einen edleren Triumph zugedacht, indem er ihn wieder die Fahne der Revolution und des Fortschritts vorantragen läßt. Ja, er hat ihn geradezu zum Repräsentanten der nach Erlösung vom alten Joche ringenden Menschheit gemacht, und mit einer Energie des Ausdrucks, die alles bisher Gehörte hinter sich läßt, hat er es klar gesagt, daß „man in jenem einzigen Mann auch uns schlug, auch uns verhöhnte, uns kreuzigte, daß der „Bellerophon“ auch uns transportierte, daß Hudson Lowe auch uns quälte, daß der Marterfelsen von St. Helena unser eigenes Golgatha war und unsre erste Leidensstation Waterloo hieß“!

So sind die Zweifel der Zwischenzeit geschwunden, und der Glaube der Liberalen aus den zwanziger Jahren, daß der Kaiser Napoleon trotz allem ein Paladin der Freiheit gewesen, beherrscht das merkwürdige Dokument der Gesinnung des sterbenden Dichters, das dieser an der Schwelle der Neuzeit niederlegte. Und so mag es denn nicht unpassend sein, mit dem Satze zu schließen, der für die Anschauung jener alten Liberalen von Anno 1825 ebenso bezeichnend ist, wie ihm wenigstens eine *subjektive* Wahrheit nicht abgesprochen werden kann: „Es waren die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, es war die Menschheit, welche zu Waterloo die Schlacht verloren.“





6. Kapitel.

Anklänge und Ausklang.

Mit dem Jubelgruß der Legionäre an den Imperator war Heine von dem Schauplatz abgetreten, auf dem er seine tapferen Federschlachten geschlagen. Halten wir noch einmal eine summarische Musterung über die verschiedenen Wandlungen in seiner Auffassung des Kaisers und des Kaiserreichs, so werden aus der uferlosen Flut hin- und herwogender Meinungsäußerungen und Urteilsabgaben sich mehrere feststehende Punkte erheben, die der Leser als Merkstellen aus diesem Buche mit nach Hause nehmen mag. Nach dem glänzenden Vorspiel der Grenadierromanze ersteigt der Kaiserkultus des Dichters in der „Nordsee" und im „Le Grand" seinen Kulminationspunkt. Held Napoleon wird von Heine zu der höchsten Stellung erhoben, die ein Federheld ihm geben kann, er wird zum Träger der eigenen Ideen des Schriftstellers gemacht. Dieser unbedingte Glaube gerät in den späteren „Reisebildern" in leises Schwanken; nach der Julirevolution werden diese Schwankungen heftiger, und unvermittelt steht in den „Französischen Zuständen" und den ihnen gleichzeitigen Schriften politische Abneigung der persönlichen Verehrung gegenüber. Die erstere scheint den Sieg davonzutragen: in der „Lutetia" ist Napoleon aus dem Träger der stolzen Ideen der „Freiheit" und „Gleichheit" zu einem Opportunisten und das Kaiserreich eine gedankenarme Zeit des Übergangs geworden – wenn auch, um es noch einmal zu sagen, der Zweifel bestehen bleibt, inwieweit uns im farblosen Grau dieser nüchternen Alltäglichkeitsprosa der wahre Heine entgegentritt und ob nicht mit Rüksicht hierauf hinter mancher seiner Äußerungen ein Fragezeichen am Platze wäre. Auch der militärische Glanz der imperialen Zeit, dessen strahlende Glorie

auf der Stimmungshöhe des „Le Grand“ den jungen Dichter derart blendete, daß er die Schatten nicht mehr sah, ist in den Briefen „Über die französische Bühne“ und den „Florentinischen Nächten“ merklich verblaßt, bis der Umschwung im letzten Stadium der Künstlerlaufbahn Heines ihn wie einen Phönix aus der Asche emporsteigen läßt, während gleichzeitig der also rehabilitierte Kaiser wieder als Vorkämpfer der Ideen des „Buches Le Grand“ auftritt, als Vertreter der Menschheit, als der Ecce homo des neunzehnten Jahrhunderts.

Nun ist allbekannt, daß das lyrische Genie des Poeten, der „weltberühmt wie kein deutscher Dichter seit Goethe gestorben ist“, gleich dem Rattenfänger von Hameln die große Schar der kleinen Leute hinter sich herzog. Auch die glänzende Gabe des Schriftstellers, im Feuilleton, im Essay, im prosaischen Capriccio seine geistfunkelnden Gedanken wie einen Sprühregen im Sonnenschein zerstieben zu lassen, hat die zum Antritt dieser Erbschaft mehr oder minder gut legitimierte Nachahmung gereizt.

Da erhebt sich die fesselnde Frage, ob denn Heine auch in seiner künstlerischen Darstellung Napoleons Nachfolger gefunden habe. Es bot sich schon Gelegenheit, hin und wieder diese Frage zu streifen. Sie ganz zu lösen, ist auch hier nicht meine Absicht. Dann müßte „das Buch noch ein Buch gebären“. Denn ich halte es für nicht unwahrscheinlich, daß, wie Heine, der moderne Mensch par excellence, ein rüstig arbeitender Pionier für das literarische Tagewerk unserer neuesten Neuzeit gewesen ist, so auch Spuren seiner Einwirkung auf den Napoleonkultus unserer Gegenwart sich werden nachweisen lassen. Doch bedürfte dies sehr umfangreicher und eingehender Untersuchungen, und ihre Resultate am Schluß einer Studie zusammenzustellen, die ohnehin genug Detail geboten haben wird, möchte schon aus Gründen der Ökonomie dieses Buches wenig empfehlenswert sein.

So habe ich mich denn im wesentlichen auf ein Gebiet beschränkt, das der Lebenszeit und dem Milieu des Dichters näher liegt. Aus begreiflichen Gründen spielen die „Grenadiere“ und die „Reisebilder“, unter diesen vorzugsweise wieder das „Buch Le Grand“, darin die Hauptrolle. Von der Wirkung beider Dichtungen war oben die Rede und auch davon, daß der durchschlagende Erfolg der „Reisebilder“ geradezu als Eis- und Wogenbrecher für eine fortschrittliche Napoleon-Auffassung in Norddeutschland gewirkt habe. Daher ist es kein Wunder, daß dem nach Kopieen Heinescher Bonapartedichtung Suchenden gerade der Einfluß dieser Werke in der umschwebenden Literatur am bemerklichsten entgegentritt. Ist er doch

auch durch die panegyrische Tonfarbe am ersten erkennbar. Und doch auch nicht immer so ganz leicht erkennbar. Zahlreiche Irrlichter — wie Heinesche Gedanken so neckisch — umflimmern mit täuschendem Schimmer das Auge des Forschers. Die Ähnlichkeit des Stoffes, und nicht nur des Stoffes, sondern auch der, wie wir an zahlreichen Stellen beobachten konnten, eigentümlichen Gestalt, die er im Munde der Legende, der Tradition, der dichterischen Vorstellung angenommen hatte, führt den oft irre, der an dieser oder jener Stelle sagen möchte: „Das ist Heine" und häufig genug dabei nur auf jene sattsam bekannten Gemeinvorstellungen stößt, die sich im Laufe der Jahrzehnte gebildet hatten.

Auch andere haben das schon erfahren. So hat man aus Bérangers späteren Gedichten den spezifischen Ton des „Le Grand" heraushören wollen. Ich für meine Person vermag dieser Botschaft keinen rechten Glauben entgegenzubringen, bin vielmehr der Ansicht, daß eine gewisse schon früher hervorgehobene Ähnlichkeit der Männer zwar vorhanden, aber bei beiden Dichtern vollständig original ist.

Auch bei Edgar Quinet kommt man doch über Vermutungen kaum hinaus. Zwar machte Voretzsch in der mehrfach erwähnten hübschen Studie über Gaudys „Kaiserlieder"[649]) auf einige Verse in dessen „Napoleon" aufmerksam, die auf den ersten Blick eine verdächtige Verwandtschaft mit Heinescher Auffassung zu haben scheinen. Den Vergleich des Gefangenen von St. Helena mit dem gefesselten Prometheus möchte ich freilich von vornherein ausscheiden, da dieser aus allzu großer Nähe lockende Gedanke längst unter das Allgemeingut geraten war. Auch das treulose, perfide u. s. w. Albion (la vile Angleterre nennt es Quinet) gehört zu demselben Vorrat poetischer Gemeinvorstellungen. Schon auffallender ist die Übereinstimmung an Stellen, die einen individuelleren Charakter tragen. Beide Dichter prophezeien, gleichsam als Strafe für die Mißhandlung des großen Gefangenen, dem mächtigen Britenreich seinen Untergang. So singt Quinet:

Der Tag wird kommen, wo dein Herz verdorret,
Wo Geiern gleich, die jagt der Vogelfänger,
Zerstreut, mit lahmem Flügel, deine Schiffe
Die ungetreue Küste Albions suchen,
Da sie dich tot, erfüllt dein Schicksal finden,
So denken ans zerstörte Nest sie trauernd . . . . .[650]).

Das erinnert nicht den Worten, aber dem Sinne nach an die Stelle des „Buches Le Grand": „Einst aber wird dieses Lied hinüber-

klingen, und es gibt kein Britannien mehr, zu Boden geworfen ist das Volk des Stolzes, Westminsters Grabmäler liegen zertrümmert, vergessen ist der königliche Staub, den sie verschlossen" [651]). Und doch ist eine Einwirkung des deutschen Dichters auf Quinet auch hier wieder sehr zweifelhaft; denn in anderer Wendung findet sich der Gedanke schon in der Napoleon-Begräbnis-Poesie von 1821, wo sogar der Stern des toten Korsen geradezu der französischen Flotte beim vernichtenden Angriff auf Englands Küsten voranleuchtet [652]).

Wie dem auch sei, bestenfalls sind das nur belanglose Einzelheiten. Im übrigen waren die beiden Dichter grundverschieden, und Quinet, der in Napoleon „den Typus des individuellen Menschen"(!) behandeln wollte und seiner Dichtung eine sehr eigentümliche Theorie der epischen Poesie vorausschickte, ist mit Heine so wenig verwandt, wie es ein philosophisch angehauchter Geschichtsprofessor mit einem Humoristen zu sein pflegt.

Noch weniger darf an Théophile Gautier gedacht werden, der in der prächtigen Skizze „Die Alten von der alten Garde" nicht an seinen Freund Heine, sondern an Zedlitz anknüpft, dessen Name auch in dem Gedichte des französischen Romantikers ausdrücklich erwähnt wird.

Ein Gleiches wird man unter den Deutschen von dem auch als Polenliederdichter nicht unbekannten Lyriker Ernst Ortlepp sagen dürfen, der im „Siebengestirn" [653]) und in den seiner 1843 erschienenen Sammlung von „Napoleonliedern" beigegebenen eigenen Gedichten den Mann der jüngsten Vergangenheit in jene uns bekannte ossianische Nebelwelt versetzt, in der die eigentlich durch und durch plastische Gestalt dieses Klassikers in unbestimmten und unbestimmbaren Umrissen zerfließt. Überhaupt hat, wie schon angedeutet wurde, die „Nächtliche Heerschau", nach den „Grenadieren" das populärste Gedicht des Napoleoncyklus, weit hinaus gewirkt, daneben auch Zedlitz' „Geisterschiff", ein Spukstück à la „Fliegender Holländer", dessen literarische Eigenart ich in meiner Studie über Napoleons Tod gewürdigt zu haben glaube. Außer dem Dresdener Theodor Drobisch und dem frühe verstorbenen Erfurter Ludwig Hilsenberg, welche die Ausgrabung der Heldenleiche im Jahre 1840 in Zedlitzschem Kolorit behandelt haben, hat das letztgenannte Gedicht einen gleichfalls wenig bekannten Poeten, Eduard Finck, zu einer Ballade „Die mitternächt'ge Meerfahrt", begeistert, die — seltsame Zusammenstellung! — einen urgermanischen Nordlandsrecken Harald an das Grab des lateinischen Cäsars auf der weltentlegenen Meeresinsel führt.

Das Vorhandensein Zedlitzscher Einflüsse ist in der Regel leicht zu erweisen. Neben der charakteristischen Behandlung von Luft und Licht — entweder neblige Nächte oder hinter dem Wolkensaum hervorbrechender Mondschein — tritt vielfach die Geistererweckung auf: tote Schwadronen werden wieder lebendig, Knochenarme halten die im falben Lichte blinkenden Säbel, oder der Kaiser selbst steht als Schatten am Bug eines leise die Wogen durchfurchenden Schiffes.

Schwieriger ist auf seinen Ursprung ein anderer Typus zurückzuführen, die als lebend eingeführten Soldaten, Reiter, Tambours, Grenadiere, die Napoleons Preis verkünden und in deren Taten sich der Ruhm des Feldherrn mannigfach spiegelt. Ist das Heine oder Béranger, oder findet auch bei den kleineren Poeten generatio spontanea statt? Da haben wir in den „Kaiserliedern“ den tapfern Reitersmann, der im Paß von Somosierra, von den rachgierigen Spaniern ermordet, mit einem Vive l'Empereur! auf den Lippen stirbt, dann den Soldaten, welcher im Lenz von 1815 die Veilchenblüte auf dem Grabe seines bei der Verteidigung des Vaterlandes gefallenen Bruders sinnend betrachtet:

> Ihr dunkler Kelch, er mahnet mich an Treue,
> Ihr Blatt an Hoffnung auf Napoleon,

und den wahnsinnigen Grenadier der alten Garde, der, am Gitterfenster der Zelle von Bicêtre stehend, seinen wirren Träumen nachhängt:

> Verworr'ne Schatten treiben am Geist vorüber wild, —
> Klar aus des Irrsinns Wolken taucht nur des Kaisers Bild,

dann die Kohle ergreift und unter bitteren Tränen den Schattenriß des großen Feldherrn auf die Wand malt [654]).

Ähnliches findet sich auch bei anderen Dichtern. In Anastasius Grüns „Invaliden“ [655]), in Drobisch' hübscher Erzählung „Die Dattel“ [656]), in Otto Webers „Der sterbende Adlerträger“ und „Der alte Reiter“ [657]), kurz, auf vielen dieser zum Teil von wenig berühmten, oft nicht einmal dem Namen nach bekannten Künstlern entworfenen Bildern steht eine schlichte Kriegergestalt, die den Ruhm ihres Generals und Kaisers verkündet, ein volkstümlicher Typus, der die Empfindungen des kleinen Mannes in echter Treue widerspiegelt und selber verständlich zum Volke redet.

Daraus, daß Heine auch dieser Manier huldigte, folgt natürlich für eine Nachwirkung seiner Dichtungen oder gar eine Entlehnung

aus diesen immerhin noch nichts. Doch mag es dem, der die Sammlungen napoleonischer Gedichte durchblättert, auffallen, daß unter den auftretenden Soldaten der Grenadier von den Poeten bevorzugt wird. Auch das ist aber leicht zu erklären, da der historische Gardegrenadier zu einer Elitetruppe gehörte und aus diesem Grunde von den Künstlern mit Vorliebe zum Herold des Kaiserruhmes erwählt worden sein mag, ein Ehrenamt, das der tapfere Mann mit seinem Blute teuer genug bezahlt hatte.

Freilich zeigen die meisten dieser Grenadiere mit den Heineschen eine mehr oder minder nahe Verwandtschaft; manche sehen ihnen sogar verzweifelt ähnlich. Sie kennen weder Vater noch Mutter, weder Weib noch Kind, viele auch eigentlich kein Vaterland; das alles ist ihnen der Kaiser.

So sagt der alte Reitersmann in den Gedichten eines der glühendsten Napoleonenthusiasten der vierziger und fünfziger Jahre, des Bautzener Rechtsanwalts Otto Weber:

Zeitlebens will ich zu Rosse hängen,
Mit meinem Kaiser die Welt durchsprengen.
Ich habe nicht Heimat und habe nicht Herd;
Mein Kind und mein Weib sind mein Roß und mein Schwert [658]),

und ähnlich in Gaudys „Kaiserliedern“, denen wir gleich noch eine etwas genauere Betrachtung widmen werden:

Nicht Weib, nicht Kinder weinen mir ihre Tränen nach;
Wohl längst schon ist zerfallen der Väter Hüttendach.
Ich kenne keine Heimat als einzig die Schwadron,
Mein Kirchturm ist der Adler, mein Gott Napoleon [659]).

Man ist hier leicht versucht, an Heines berühmte Romanze zu denken, und doch war das Soldatenwort Le clocher de mon village, c'est les aigles de l'Empereur ein allgemeiner Wahrspruch des alten Troupiers, den die deutschen Dichter einfach zu übersetzen brauchten.

Aber es finden sich Stellen, die noch intimere Beziehungen zu der Heineschen Romanze zeigen. In der erwähnten Erzählung von Drobisch hat ein Soldat — und wieder ist es ein Grenadier — auf dem syrischen Feldzuge von dem kleinen Korporal eine Dattel geschenkt bekommen, die er von Stund an in seinem Tornister mit sich herumgetragen und selbst über die Beresina gerettet hat. Dazu ist später als zweite Auszeichnung das Kreuz der Ehrenlegion gekommen. Vor seinem Tode nun bittet der Alte:

So heftet mir den Orden,
Den mir mein Kaiser gab,
Aufs Herz und pflanzt die Dattel,
Die Dattel mir aufs Grab.

Die Übereinstimmung mit Heine wird hier zu einer fast wörtlichen:

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen.

Ein anderes Gedicht unbekannter Herkunft, das sich in Brinckmeiers Napoleon-Album findet, heißt „Der Tambour“ [660]):

Auf Borodinos Feldern,
Da steht der greise Tambour,
Sein Auge schweift so düster
Hin über die eisige Flur.

Die letzten Worte, das Beiwort „eisig“, deuten vielleicht darauf hin, daß an den Rückzug zu denken ist, der die „große Armee“ bekanntlich noch einmal an der grausigen Walstatt von der Moskwa vorüberführte.

Es blitzet ein Gottgedanken
Durch seine Todesnacht,
Und er trommelt die alten Schlachten
Und die Marengoschlacht.

Wieder fast wörtliche Übereinstimmung mit Heine, dessen Le Grand wie jener die „alten Schlachten“ trommelt [661])! Dazu die gleiche Idee. Es ist des Tambours Schwanenlied, das er da auf seinem Kalbsfell ertönen läßt:

Hin sank er unter die toten
Kameraden sonder Zahl;
Der Tambour hat getrommelt, —
Es war das letzte Mal.

„Monsieur Le Grand hat in diesem Leben nie mehr getrommelt“, sagt Heine. Jener alte Tambour auf Borodinos Feldern, was ist er anders als ein Le Grand, der, glücklicher als jener, das herzzerreißende Elend des Rückzugs nicht mehr gesehen hat?

Immerhin sind das wieder nur Einzelheiten von geringerer Bedeutung. Wir betreten ein breiteres Gebiet und zugleich festeren Boden, wenn wir uns an die bekannten „Kaiserlieder“ des Freiherrn Franz von Gaudy wenden, die im Jahre 1835 erschienen sind. Gaudy zeigt auch sonst in seinem Dichten Heineschen Einfluß, von dem er sich erst in späteren Jahren nach und nach mehr losmachte.

Schon in der Grundanschauung steht der preußische Lyriker seinem rheinischen Kollegen, der kein Preuße sein wollte, vielfach nahe. Wenigstens dem Heine, der der Dichter der „Grenadiere“ und des „Le Grand“ war. Freilich erscheint sein Napoleonismus noch platonischer, wenn man bedenkt, daß sich der Sänger der „Kaiserlieder“ mit dem Gedanken getragen hat, einen ähnlichen Cyklus dem Fürsten Blücher zu widmen [662]). Anderseits steht Gaudy in diesen Gedichten ganz auf dem Boden der Legende, mit einer (echten oder wenigstens poetisch angenommenen) Naivetät, wie sie Heine in gleichem Grade selbst in seiner Jugend kaum gekannt hat.

Wer sich von der Wahrheit des Laubeschen Wortes überzeugen will, daß Heine mit seinem Preise Napoleons in Preußen „das Eis des Hasses und des Widerwillens gegen Anerkennung“ gebrochen habe, der braucht nur Gaudy zu lesen. Zugleich werden die starken Nachwirkungen der St. Helenaliteratur auch bei ihm sichtbar. Ganz durchdrungen ist dieser Märker von der Überzeugung, daß der große Mann bei seinen Kriegen nur an Friedensziele gedacht habe. An Frieden und Freiheit, beides besonders im Kampfe gegen die Barbarei Rußlands.

Und die Freiheit des Jahrhunderts mordet dies Autodafe [663]),

läßt er seinen Napoleon im Anblick des Flammenmeers von Moskau sagen. Das ist Heine: „Und die Söhne des Feuers und der Freiheit gehen zu Grunde durch Kälte und Sklaven“ [664]). Oder vielmehr beide sind hier Übersetzer der Gedanken von Ségur [665]).

Dabei sieht Gaudy, wieder in Übereinstimmung mit Heine, in Napoleon neben dem Exekutor zugleich den Bändiger der Revolution, deren Gedanken er ausführt, während er ihren Greueln Einhalt gebietet:

Nicht, ein kühner Abenteurer, schwang ich siegberauscht das Schwert,
Nicht des Welterobrers Krone war es, die mein Mut begehrt.

* * *

Blutigrot stieg das Jahrhundert aus der Zukunft Wolke auf,
Und auf das verworr'ne Chaos prägt' ich meines Schwertes Knauf.
Kettend meinem Siegeswagen jene blut'gen Tiger an,
So vollendete mein Degen, was des Henkers Beil begann [666]).

Aber auch das war, wie wir längst wissen, eine so weit verbreitete Auffassung, daß ihre Verwertung bei diesem und jenem Schriftsteller nichts Auffallendes hat.

Eine greifbare Gestalt gewinnen die Beziehungen zwischen beiden Dichtern eigentlich erst in den Darstellungen von Napoleons Sturze und seiner Gefangennahme durch die Engländer. Nehmen wir die schöne Strophe aus dem „Northumberland":

Ziel, an dem die Dornenkrone
Um des Siegers Stirn sich schlingt,
Wo der Fürst vom Strahlenthrone
In des Kerkers Nacht versinkt:
Er, der Gastes Schutz begehrend
An des Feindes Herde saß
Und den Überwinder ehrend
Nach der eignen Größe maß[667]).

Hier wird der Einfluß Heines wohl zweifellos; allzu laut spricht die Übereinstimmung in Wort und Sinn. Nicht allein muß Gaudy die Schuld auf sich nehmen, an der „blasphemischen" Passionsgeschichte mitgeschrieben zu haben — die „Dornenkrone" ist ja hierfür ein klassisches Zeugnis — auch die Ansicht von der Gastfreundschaft, der „schrecklichen Gastfreundschaft des Bellerophon", hat er geteilt. Nun könnte er sich diese Ansicht vielleicht selbständig nach der Lektüre des Maitland, O'Meara, Las Cases und anderer Quellen gebildet haben. Aber fast Satz für Satz stimmt Gaudy mit Heine überein, wovon man sich leicht überzeugen wird, wenn man sich nur die Mühe nehmen will, aus der sentimentalen Sprache des Märkers in die humoristische des rheinischen Poeten zu übersetzen. Wir lesen bei diesem: „Die tragische Erhabenheit seines Unglücks habe ihn (Napoleon) selbst so gewaltig begeistert, daß er zivilisierte Engländer für persische Barbaren (gedacht ist natürlich an die Aufnahme des Themistokles durch den König Xerxes) und die Beefsteakküche von St. James für den Herd eines großen Königs ansah — und eine heroische Dummheit beging"[668]). Mit anderen Worten: Napoleon war zu groß, um bei seinen Feinden eine kleinliche Rachsucht vorauszusetzen. Das haben beide Dichter sagen wollen, und jeder hat es auf seine Weise ausgedrückt. Fast wörtlich aber hat Gaudy seinen rheinischen Kollegen in der fünften und sechsten Zeile kopiert, eigentlich nur dessen Prosa in Reime gebracht.

Er, der Gastes Schutz begehrend
An des Feindes Herde saß,

heißt es in den „Kaiserliedern". „Und er war dein Gast und hatte sich gesetzt an deinen Herd", sagt Heine.

Auch im weiteren Verlaufe des Gedichtes scheinen Heinesche Prosasätze von Gaudy zu Versen umgeschmolzen zu sein.

> Erbin ist Britannias Krone
> Von des Kaisertodes Schmach[669])!

singt der napoleonfreundliche Brandenburger; es ist wieder eine berühmte Stelle aus dem IX. Kapitel des „Le Grand"[670]), die er versifiziert haben dürfte. Freilich ist auch hier nicht ausgeschlossen, daß der preußische Dichter das bekannte Wort Napoleons, der dem „regierenden Hause von England die Schmach seines Todes vermachte", aus den Schriften von St. Helena selbständig geschöpft haben könnte.

„Der Kaiser ist tot", klagt Heine in der Einleitung zu dem eben genannten Abschnitt seines Capriccios, „er, dem die Erde zu eng war, liegt ruhig unter dem kleinen Hügel, wo fünf Trauerweiden gramvoll ihre grünen Haare herabhängen lassen und ein Bächlein wehmütig klagend vorüberrieselt". Die Trauerweiden sind uns längst als eines der am häufigsten verwendeten Requisiten der St. Helenapoesie geläufig. Auch Gaudy hat sie sich natürlich nicht entgehen lassen:

> Fünf gebeugte Trauerweiden senken ihre Zweige weich
> Auf des Marmorsteines Decke, auf den Rasen schimmernd bleich,
> Neigen ihre langhin weh'nden Ranken tränenschwer herab,
> Jungfrau'n mit gelöstem Haare gleich, umsteh'nd das Kaisergrab.

Das würde also wieder weiter nichts beweisen, wenn nicht die nähere Ausführung abermals den Kopisten zeigte, der durch saubere und sorgfältige Bearbeitung des Details für den Mangel an Originalität entschädigen möchte. Bei Heine lassen die Weiden ihre grünen Haare auf das Grab herunterhängen, eine schöne Metapher, der Gaudy nur von ihrem poetischen Reize nimmt, wenn er den Vergleich weiter ausführt. Denn daß dabei an Jungfrauen mit gelöstem Haar gedacht werden muß, weiß jeder.

Und so geht das fort. Eine weitere Häufung der Beispiele dürfte ermüden. Nur noch einen Punkt möchte ich kurz berühren. Auf Napoleons Grabstein wurde bekanntlich keine Inschrift gesetzt. Auch darin blieben die Staatsmänner der heiligen Allianz ihrer Rolle getreu. Sie taten recht daran, wie ihre Nachfolger, die Männer von der heiligen Allianz der Philister, die im Hofgarten zu Düsseldorf für ihren berühmten Mitbürger keinen Platz haben. Brauchen die Napoleon, Byron und Heine von solchen Händen ein Denkmal? Unser Dichter hat das selbst in dem wunderschönen Satze gesagt: „Es

steht keine Inschrift auf seinem Leichensteine; aber Klio, mit dem gerechten Griffel, schrieb unsichtbare Worte darauf, die wie Geistertöne durch die Jahrtausende klingen werden". Ein Bergwerk von Gedanken war in den wenigen Worten enthalten. Es wurde von kleinen Händen fleißig ausgebeutet, ein lehrreiches Beispiel nicht allein für die fast fabrikmäßige Arbeit eines Teiles dieser Napoleonlyriker, sondern auch für die Nachahmer Heines im allgemeinen, unter denen übrigens Gaudy bei weitem keiner der schlechtesten war. Doch hat er den von Heine à jour gefaßten Gedanken in eine Hülle von sechszehn Zeilen gekleidet, die den Diamanten weniger schmücken als dessen Feuer verdunkeln. Nur die letzten und besten dieser Verse will ich hersetzen:

Eine größ're Grabesplatte
Ward ihm, mit gigant'scher Schrift:
Mal, das stürmend die Fregatte
Nicht in Jahresfrist umschifft;
Des Jahrtausends Wolkenschichte,
Sie durchblitzt der Züge Strahl,
Denn die Schrift ist die Geschichte
Und der Erdenrund das Mal[671]).

Zur „Denkmalsfrage" haben sich noch verschiedene Dichter geäußert. Auch diese mehr oder minder frei nach Heinrich Heine.

So Otto von Deppen:

Sein Name lebt — sein Monument
Sind Taten, die der Erdball kennt[672]).

Eine gleich knappe, aber nicht geschmacklose metrische Fassung hat der Erfurter Ludwig Hilsenberg dem zweiten Teil des Heineschen Satzes gegeben:

Das Grab erglänzt in Abendglut —
Und die Geschichte wird Gedicht[673]),

während Otto Weber einen etwas längeren Anlauf nimmt:

Der Heldenkaiser braucht den Barden,
Den Erz- und Marmorbildner nicht;
Im grauen Rock, mit seinen Garden,
Ist er ein Ossiansgedicht.

Der Schreiber dieser Zeilen, der an die Wiederherstellung des Standbildes auf der Vendômesäule anknüpft, fährt dann fort:

Was stellt ihr ihn mit schweren Mühen
Auf einer Säule engen Rand?
Der Simplon, wo die Gletscher glühen,
Die Pyramide ist sein Stand[674]).

Die Erwähnung des Simplon, der auch bei ihm einmal in gleichem Zusammenhange genannt wird, führt auf einen „Nachfrevler“ Heines, der nicht die Prosa des genialen Lyrikers in Reimzeilen umgoß, sondern den kaum minder kecken Versuch machte, den aphoristischen Stil des Verfassers der „Reisebilder“ direkt nachzuahmen. Es ist Heinrich Laube, ein Altpreuße aus dem patriotischen Schlesien, zugleich ein Burschenschafter, der Arndtsche Lieder gesungen, auch einer von denen, die der blinde Eifer der Reaktion dem Sterne des Korsen wieder zuführte, oder dem wenigstens seine bewegliche Natur erlaubte, in diesem Kultus eine Zeitlang mitzumachen.

Daß Laube in seinen „Reisenovellen“ dem Vorbilde des rasch berühmt gewordenen Heine, dem er in den dreißiger Jahren auch persönlich nahe trat, gefolgt ist, darf als ausgemacht gelten, so sehr er sich auch selber gegen die Beschuldigung wehrte. Laube lebte in dem gewitterschwangeren Sommer von 1813 als damals siebenjähriger Knabe in seiner Vaterstadt Sprottau. In einiger Entfernung wurde die Schlacht an der Katzbach geschlagen, und Plänkeleien fielen um das eigene Vaterstädtchen vor. In diese Welt der Truppendurchmärsche und der täglichen Gefechte hat der Schlesier einen Kavalleristen Gardy hineingedichtet, der bei seiner Mutter im Quartier liegt, mit dem Knaben spielt und ihn in das Leben der „großen Armee“ einführt wie der französische Tambour Le Grand den Knaben Harry zu Düsseldorf. Die Kopie ist überall handgreiflich, wenn auch Laube, wohl dem deutschen Patriotismus zu Liebe, aus seinem Freunde einen Elsässer macht, einen Halbdeutschen, der, nur dem Zwange der Konskription gehorchend, widerwillig dem Kalbsfell gefolgt ist und den „Donnergott des Ehrgeizes“ im geheimen verflucht. Nur nicht wenn er von dessen Schlachttagen berichtet. Dann erfaßt auch diesen armen Teufel die Begeisterung für den Meister des Kriegshandwerks: „Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz anderer Mensch, da nannte er den Kaiser nur Napoleon, und er sprach das Wort so stolz aus, wie unser alter Ratsdiener, wenn er „Donnerwetter“ sagte“. Gardy nimmt seinen kleinen Freund auch mit nach der Ecke der Herrngasse, wo General Bertrand wohnte und Napoleon während einer vorübergehenden Anwesenheit einmal Quartier genommen haben soll. Diese interessante Geschichte kennzeichnet besser als alles andere das Verhältnis Laubes zu Heine: „Das Gesicht des Mannes gefiel mir damals nicht besonders, es sah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe saß, mißfiel mir entschieden. Aber

dennoch rieselte mir ein solcher Respekt durch alle Glieder, daß ich der festen Meinung wurde, der Mann sei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer gewesen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaster getragen, so hätte ich ihn für den lieben Gott selbst gehalten, denn als er das Auge niederschlug, sah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geschah; es war mir, als sei ich in der Kirche und als bekäme das braunschwarze gemalte Auge Gottes, das oben an unserem Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war alles ganz still, auch der Mann mit dem Auge Gottes sprach nicht"[675]).

Ein Kommentar ist überflüssig, und an das „Buch Le Grand" braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Aber nun kommt noch eine kleine Überraschung, auf die der Leser nicht gefaßt sein wird. An den meisten Stellen, wo er in den „Reisenovellen" und den „Erinnerungen" von der „Entrevue" in Sprottau spricht, läßt Laube seinen Leser hierüber im unklaren, doch lauten seine Berichte meist so, daß dieser annehmen muß, er habe den Kaiser wirklich gesehen[676]). Zweimal sagt er es sogar ausdrücklich[677]). Und doch ist an der Geschichte kein wahres Wort, und das ist leicht zu erweisen, worüber die beigegebene Note belehren wird[678]). Bekanntlich spielt auch Heine, der sich in einer günstigeren Lage befand, mit dem Gedanken, als sei Napoleons Erscheinung eine bloße Vision gewesen. Laube hat ihm das nachmachen müssen, und es kam ihm dabei auf eine kleine Lüge nicht an. Möglich auch, daß er, einer Autosuggestion zufolge, schließlich selbst daran geglaubt hat.

Und daß er im übrigen ein gläubiger Anhänger des Propheten der Lehre vom „göttlichen" Napoleon gewesen, ist ja nicht zu bestreiten. Auch am Schlusse dieses interessanten Kapitels der „Reisenovellen" steht zu lesen: „Ein verlassener Gott, saß er am 18. Oktober auf dem Thonberge bei Leipzig."

Und auch darin war Laube seines Meisters gelehriger Jünger, daß er sich wie jener von dem kleinen Mann im grauen Rocke und mit dem „Auge Gottes" auf seinen Reisen begleiten ließ, durch die Wiesengründe der Tiroler Alpen und der Donauberge nach Wien, dem Wien des „guten" Schwiegervaters Franz und des unglücklichen Kaisersohnes. Vor allem aber nach Italien, jenem Italien, wo in dem „Romanzennebel" des lombardischen Flachlandes neben römischen Helmen und gotischen Lanzenspitzen die französischen Adler zwischen fernen Cypressen auftauchen und wo sich erst unlängst, in Verona,

die „nordischen Barbaren" zu jenem Kongreß versammelt, dessen hölzerne Diplomatenfiguren auch Byrons Spott herausforderten, und wo Cäsar Napoleon, der „römische Posthumus", die Schlacht bei Marengo geschlagen hatte[679]). Die alten Freiheitswünsche und -träume der Foscolo, Leopardi und Niccolini hat sich auch der Virtuos Laube geschickt angeeignet. Nun aber wäre es doch allzu geschmacklos gewesen, auch die Stelle von der Marengoschlacht so ohne weiteres nachzuschreiben. Eine Schlacht aber mußte es sein. Was tut also der Kopist? Er verlegt seine Schilderung von der Bormida um einige Meilen weiter ostwärts nach Montebello, wo in den italischen Feldzügen gleichfalls gekämpft worden war und wo einer der von der Dichtung bevorzugten Paladine Napoleons, der schöne, ritterliche Lannes, sich seinen Herzogstitel erobert hatte[680]). Das Lied aber von der „Freiheitsschlacht" bei Marengo und von Italias Sehnen nach einem Erlöser hat Laube einer jungen Tochter des heißumstrittenen Landes in den Mund gelegt, der schönen Hortensia, mit der er im geräumigen Boot über den Gardasee fährt: „Von jenen fliegenden, brausenden, jähen Taten des jungen Genies, des olympischen Adlers, sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück." Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offenem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg alles, und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See"[681]).

Die viele Einzelmalerei des zwei Seiten langen Liedes gehörte zu Laubes Privatbesitz und war nicht Heinisch. Überhaupt ist ein Vergleich zwischen den Schlachtfeldkapiteln der beiden Dichter äußerst lehrreich. Während wir an der Marengostelle den Mann mit dem grauen Schlachtmantel geisterschnell wie einen Gedanken vorüberfliegen sahen, hat sich Laube auf seinem Schlachtfeld unter einen Baum gesetzt und ist gemütlich eingeschlafen. Hiermit sollte das Heinesche Traumwesen eingeführt werden. Aber bei Laube huschen die Bilder nicht vorüber, wie das wirklich im Schlummer zu geschehen pflegt; er träumt en détail und stellt während des Schlafes eingehende Betrachtungen an über das Verhältnis Lannes', des freiheitsliebenden Republikaners, zu dem „Tyrannen", dem doch sein Herz gehörte.

Daneben sieht er die ganze große Armee vorübermarschieren: „Regungslos sahen alle Augen links her, da stand Er, und wo eine Bärmütze stürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm“ [682]).

Daß Napoleon einem Menschen in Marengo und Montebello einfallen kann, ist natürlich. Heine fällt er überall ein, in Berlin und in Tirol, beim Anblick des Mailänder Domes, wenn die Pariser ihre Stadt befestigen wollen und wenn er am Strand in London eine Tänzerin und ein elendes Gezwerg ihre Kapriolen machen sieht.

Wir wissen, daß auch andere dieser Manier huldigten: Goethe, Börne, Grabbe, Gutzkow, Hermann Marggraff, Fürst Pückler-Muskau, Deutsche und Ausländer. Es lag eben in der Luft. Bei Byron und noch mehr bei Hugo findet man Napoleons Namen auf jeder zweiten Seite. Der die Welt durchwandernde Semilasso (Fürst Pückler) muß an ihn denken, wenn er gleichmütig in Paris die Rivolistraße hinunterschlendert oder einen Alexanderkopf im Louvre betrachtet [683]). Als der Dichter des „Uriel Acosta“ in Genua weilt, richtet sich sein Blick von den marmornen Palästen der Nobili übers Meer nach Korsika, „wo zwischen schneebedeckten Felsen Napoleon geboren wurde“ [684]); und auf einem Platze der malerischen Schifferstadt fällt ihm ein, daß sich dort einst ein Standbild des großen Korsen erhoben, das 1815 der Wahnsinn des Pöbels zertrümmerte [685]). Wenn er über den Doktor Francia und die Kämpfe in Paraguay schreibt, so wird sein innerer Blick durch die größeren Kämpfe gefesselt, die der Diktator von Europa zu seiner Zeit aufführte [686]). Der erste Gruß der Tiroler Bergspitzen weckt in Laube die Erinnerung an den „Uriasbrief“, den Österreich mit der Abtretung des tapferen Berglandes dem Napoleon in die Hand gegeben [687]). Als der junge Literat durch die Säle des Dogenpalastes in Venedig wandert, bleibt er vor dem Bilde des letzten und ohnmächtigsten dieser Herrscher stehen, den „Napoleon pensionierte“ [688]), und das Gesicht des alten Gouverneurs einer dalmatinischen Festung ruft ihm die Züge des modernen „Tantalus“ ins Gedächtnis [689]), ähnlich wie das Heine mit dem Virtuosen Boucher ging. Beiläufig bemerkt: auch jetzt noch spielt der Napoleonskopf eine physiognomische Rolle, in der ihm unter historischen Ähnlichkeiten der Christuskopf, aber auch nur dieser, an die Seite treten kann.

Nach der Weise der Imitatoren spinnt nun Laube diese Sachen ins Unendliche fort. In Triest mag er bei der Villa Marzo, wo

Napoleons Schwester Karoline damals wohnte, wirklich an das Haus der „Pelopiden" gedacht haben[690]). In Wien drängte sich die Erinnerung an das freudlos verstorbene Kaiserkind auf[691]), und in Schönbrunn, „diesem Absteigequartier Napoleons, wenn er mit Österreich Krieg führte", war es gleichfalls erlaubt, an diesen zu denken[692]). Auch dem Besucher von Weilburg, der Residenz des Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, mochten das „Genie" und das „tapfere Talent" unaufgefordert entgegentreten[693]). Aber selbst vom Sömmering, den Laube auf der Fahrt nach der österreichischen Hauptstadt passierte, muß er melden, daß von dort einst „die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau"[694]).

Und bald darauf eröffnet unser Schlesier eine wahre Jagd nach napoleonischen Bildern. Da ist das heimatliche Riesengebirge der „Napoleon der deutschen Berge" und die sächsische Schweiz dessen „Josephine", das hohe Rad vergleicht er mit dem Konsulate, und im Ottowalder- und Amselgrunde sind die „süßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unsterblichen Liebesbriefe, welche ein großer Mann vergessen muß, denn die Größe ist einsam und lieblos"[695]). In Laubes Interesse wäre es zu wünschen gewesen, daß auch er diese „süßen Liebesbriefe" vergessen hätte. Er hat sie aber gelesen und kann uns die wichtige Tatsache nicht verschweigen, daß er über dem interessanten Buche ein Kapitel aus dem eigenen Minneleben, ein Rendezvous, aufs Haar verabsäumt hätte[696]). Das ist wieder Heinrich Heine, nur daß dieser seine gelegentlichen Bemerkungen über die Lektüre napoleonischer Schriften weit geschickter einzuflechten weiß als der Schlesier. Auch da zeigt sich, was das „Genie" leisten kann und was das „tapfere Talent" vermag.

Laube präpariert viel mehr als Heine, dessen genialer Intuition sich solche Einfälle unaufgefordert zur Verfügung zu stellen scheinen. Daher machen sie bei ihm viel seltener den Eindruck des Gesuchten.

Das tritt besonders bei den zahlreichen Napoleonsvergleichen beider Autoren zu Tage. Wir sahen Laube soeben auf einer wilden Jagd hinter solchen einhergaloppieren. Der Usus, den berühmten Mann mit den verschiedenartigsten Menschen der Vorzeit und Mitwelt zusammenzustellen — ein Usus, der hier und da auch zum Abusus wurde — ist schon verschiedentlich in meinem Buche beleuchtet worden; doch muß ich hier noch einmal darauf zurückkommen, zumal ein Einfluß unseres Dichters auf den einen oder anderen seiner Zeitgenossen

auch in dieser Hinsicht kaum zu leugnen ist. Ein Einfluß von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit; denn die malerische Anschaulichkeit dieser Bilder hat sich zweifellos unendlich viel tiefer der Lesewelt eingeprägt als die gelehrtesten Abhandlungen der Geschichtsprofessoren von Saalfeld bis Treitschke.

Von den Götter-, Helden- und ähnlichen Vergleichen bei Heine kennen wir genug, wissen, daß Napoleon der „Riese des Jahrhunderts"[697], der „gewaltige Kriegsgott selbst"[698] ist und so „klassisch wie Alexander und Cäsar"[699]. Das alles hat natürlich auch Laube. Den „Titan"[700], den „olympischen Adler"[701], den „fränkischen Jupiter"[702], den „Herrn der Welt"[703] nennt er den großen Zeitgenossen seiner kleinen Kinderjahre, und kopfschüttelnd soll der Vater des Schriftstellers, der biedere alte Sprottauer Bürgersmann, die „junge Romantik" der flaumbärtigen deutschen Freiwilligen mit den „klassischen zweifellosen Augen" der napoleonischen Kerntruppen verglichen haben[704]. Frei nach den „Englischen Fragmenten".

Der Leser wird sich auch der homerischen Vergleiche aus der „Nordsee" erinnern, wo die Führer des großen Heeres als die Ajax, Nestor und Diomedes mit dem Napoleon-Agamemnon an der Spitze, auftreten. Das durfte sich Heinrich Laube für die Schilderung seiner Schlacht bei Dresden wieder nicht entgehen lassen. Die Verbündeten triumphieren, und bei den Franzosen ist die Not aufs höchste gestiegen; denn „der Kaiser ist nicht da". Da erscheint dieser mit der Garde, und alles ändert sich wie mit einem Zauberschlage. „Der Kaiser ist in Dresden", ruft Fürst Schwarzenberg, „der günstige Augenblick ist vorüber, denken wir nur daran, uns zu sammeln"[705]. Soweit der Schlachtbericht. Der Heinekenner Laube aber setzt als Dessert hinzu: „So dachten die Trojer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo sie den Wagen des Achilles sahen".

Ein feiner organisiertes Gehirn als diese im Grunde naheliegenden Bilder erfordern aber jene Vergleiche Napoleons mit von ihm grundverschiedenen Personen, deren Wirkungskreis mit allen kriegerischen, staatsmännischen und sonstwelchen von dem Beherrscher der realen Größen ausgeübten Tätigkeiten nichts gemein hat. Der Leser wird sich der originellen Aneinanderreihung der Namen Fichte und Bonaparte wohl erinnern. Ein andermal denkt Heine an letzteren, als er unter allgemeinem Jubel Franz Liszt in Paris spielen hört[706]. Und — merkwürdig! — dieser so originell scheinende Gedanke ist nicht einmal neu! Als im Frühjahr von 1831 die nach längerer Krankheit zum erstenmal wiederauftretende Sängerin Cinti von den

Parisern überschwenglich gefeiert wird, entlockt dies dem in der Oper anwesenden Börne den Ausruf: „Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von seinen Siegen heimkehrte?“ [707]). Als dritter im Bunde reiht sich wieder Heinrich Laube an, der, als die Schauspielerin Krones vom Leopoldstädter Theater in Wien, „jenes wunderbare Talent der Gemeinheit“, mit Tode abgegangen ist, sich den schönen Satz leisten konnte: „Keine historische Person wird in Wien so betrauert wie dies Weib, die Leopoldstädter berufen sich bei etwaigen Anklagen auf dies Mädchen, wie die Bonapartisten auf Napoleon“ [708]).

Hier liegt das tertium comparationis eigentlich außerhalb des Begriffs „Napoleon“ und hat zu diesem nur eine indirekte Beziehung: das tertium ist der Beifall, der den genannten Personen wie dem unvergleichlichen Sieger gespendet wurde. Aber diese Künstlervergleiche gehen noch weiter. So weiß Heine von dem alten Spontini, dem Prachtopernkomponisten der Kaiserzeit, dessen Ruhm später ziemlich fadenscheinig geworden war, im Jahre 1840 zu berichten: „Er findet große Ähnlichkeit zwischen seinem Schicksal und dem Napoleonschen. Er dünkt sich ein Genie, wogegen sich alle musikalischen Mächte verschworen. Berlin ist sein Sankt Helena und Rellstab (der Kritiker der „Vossischen Zeitung“) sein Hudson Lowe. Jetzt aber müsse man seine Gebeine nach Paris zurückkommen lassen und im Invalidenhause der Tonkunst, in der Académie royale de Musique, feierlich beisetzen“ [709]). Laube sieht in Wien den „modernen Helden Österreichs, Napoléon autrichien“, den Walzerkomponisten Johannes Strauß. „Was den Franzosen die NapoleonschenSiege waren,“ meint er, „das sind den Wienern die Straußschen Walzer, und wenn sie nur Kanonen hätten, sie errichteten ihm beim Sperl eine Vendômesäule.“ Er sieht Strauß seine „Schlacht bei Austerlitz“ schlagen und glaubt sogar bemerkt zu haben, wie jener mit dem Fiedelbogen hinaus nach dem Himmel gezeigt und die Geigen den Aufgang der berühmten Schlachtensonne verkündet hätten [710]). In diesen Künstlervergleichen liegt, wie man sieht, der Vergleichungspunkt in Napoleon selber. Kunst ist Können, und das unvergleichliche Können dieses Mannes legte den Gedanken einer Zusammenstellung mit schöpferischen oder ausübenden Künstlern doch wirklich näher als es auf den ersten Blick scheinen sollte. Auch Goethe hat ähnlich empfunden, als er sagte: „Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel“ [711]) und als er ihn mit Mozart, dem Lehrer des gefeierten Virtuosen, und dazu mit Raffael und Shakespeare in einem Atem nannte [712]).

Täglicher Verkehr hat Vertraulichkeit im Gefolge. Die Herren Poeten, die mit dem „Herrn der Welt“ so intimen Umgang pflegen, nehmen sich zuguterletzt heraus, bei allerlei wichtigeren und unwichtigeren Vorkommnissen die eigene Person mit der Person dieses Mächtigsten der Erde in ideelle Verbindung zu bringen, hin und wieder selbst diese mit jener zu identifizieren.

Goethe, eines Tages gefragt, wie er sich befinde, antwortet: „Nicht ganz so schlecht als Napoleon auf seiner Insel“ [713]). Heine, der letzte Badegast am öden Strand von Norderney, kommt sich vor wie „Napoleon auf St. Helena“ [714]). „Nur daß ich hier eine Unterhaltung gefunden habe“, setzt er scherzhaft hinzu, „die jenem dort fehlte. Es ist nämlich der große Kaiser selbst, womit ich mich hier beschäftige.“ Noch weit ungenierter verfährt darin, seinem Temperament entsprechend, Lord Byron, der von sich und seinem Lebenswerk zu sagen wagt:

Ich war geraume Zeit der Kaiserheld
Napoleon in der gereimten Welt.
Dann war „Juan“ mein Moskau und „Faliero“
Mein Leipzig und mein Mont St. Jean scheint „Kain“;
Die Belle-Alliance der Tröpfe kann nunmehro
Victoria ob dem toten Löwen schrein.
Ich mindestens will fallen wie mon héros
Und gar nicht oder ganz ein Kaiser sein.
Ein einsam Eiland gibt's wohl irgendwo,
Wo Judas Southey dient als Hudson Lowe [715]).

Von Heine wissen wir anderseits, daß er in einem Schreiben an Varnhagen einen Vergleich mit Napoleon in humoristischem Tone ablehnt: er denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern. Dagegen schreibt er, während des bekannten Streites mit dem Grafen Platen, an seinen Freund und Bundesgenossen Immermann: „Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre!“ [716])

Das hat Laube, soweit ich ersehen, nicht nachgemacht, der nur einmal eine Winterreise nach Berlin mit dem Marsch der großen Armee auf Moskau vergleicht [717]). Es mag ihm allzu unbescheiden vorgekommen sein. Nur den Adlern des Geistes war es erlaubt, so dicht neben dem Kaiseradler zu horsten.

Es ist uns längst bekannt, daß Heine in dem französischen Kaiser den homme par excellence, den großen Mann, den Vertreter der Menschheit sah und dementsprechend seinen Namen als

Trope verwertet, wie wir das soeben auch bei Byron beobachten konnten.

Ja, der metaphorische Gebrauch des Begriffs „Napoleon“ — in diesem Sinne ist es wohl erlaubt, von einem Begriff zu reden — gehört geradezu unter die typischen Merkmale der Heineschen Prosa. So entsteht bei aller Originalität ein formelhaftes Wesen. In Worte gebracht, würde diese überall verwendbare Formel etwa folgendermaßen lauten: „Auf diesem oder jenem Gebiete ein Napoleon sein“ heißt so viel wie „eine Größe ersten Ranges sein“. Der „Napoleon“ der und der Klasse aber ist „der große Mann“ dieser Menschen- oder Berufsart. So war für Heine, der das Bild gern scherzhaft verwendet, Ludwig Philipp ein „Napoleon des Friedens“[718]) und der alte Lafayette der „Napoleon der petite bourgeoisie, der Gevatter Schneider und Handschuhmacher“[719]). Für Laube ist Pipin der „erste französische Napoleon“[720]) und Armand Carrel, den schlagfertigen und federgewandten Redakteur des „National“, nennt er den „Napoleon-Journalisten“[721]). Ähnlich soll Kommerzienrat Punktum in Gutzkows „Säkularbildern“ der „Napoleon der Buchführung in der ganzen Handelswelt sein“[722]).

Wohl das merkwürdigste Beispiel dieser Auffassung aber bietet Moritz Graf von Strachwitz in seinem „Gordischen Knoten“[723]). Zuckt der Leser nicht zusammen? Graf Strachwitz, der junge Ritter, der den Gedanken an Deutschlands Einheit als köstlichstes Juwel im hochgemuten Herzen trug, hätte so von — Bonaparte gedacht? Strachwitz, den man einen Kaiserherold nennen könnte, aber in dem Sinne, wie Max von Schenkendorf ein solcher genannt wurde? Und doch ist es nicht anders, und der mit „deutschen Hieben“ so derb dreinschlagende Feind des „Ellenkrämertums“ und der Mittelmäßigkeiten, der wenigstens in diesem Zuge, trotz allem, was sie sonst trennen mochte, eine gewisse Verwandtschaft mit Heine nicht verleugnet, hat sich gerade den Neugestalter der deutschen Dinge, der damals schon seit langem unter den Lebenden wandelte, nicht als den Diplomaten Bismarck gedacht, sondern als einen Bonaparte, einen Brumairemann, einen deutschen Napoleon. Da steht es zu lesen:

Ihr rüttelt an dem Königspalast
Mit unverdrossenem Mute,
Ihr baut ein neues Haus mit Hast
Und schreit zum Kitt nach Blute.
Doch ist es fertig, das neue Haus,
Nach manchem saueren Tage,

Der Bonaparte bleibt nicht aus,
Der's stürzt mit einem Schlage!

Und wie sehr dieses an die liberalen Frondeurs der vormärzlichen Tage gerichtete Gedicht von spezifisch napoleonischen Vorstellungen durchwebt ist, zeigen die folgenden Verse:

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor euch stehen,
Ihr aber ziehet den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.
Und schlachten laßt ihr euch gern und froh,
Mit dienstergebener Miene,
Und denket: besser in Waterloo,
Als unter der Guillotine! —

Gewiß, es ist etwas anders in Deutschland gekommen, und wir haben keinen achtzehnten Brumaire gehabt — schon weil wir keine Revolution großen Stils gehabt haben. Aber man konnte sich eben noch in den vierziger Jahren einen Mann, von dem man das Höchste erwartete, nur unter diesem Bilde denken.

Und selbst in unserer nüchternen Gegenwart ist es üblich geblieben, einen first-rate man, einen „Kerl", der alles vermag und dem wir alles zutrauen, einen „Napoleon" oder „Bonaparte" zu nennen. Jeder Zeitungsleser wird sich aus dem Burenkriege des „afrikanischen Napoleon" erinnern, des genialen Dewet, der durch seine strategischen Schachzüge die englischen Generäle in den Transvaalbergen so matt setzte wie sein großer Vorgänger die Österreicher in den kühnen Zickzackgängen der italienischen Kampagne. Hier und in Strachwitz' Versen war ja der Vergleich freilich packender und lag ungleich näher als bei Lafayette und Ludwig Philipp, bei Sängerinnen und Zeitungsschreibern.

Ist nun dieser vielgenannte Held, dieser Zauberer mit dem „dreieckigen Wünschelhütchen" [724]) auf dem Haupte, der Inbegriff des Großen, so nehmen, wie uns schon die Einschätzung seiner Kriegs- und Ruhmesgefährten bewies, alle, die an seinen Riesenwerken mitgeholfen, dadurch eine Sonderstellung unter dem kleinen Menschenvolk ein, und selten unterläßt ein Dichter, der ein Mitglied dieser Elitetruppe einführt, seine Leser auf das rote Band im Knopfloch des Vorgestellten hinzuweisen. Es geschieht das nicht immer in gleich freundlicher Weise, aber darauf kommt es hier nicht an. So ist der Minister Soult, dem Heine nicht besonders gewogen war, der „imperialistisch rohe Soult" [725]), ein „Condottiere", der noch „voll ist von den Velleitäten der Kaiserzeit" [726]), freilich „in einer edlern

Schule das Waffenhandwerk gelernt hat" als etwa Lord Wellington [727]). Auch ist er für Heine kurzweg der „Mann des Schwertes" [728]), dem mit Rücksicht auf seine tapfere Vergangenheit trotz des Dichters Abneigung das Epitheton des „greisen Helden" nicht versagt werden kann. General Sébastiani, den Heine noch weniger liebt, wird von ihm mit spöttisch bezeichnendem Beiworte der „Cupido der Kaiserperiode" genannt [729]). Umgekehrt gefällt dem derben Hallenser Burschenschafter Laube an Marschall Maison, dem „wohlrenommierten Napoleoniden mit der Restaurations-Taufe", den er 1833 in Karlsbad sieht, die „napoleonische" Ungeniertheit, die ihn von den übrigen Franzosen und Emigranten der vornehmen Badegesellschaft unterscheidet, und es wird als ein Zeichen seiner sorglosen Bravour und Nonchalance erwähnt, daß dieser alte Krieger die Nachricht von Napiers großem Seesieg bei Kap Vincent, die er zuerst erhalten hat, „beiläufig" am Sprudel erzählt, als er eben „einen Becher aus der Kelle hob" [730]).

Heines ungemeine Vertrautheit mit seinem Helden führte ihn endlich dazu, alle möglichen Verhältnisse der Gegenwart und Vergangenheit durch Bilder aus dem napoleonischen Vorstellungskreise zu illustrieren, diese oft ganz heterogenen Dinge gewissermaßen unter einem napoleonischen Gesichtswinkel zu betrachten. Aus solchen Gedankenverbindungen entspringen die allerkühnsten seiner Metaphern, Tropen und Redefiguren von einer verwegenen Schönheit, wie sie die Weltliteratur nicht zum zweitenmale aufzuweisen hat.

Wenn Friedrich Wilhelm III. 1822 seine Lieblingsschöpfung, die neue Agende, „empfiehlt" — im Jahre 1830 ward sie Gesetz — so sieht Schalk Heine hierin für strebsame Konsistorialräte einen Befehl, für dessen pünktliche Befolgung den gehorsamen Kindern in der Ferne ein Ordensband winkt. Andere mögen das auch gedacht haben. Aber welches Prachtkleid hat er seinem Gedanken angezogen! Wir erinnern uns des kecken Satzes, der durch geistreiche Helle den Zensor derart blendete, daß er ihn unbeschnitten passieren ließ: „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des Roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu'à la tour de Notre Dame!" [731]) Italienische Priester, die er in der Stadt Lucca in einer Prozession aufmarschieren sieht, nennt Heine „eine Art von alter Garde" [732]); in einem Briefe bezeichnet er den jungen Otto von Raumer als seinen las Casas in Göttingen [733]), und ein andermal spricht er gar von „einigen Häuptlingen der großen Armee — der Narren" [734]).

Wenn die „Sultanin des Gedankens", Frau von Staël, auf ihren literarischen Kunstreisen in Weimar und anderswo die Dichter und Schriftsteller „geistig die Revue passieren läßt", so sieht Heine darin eine Parodie auf „den Sultan der Materie" — Napoleon. „Wie dieser", sagt er, „die Leute mit einem: ‚Wie alt sind Sie? Wieviel Kinder haben Sie? Wieviel Dienstjahre?' u. s. w. anging, so frug jene unsre Gelehrten: ‚Wie alt sind Sie? Was haben Sie geschrieben? Sind Sie Kantianer oder Fichtianer?' und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mamluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete". Heine nennt und auch Schiller empfand ihn als „geistige Einquartierung", diesen Aufenthalt der schönen Sultanin am Musenhofe zu Weimar, wo sie die Musen in ihrer stillen Arbeit störte, aber deren Jünger, die ihr gefielen, durch eine ehrenvolle Erwähnung, „gleichsam das Kreuz der Légion d'honneur", in ihrem Buche De l'Allemagne belohnte[735]). Ergreift einer mit fester Hand die Zügel der Herrschaft, ganz gleichgültig auf welchem Gebiete, so hat Heine dafür das hübsche Wort: „seinen achtzehnten Brumaire machen". Das sagt er von Goethe mit Bezug auf dessen oder vielmehr Heinrich Meyers Aufsatz über „die neudeutsch-religiös-patriotische Kunst", worin der Cäsar der Literatur nach dem Worte seines witzigen Zunftgenossen dem „Schlegelschen Direktorium" ein Ende gemacht haben soll[736]). Auch in den „Französischen Zuständen" kommt der Brumaire einmal in ähnlicher Verwendung vor[737]), und irgendwo spricht der Dichter der „Grenadiere" von der „Goetheschen Kaiserzeit".

Besonders bevorzugt er aber die Bilder aus der Kampagne nach Rußland. Ségurs Schilderungen hatten sich ihm wie seinem Freunde Nerval unvergeßlich eingeprägt! Als er die Ankündigungen von Scotts Kaiserbiographie gelesen, fürchtet er für den schottischen Barden, daß das neue Buch der „russische Feldzug" seines Ruhmes werden könnte[738]), ein Bild, das Friedrich Ludwig Lindner nicht ohne Geschick noch weiter ausmalte[739]). In London ist für ihn das atemlose Treiben und Hasten an der Ecke von Cheapside „der Übergang der Franzosen über die Beresina"[740]).

Unser Dichter hat sich in die Welt dieser Vorstellungen derart eingelebt, daß er sogar von andern Schriftstellern aufgestellte Napoleon betreffende Metaphern benutzt, um nach ihrem Muster neue zu schmieden, die in ihrer Art wieder höchst originell und ergötzlich sind. So hat Frau von Staël zum berechtigten Ärger des deutschen

Poeten den Bonaparte einen „Robespierre zu Pferde" genannt. Heine rächt sich durch den feinsten Spott, indem er den zu seinen Truppen mit wortreicher Geschwätzigkeit redenden König Ludwig Philipp als einen „Cicero zu Pferde" bezeichnet[741]). Er hat sich auch über diesen geärgert, durch sein Epigramm also zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Ein andermal scheint ihm Lafayette, der Schutzgott der Krämer und soliden Leute, den Titel einer „Vorsehung zu Pferde" zu verdienen[742]).

Sehr gern auch entnimmt der um eine geistreiche Wendung nie verlegene Schriftsteller seine Tropen und Figuren aus der sattsam bekannten „Passionsgeschichte" des Kaisers. Die Kühnheit der Metaphern in dem Satze über den alten Spontini, die wir zu bewundern Gelegenheit hatten, wird noch überboten an einer Stelle in der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel", wo es von der Reaktionszeit heißt: „Ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe"[743]).

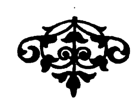
Auch diese Metaphorik findet sich hier und da bei andern Dichtern und Schriftstellern der Zeit. Johannes Strauß sahen oder hörten wir bei Laube seine „Kaiserschlacht bei Austerlitz" schlagen. Die alte Frau Rothschild nennt Börne die „Lätitia, die so viele Finanzbonaparten geboren hat"[744]), und einmal spricht er sogar von einem „musikalischen Befreiungskrieg, um den Tyrannen Rossini zu stürzen"[745]).

Noch andere Beispiele ließen sich beibringen. Doch der Ruhm der genialsten Erfindungen auf diesem Gebiete wird Heine unbestritten bleiben. Schon an und für sich ein Zeichen der ungeheuren Popularität Napoleons — denn die Metapher würde, wenn nicht gemeinverständlich, ohne Wirkung sein — hat dieser Brauch selbst wieder zur Steigerung der Volkstümlichkeit des Geschilderten ganz gewiß beigetragen. Heinesche Bonmots waren und sind noch heute in aller Munde.

Aber es würde doch verfehlt sein, wenn hier, auf der letzten Station unserer Reise durch das Geistesleben Heinrich Heines, von ihm nur immer als dem feurigen Bewunderer Napoleons die Rede wäre. Wenigstens andeutungsweise mag gesagt sein, daß auch die in den auf die „Reisebilder" folgenden Schriften vertretenen Anschauungen nicht ohne literarische Nachwirkung geblieben sein werden. Wenn es auch schwer hält, deren unmittelbare mehr oder minder legitime Nachkommenschaft auszuwittern, so ist jedenfalls auch der Realismus vieler Äußerungen des berühmten Schriftstellers in seinen Folgen

keineswegs zu unterschätzen. Wer für gewisse Dinge ein Empfinden hat, Dinge, die sich besser fühlen als aussprechen lassen, der wird anderseits zugeben, daß selbst in dem gekreuzigten „Heiland“, in dem „Kollegen der Götter“ eine wahrere und realere Gestalt steckt, als in dem bis zur Langweiligkeit „guten“ Napoleon der Legende und der Vaudevilles. Denn der erstere ist die Verkörperung eines — gleichviel, ob richtigen oder unrichtigen, aber jedenfalls — völlig konkreten Gedankens: es ist ein tragisch untergegangener Held, eben jener gewaltige Testamentsvollstrecker der weltbefreienden Revolution, den der Widerspruch mit der bestehenden Gesellschaftsordnung zu Fall brachte, während der mit allen möglichen oder unmöglichen Tugenden ausgestattete sentimentale Biedermann eher der weinerlichen Komödie des hochseligen achtzehnten Jahrhunderts anzugehören scheint und sich bei näherer Betrachtung als ein Phantom, ein für den gesunden Menschenverstand fast lächerliches Wahngebilde ausweist. Indem nun Heine trotz aller Bewunderung für seinen Kaiser die melodramatische Napoleonsfigur mit dem ätzenden Scheidewasser seines Spottes zerstören hilft, zeigt er sich, wie so oft in anderen Dingen, als Vorkämpfer moderner Anschauungsweise. Er hat hierdurch für seinen Teil dazu beigetragen, einen Charakter, der ein ganz ungewöhnliches menschliches und künstlerisches Interesse erweckt und beanspruchen darf und dessen sich das schale Liederspiel bemächtigt hatte, für die wahre Tragödie zurückzugewinnen, als deren rechtmäßiges Eigentum er ihn ausdrücklich gefordert hatte. Der Dr. iuris Heine ist ein guter Anwalt gewesen. Schon mehrfach hat ja in der Neuzeit seine Klientin von ihrem Rechte Gebrauch gemacht. Doch es waren nur Abschlagszahlungen, die sie ihrerseits auf die große Schuld leistete, welche ihr mit dem kostbaren Gute zufiel.

Aber die Schuld wird einst getilgt werden. Und der Napoleondichter der Zukunft, dem es gelingt, aus Cäsars Taten und Charakter mit goldenem Hammer die Wallensteintrilogie des zwanzigsten Jahrhunderts zu schmieden, er wird, so hoffe ich, auch dem tapferen Anwalt für seine Kaiserplaidoyers das Honorar zahlen, indem er einen Kranz trägt zur Höhe des Montmartre — auf das Grab des Sängers der „Grenadiere“.



Anmerkungen.

1) Herm. Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche, I.

2) Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen, Beilage zur Allgem. Zeitg., 1898/99; Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher, Bonn, 1900.

3) Vergl. mein Buch: Davout in Hamburg, 38 ff.

4) Vergl. u. a. das Gedicht: Was uns bleibt, wenn Deutschlands Säulen brechen, Werke (Reclam), 27.

5) Arndt, Gedichte, Berlin, 1860, S. 225.

6) A. a. O. 249.

7) A. a. O. u. öfter.

8) A. a. O., 356.

9) A. a. O., 358.

10) A. a. O., 373.

11) A. a. O., 389.

12) Vergl. Andreas Fischer, Goethe und Napoleon, 129 ff. „Die Zeit der Befreiungskriege und der heiligen Allianz", sagt Fischer, meines Wissens der erste, der die Kehrseite der patriotischen Lyrik von 1813/15 ernsthaft beleuchtete, „trieb auf dem Gebiete der politischen Dichtung . . . seltsame, zum Teil recht widerwärtige Blüten, die einen Goethe mit Abscheu und Ekel erfüllten. Es muß hiebei nachdrücklich betont werden, daß eine große Zahl von Dichtern (nicht die besten!) ihren „unbändigen" Haß und ihre Wut vorsichtig bezähmt und gespart hatten bis nach der Leipziger Schlacht und erst jetzt losbrachen, um den Feind mit Tinte zu ersäufen, nachdem die Blutarbeit im Felde den deutschen Boden gesäubert." An einer andern Stelle spricht er von dem „Lechzen nach Blut, wie es sich so brutal noch niemals in der Poesie hervorgewagt". Wer hierin eine Übertreibung sieht, wird sich durch ein Studium der Scheibleschen Sammlung (Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte, Stuttgart, 1849–50, I–XII) leicht von der Wahrheit überzeugen können.

13) Exemplare mancher dieser Karikaturen begegnen dem Besucher des Leipziger Schlachtfeldes in den historischen Sammlungen zu Thonberg und auf dem Monarchenhügel; auch das Museum des Vereins für die Geschichte Leipzigs und die reiche Sammlung des dortigen Kunstantiquars Max Grüner haben deren aufzuweisen. Hübsche Reproduktionen bei: Dayot, Napoléon raconté par l'image, und in Velhagen u. Klasings Monatsheften, Jahrg. 1890/91, Heft 10, S. 475 ff.

14) Pröhle, Jahns Leben, 1855, 77, 113 (nach Eiselen), dagegen: Jahn auf einem Nachlaßblatt, bei Pröhle: 113–14. – Wolfgang Menzel spricht in seiner „Deutschen Geschichte“ von den „kannibalischen“ Liedern auf Napoleon, die die Gymnasiasten der folgenden Jahre auf den Turnplätzen sangen, und der für ihr Alter wenig passenden Lust zum Räsonnieren, die sie in Jahns Schule angenommen hatten (Pröhle, a. a. O., 166).

15) Kotzebue, Der Flußgott Niemen und noch Jemand.

16) Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte u. s. w., 13–14 u. ö., vergl. Welschinger, La Censure sous le premier empire, Kap. V.

17) Alle drei wurden deshalb auch in den politischen Broschüren der Zeit arg mitgenommen. Vergl. die (ironische) „Apologie Napoleons des Großen, Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, Protektors des Rheinbundes, Vermittlers der Schweiz u. u.“, 3–4. – Kosegarten fühlte sich bemüßigt, in dem Buche: Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres, Leipzig, 1816, auf die Angriffe zu antworten. Vergl. Rhein. Blätter, No. 96 vom 17. Juni 1817.

18) Überraschende Belege für Voigts politische Charakterlosigkeit brachte Ludwig Geiger in seinem schönen Buche: Aus Alt-Weimar.

19) Dies geschah in der Beilage zur Allgem. Zeitg., No. 190 vom 10. Nov. 1823. Ein Berliner Gegner hatte nämlich in der Beilage zu No. 164 ders. Zeitg. vom 30. September 1823 den im Text ausgesprochenen Vorwurf gegen Buchholz erhoben.

20) Schlossers Anklage in der Anzeige des 2. Teils des von ihm und Bercht herausgegebenen Archivs für Geschichte und Literatur, Heerens Entgegnung in: Meine Antwort auf die Schmähungen des Geh. Hofr. und Prof. Schlosser in Heidelberg in den Heidelberger Jahrbüchern im Maiheft dieses Jahrs, Göttingen, 1831. – Völlig unvermittelt war der Systemwechsel auch in der bekannten Bredow-Venturinischen Chronik zu Tage getreten, naiver und darum weniger verletzend bei Peter Hebel.

21) Das zeigt Görres' Schrift: Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres, Koblenz im Floreal J. VIII, eine wahre Eruption der vulkanischen Natur des Mannes.

22) Friedr. Jos. Grulich, Preußens Not und Rettung von dem Jahre 1806 bis 1815, Halle u. Berlin, 1819.

23) Vergl. darüber die Ausführungen Arthur Lévys in dessen Napoléon intime und meinen Aufsatz: Neues über Napoleons Reise von Fontainebleau nach der Insel Elba, Beil. z. Allgem. Zeitg., 1895. Beil. No. 70 u. 71.

24) Hoffmanns Leben, Ges. Werke (Gerstenberg), VII, 38.

25) H. E. Brockhaus, Friedrich Arnold Brockhaus, Sein Leben und Wirken, I, 329.

26) Und doch stand dieser Vorwurf, dessen moralische Berechtigung einmal zugegeben, hinsichtlich des Tatbestandes auf schwachen Füßen. Es ist nicht so ganz unwahrscheinlich, daß Napoleon zu Fontainebleau in der Nacht vom 12. auf den 13. April Gift genommen, dieses aber die Wirkung versagt hat. Hingegen wird ein zweiter, angeblich in der Nacht vom 21. zum 22. Juni 1815 unternommener Selbstmordversuch, von dem der General Thiébault (Mémoires, V, 373–74) zu erzählen weiß, bei der Unzuverlässigkeit dieses Berichterstatters und dem Fehlen sonstiger Quellen ins Reich der Fabel zu verweisen sein.

[27]) Rahel an M. Th. Robert, Prag, 2. Mai 1814, Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, II, 210.

[28]) Briefwechsel zwischen Varnhagen von Ense und Rahel, IV, 189.

[29]) Pröhle, a. a. O., 121 ff., Schultheiß, Friedr. Ludw. Jahn, 93. Auch 1815 äußerten rheinbündlerische Offiziere über Napoleons Rückkehr stürmische Freude. Vergl. meine Schrift: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung, 4.

[30]) Belege bei: Fischer, Goethe und Napoleon, 150–151.

[31]) Die erste der beiden Schriften erschien o. O., 1814, die zweite Germanien, 1815. Auch Joh. Georg Reinwalds Broschüre: Napoleon. Bau und Sturz. Von J. G. R. Philalethes, o. O., 1814, zeigt ein gleich rühmliches Streben nach Objektivität. „Der leidenschaftslosen Ruhe hat sich der Verfasser beflissen," konnte R. im „Vorbericht" von sich sagen.

[32]) In einer Sammelkritik: 1815, No. 109 ff. Schon in einer Rezension des Jahres 1814 (No. 203) hatte ein Kritiker der Jen. Allgem. Lit.-Zeitg. Napoleon nachgerühmt, daß er, der noch vollkommen im stande gewesen, den Krieg mit den verbündeten Mächten, und nicht ohne Hoffnung glücklichen Erfolgs, fortzusetzen, mit wahrhafter Größe seiner Macht entsagt habe, um Frankreich vor dem Bürgerkriege zu bewahren.

[33]) Europ. Aufseher, Nr. 64 vom 11. Oktober 1814. (Ex.: Kgl. Bibl., Dresden.)

[34]) Rahel an M. Th. Robert, Wien, Freitag, 6. April 1815, Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, II, 281.

[35]) Vergl. meine Schrift: Napoleons Tod u. s. w., 4.

[36]) Noch nach der Julirevolution hat es Benjamin Constant im Gespräch mit dem Berliner Rechtsgelehrten Eduard Gans beklagt, daß der Kaiser anstatt des Acte additionnel nicht eine ganz neue freisinnige Verfassung gegeben habe. (Gans, Rückblicke auf Personen u. Zustände, 7.)

[37]) Welschinger, La Censure sous le premier Empire, 51 ff.

[38]) Europ. Aufseher, 1815, No. 46 vom 8. Juni.

[39]) Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1815, No. 109, Spalte 387.

[40]) Byron's Works (neue Murraysche Ausg., hrsg. von Ernest Hartley Coleridge u. Rowland E. Prothero), Poetry, III, 427 ff.

[41]) Vergl. weiter unten, Kap. 3.

[42]) Napoleons Tod, 9–10.

[43]) Über Raffets berühmte Federzeichnung Le Cri de Waterloo vergl. Dayot, Napoléon raconté par l'image, 386.

[44]) Eine ausführliche, zwar in den Einzelheiten nicht immer stichhaltige, aber als Totalbild recht wohlgelungene Schilderung der Leiden des napoleonischen Heeres bietet: de Vaulabelle, Histoire des deux Restaurations.

[45]) Börne, Ges. Schriften, V (Hambg., 1829), 52 ff., IX (Hambg., 1832), 64 ff.

[46]) Treitschke, Hist. u. pol. Aufsätze, 4. A., III, 57.

[47]) Alberto Lumbroso, Béranger e Napoleone, Rom u. Modena, 1895, 55. Vergl. Legouvés Verteidigung Bérangers gegen Brunetière im Pariser Temps, 8. u. 9. Februar 1894.

[48]) Vergl. Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts (deutsche Ausg. von Strodtmann), III, 348–49.

[49]) Englisch: Byron's Works (neue Murraysche Ausg.), Poetry, III, 436–438, deutsch: Lord Byrons Werke (Seubert), Leipzig, Reclam, III, 91.

50) Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 4.

51) Belege bieten Rückerts Napoleon (2. Teil, 1817) und der Timoleon des Wasserpoeten Raupach. Noch 1823 erschienen „Liederkränze“ von Julius von der Heyden, deren Verfasser von einem Rezensenten der Jen. Allgem. Lit.-Zeitg. (1828, Erg.-Bl., No. 95) darüber belehrt wird, daß der „glühende Franzosenhaß“ dieser Dichtungen sich inzwischen etwas abgekühlt haben könnte. Einer der letzten Ausläufer dieser Poesie ist Karl Gottlob Ernst Webers „Völkerschlacht“, ein schauderhaft langweiliges Epos, das nur durch das Vernichtungsurteil Goethes (Goethes Gespräche, Biedermann, VII, 52, 6. April 1829) einigermaßen bekannt geblieben ist.

52) Schmalz, Berichtigung einer Stelle in der Venturinischen Chronik für das Jahr 1808, Berlin, 1815.

53) Nach Friedrich Karl von Strombeck: Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Braunschweig, 1833.

54) F. O. von Diericke, Ein Wort über den preußischen Adel, Berlin, 1817.

55) Aus dem Nachlasse Friedr. Aug. Ludwigs von der Marwitz, auf Friedersdorf, passim.

56) Börne, Ges. Schriften, Bd. XVII (Franz. Schriften u. Nachtrag, Leipzig, 1847), 76.

57) Byron, Childe Harold, III, 19—20, in Gildemeisters Übersetzung: Bd. II, S. 183.

58) Europ. Aufseher, 1817, No. 66 vom 5. August.

59) Europ. Aufseher, 1818, No. 53 vom 25. Juni.

60) Europ. Aufseher, 1819, No. 43 vom 1. Juni. Der Artikel führt die bezeichnende Aufschrift: Über einige Ursachen, warum sich die öffentliche Meinung über Napoleon so sehr geändert hat.

61) Europ. Aufseher, 1817, No. 86 vom 14. Oktober.

62) Bilder des Krieges vom Jahr 1813, von Justus Civilis, Leipzig, 1831. Das Werk selbst war mir unzugänglich, nur eine die im Text angezogene Stelle enthaltende Besprechung in der Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1832, No. 116, habe ich gelesen.

63) Laube, Erinnerungen, Ges. Schriften in 15 Bänden, I, 21.

64) Gutzkow, Säkularbilder, I, Ges. Werke, IX (Frankfurt, 1846), 83.

65) Byron, Childe Harold, III, 37, Werke (Gildemeister), II, S. 188.

66) Karl Georg Neumann, Gedichte, Aachen, 1841, 168.

67) Ein neuer Zeuge gegen Sir Hudson Lowe ist kürzlich in der Person des englischen Marinearztes Stokoe aufgetreten, dessen von Paul Frémeaux herausgegebene Aufzeichnungen (Napoléon prisonnier, Mémoires d'un médecin de l'Empereur à Sainte-Hélène) in Paris bei E. Flammarion erschienen sind.

68) Rhein. Blätter, 1817, No. 51. Der Brief selbst war in den beiden voraufgehenden Nummern der Rhein. Blätter erschienen. Auch die Allgemeine Zeitung (No. 88 ff.), die Kölnische (No. 47 ff.) und die Mainzer Zeitg. (No. 39, 41 u. 42) haben ihn in ihre Spalten aufgenommen.

69) Europ. Aufseher, 1817, No. 32 vom 10. April.

70) Quarterly Review, XXXII, Jan. 1817, 480 ff.

71) Europ. Aufseher, 1817, No. 86 vom 14. Oktober.

72) Fourniers Ansicht (Napoleon I., Bd. III, 302), daß die Lettres du Cap die „Märtyrerlegende“ von St. Helena „begründet“ hätten, kann ich nicht teilen.

Was Fournier als die „Märtyrerlegende“ zu bezeichnen beliebt, eine Legende, die leider einen sehr starken Wahrheitskern enthält, wurde, wie meine obige Darstellung zeigen dürfte, eher durch die andern zur St. Helenalitteratur gehörigen Stücke als gerade durch die „Kapbriefe“ begründet.

[73]) „Napoleon“, sagt der Übersetzer der Kapbriefe in den „Europäischen Annalen“, der nach dem Ton seiner Anmerkungen zu urteilen, nicht zu den Freunden des Kaisers gehörte, „Napoleon zeigte durch den Verkauf seines Silbergeschirrs, daß er Würde und ein schönes Gefühl besitze, da jenes zum glänzenden Vorwurf wurde, sobald diejenigen, die seinem Schicksale gefolgt waren, Bedrängnisse erduldeten, die dessen Erlös mildern konnte“. (Europ. Ann., 1818, 5. Stück, 282.)

[74]) Ausführliche Artikel über das Leben der beiden Murhards in der Allgem. Deutsch. Biogr. Der umfangreiche Nachlaß liegt in der Murhardbibliothek zu Kassel.

[75]) Leipzig, 1818.

[76]) S. 31 der im Text erwähnten Schrift.

[77]) In Übereinstimmung mit andern Gelehrten hat der bekannte Psychiater Rudolf Arndt in Greifswald an mehreren Stellen seines Lehrbuchs der Psychiatrie (Wien und Leipzig, 1883) Napoleon als Epileptiker angesprochen und die cholerischen Anfälle, in die er bei starken Reizungen verfiel, aus diesem Krankheitszustande erklärt.

[78]) Mainzer Zeitung, 1818, No. 137 vom 14. November.

[79]) Stägemann an Varnhagen, Berlin, 16. Mai 1817, Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim, Leipzig, 1865, 47.

[80]) Treitschke, Hist. u. pol. Aufsätze, 4 A., III, 149.

[81]) Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts (Strodtmanns Ausg.), III, 348.

[82]) Varnhagen, Denkwürdigkeiten u. verm. Schriften, IX, 133.

[83]) Varnhagen, a. a. O., 296.

[84]) Vannucci, Ricordi della vita e delle opere di G.-B. Niccolini raccolti, Florenz, 1866, I, 156.

[85]) Stendhal, Racine et Shakespeare, Paris, 1854, 266.

[86]) Vergl. Mohnike, Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden, Stralsund, 1829, 89.

[87]) Delavignes Départ, in: Sept Messéniennes nouvelles par M. Casimir Delavigne, Paris, 1827, 19 ff.

[88]) Vergl. Antonio Medin, La caduta e la morte di Napoleone nella poesia contemporanea (Nuova Antologia, Bd. 135, 1894, S. 274.)

[89]) Hierzu und zum Folgenden vergl. meine Schrift „Napoleons Tod“, wo die Belegstellen gesammelt sind.

[90]) Brandes, Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, VI (Leipzig, 1891), 169–70.

[91]) Vergl. Voretzsch, Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung, Preuß. Jahrb., 95, 455 ff.

[92]) Legras, Henri Heine poète, Paris, 1897, S. XXIII der Introduction.

[93]) Julius Meyer, Geschichte der modernen französischen Malerei, Leipzig, 1867, 434.

[94]) Vergl. darüber: Dayot, Napoléon raconté par l'image, 384 ff.

95) Voretzsch, a. a. O., 452, hat dies noch unlängst getan. Unus de multis. Schon oftmals wurde der Vorwurf gegen Heine erhoben.

96) Napoleon in Exile: or a voice from St. Helena; the opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and government, in his own words, London, 1822.

97) Quarterly Review, Februar 1823.

98) Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, II, 195.

99) Vergl. Napoleons Tod, 16.

100) Jen. Allg. Lit.-Zeitg., 1823, No. 186.

101) Lit. Conversations-Blatt, 1822, No. 236.

102) Das Mémorial de Sainte-Hélène erschien zuerst 1823 in Paris (8 Bde.). Zahlreiche Ausgaben.

103) Lit. Conversations-Blatt, No. 150 vom 30. Juni 1823, S. 600, dazu: No. 117 vom 22. Mai 1823, S. 465.

104) Jen. Allg. Lit.-Zeitg., 1823, No. 129.

105) Hall. Lit.-Zeitg., 1824, No. 141.

106) Varnhagen, Blätter a. d. preuß. Gesch., II, 364–65.

107) Beil. z. Allg. Zeitg., No. 35 vom 4. März 1823.

108) Les mémoires du docteur Antommarchi, ou les derniers moments de Napoléon, Paris, 1825, 2 Bde. Eine deutsche Übersetzung erschien bei Cotta, eine andere in Leipzig, eine dritte (von Fr. Schott) in Dresden.

109) Lit. Conversations-Blatt, No. 60 vom 11. März 1825.

110) Narrative of the surrender of Buonaparte, and of his residence on board H. M. S. Bellerophon, London 1826. Deutsche Bearbeitung von W. A. Lindau, eine andere (anonym) erschien bei Campe.

111) Vergl. Hall. Lit.-Zeitg., 1826, No. 244, dagegen: Jen. Allg. Lit.-Zeitg., 1827, No. 59.

112) Werke, III, 444. Mit „Werke“ ist durchweg die kritische Ausgabe der Heineschen Werke von E. Elster bezeichnet. Die Ausgabe von Karpeles, die gleichfalls zu Rate gezogen wurde und nach der die Briefe citiert werden, ist durch den Zusatz des Namens ihres Herausgebers kenntlich gemacht.

113) Die von dem General Foy verfaßte Histoire de la guerre de la Péninsule sous Napoléon wurde von der Witwe des Verfassers 1827 in vier Bänden zu Paris herausgegeben, dentsch von dem Obersten Puttrich zu Leipzig in demselben und dem folgenden Jahr. Heines Bemerkung darüber findet sich in dem 1828 geschriebenen Aufsatze: Über körperliche Strafe in England, Werke, VII, 260–61.

114) Vaudoncourt schrieb verschiedene Werke über die Feldzüge in Rußland, Deutschland, Frankreich und die Kampagne von Waterloo, sowie eine Histoire politique et militaire du prince Eugène.

115) Der ehemalige Sekretär Napoleons schrieb: Manuscrit de 1814, Paris, 1823, Manuscrit de 1813, Paris, 1824. Später folgten noch: Manuscrit de 1812 und Manuscrit de l'an III (1794–1795).

116) Chambures Napoléon et ses Contemporains erschien 1826. Es war ein populäres Buch mit Bildern, auf den Geschmack der weiteren Kreise berechnet. Menzels sehr anerkennende Kritik: Stuttgarter Litteraturblatt, 1826, No. 63.

117) Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. Par M. Fleury de Chaboulon, London, Murray, 1819–20, 2 Bde.

118) Ein Ausschnitt aus Pelets Denkwürdigkeiten des Jahres 1809, der Napoleons Aufenthalt in Schönbrunn behandelt, erschien in Band XXI, ein Aufsatz, „Über die vornehmsten Operationen des Feldzugs 1813", in Band XXI, XXII, XXIV und XXV der Annalen, die letzten Teile (er wurde abgebrochen) also unmittelbar vor Beginn von Heines Teilnahme an der Redaktion der Zeitschrift, die mit dem XXVI sten Bande einsetzt.

119) Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, par les généraux qui ont partagé, sa captivité, Paris, 1822–25, 8 Bde.

120) Werke, a. a. O.

121) Die Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812 des Grafen Ségur (Philippe Paul), die ihrem Verfasser die Palmen der Akademie eintrug, erschien zuerst 1824. Zahlreiche Ausgaben, Bearbeitungen, Auszüge u. s. w., auch Entgegnungen (die berühmteste von Gourgaud, eine andere vom Freiherrn von Völderndorff). Von deutschen Übersetzungen erschienen damals eine durch den General von Theobald besorgte bei Cotta, eine andere von L. G. Förster, eine dritte in dem bekannten militärwissenschaftlichen Verlag von Mittler in Berlin und Posen.

122) Der württembergische Kriegsminister Ernst Eugen Freiherr von Hügel, den Wilhelm Hauff in seiner schönen Novelle „Das Bild des Kaisers" porträtierte.

123) Ergreifend sind die Nachforschungen, Aufforderungen und Todeserklärungen, die in den zwanziger Jahren durch ganze Bände der Allgemeinen Zeitung gehen und verschollene Teilnehmer am russischen Feldzuge zum Gegenstand haben.

124) Allgem. Zeitg., 1825, No. 205. Eine weit günstigere Beurteilung in demselben Jahrgang dieses Blattes: Beilage zu No. 121. Andere Rezensionen: Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1825, No. 119, 1826, Erg. Bl., No. 55; Hall. Lit.-Zeitg., 1825, No. 175, 176, Erg. Bl., No. 128–130; Literarisches Conversations-Blatt, 1825, No. 71, 78, 82, 88, 89. Eine sehr anerkennende Besprechung brachte das Stuttgarter Literaturblatt, 1825, No. 13, aus der Feder Adolf Müllners, der sich hier wie auch sonst als warmer Verehrer Napoleons zeigt.

125) Heine an Moser, ohne Datum, Werke (Karpeles), VIII, 464.

126) Arnault (Antoine Vincent), Vie politique et militaire de Napoléon, Paris, 1822–26, 2 Bde.

127) Thibaudeau, Histoire générale de Napoléon, Paris, 1827–28, 6 Bde.

128) Buchholz, Geschichte Napoleon Buonapartes, Berlin, 1827–29, 3 Bde.

129) Schlosser, Zur Beurteilung Napoleons und seiner neusten Tadler und Lobredner, Frankfurt a/M., 1832–33.

130) Gemeint ist die bekannte „Geschichte Almansors".

131) Vergl. Minor, Das deutsche Schicksalsdrama (Kürschners National-literatur, Bd. 151), 11.

132) Minor, a. a. O., 301.

133) Grillparzers Selbstbiographie, Werke, 1872, X, 132.

134) Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, III, 414 ff., Holtei, Vierzig Jahre, hrsg. von Max Grube, II, 121 ff., vergl. Liter. Conversations-Blatt, 1826, No. 97.

135) Die schweizerische Amazone, Abenteuer, Reisen und Kriegszüge einer Schweizerin u. s. w., 2. Aufl., 1825.

136) Dieser Novellencyklus erschien Breslau, 1828.

137) Goethes sämtl. Werke (Ausg. in 10 Bänden, Stuttg., 1875), VIII, 162 ff.

138) In der Erzählung „Vergißmeinnicht oder das nie gesehene Bild", Spindlers Vergißmeinnicht, Taschenbuch auf 1830. Vergl. Jen. Allgem. Lit.-Zeitg. 1830, No. 234.

139) Vergl. Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 94.

140) Vergl. Lumbroso, Béranger e Napoleone, Rom u. Modena, 1895, 52.

141) Werke, V, 275.

142) Vergl. Max Kaufmann, Heines Charakter und die moderne Seele, Zürich, 1902, 26.

143) Der dem Heinekenner geläufigen Ansicht, daß der Dichter in seinem Denken vom Vater nicht allzustark beeinflußt sein wird (vergl. z. B. Legras, Henri Heine poète, XIV der Introduction) scheint mir das keineswegs zu widersprechen. Gerade Napoleons Bild ist für unzählige der Mit- und Nachlebenden durch die Erzählungen von Personen geprägt worden, die in anderen Dingen einen nicht allzu großen Einfluß auf die Hörer übten. Besonders die Großväter und Großmütter spielen dabei eine Rolle.

144) Werke, III, 234—35.

145) Werke, VII, 463.

146) A. L. d'Eckmühl, Mlle de Blocqueville, Le Maréchal Davout, Prince d'Eckmühl, raconté par les siens et par lui-même, III, 416. Die Nachricht stammt aus dem Werke des Engländers Stigand über Heine.

147) Dohm, Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin, 1793.

148) Pahls National-Chronik der Teutschen, 1801, S. 275.

149) Louis Ducros, Heine et son temps, Paris, 1886, Kap. V. Das Ducrossche Werk, mit einer seltenen Unparteilichkeit und Sachkenntnis geschrieben, gibt ein hübsches Bild der Lage Düsseldorfs unter der französischen Herrschaft. Nur hin und wieder verrät sich in dem gut gearbeiteten, mit Geist und Humor geschriebenen Buche, das eine erfreuliche Lektüre bietet, durch eine minder treffende Auffassung der Ausländer. Man kann dazu über die einschlägigen Verhältnisse vergleichen: Goecke, Das Großherzogtum Berg, Köln 1877, und das bekannte Werk von Perthes, Politische Zustände und Personen, auch Beugnots Mémoires, alle drei Werke passim.

150) Werke, VII, 579 (Lesarten zu den Briefen aus Berlin), VI, 605 (Lesarten zur Lutetia).

151) Aus Immermanns Memorabilien, I.

152) Werke, III, 493.

153) Elster (Heines Werke, III, 493) irrt, wenn er von einer nochmaligen Anwesenheit Napoleons in Düsseldorf im Mai 1812, also unmittelbar vor Eröffnung des russischen Feldzugs, redet. Napoleon verließ damals Saint-Cloud am 9. Mai, 6 Uhr früh, traf am 10. in Metz ein, hielt sich am 11. u. 12. in Mainz auf und fuhr von hier aus über Aschaffenburg, Würzburg (13.), Bayreuth (14.), Plauen (15.) direkt nach Dresden, wo er am 16. eintraf und von wo er am 29., morgens um 3 Uhr, in der Richtung nach der russischen Grenze aufbrach. — Die unrichtige Angabe scheint aus Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, 2. A.,

I, 36 zu stammen und durch eine Ungenauigkeit des Dichters entstanden zu sein, der (Werke, a. a. O.), der Zeit etwas vorausgreifend, von den den Kaiser begleitenden Grenadieren sagt, daß „er (Napoleon) sie damals nach Rußland schickte". Man konnte in dem Irrtum noch bestärkt werden durch die Naturschilderung des Buches Le Grand (s. weiter unten, Kap. 3), die auf einen Frühlings- oder Sommertag schließen läßt, während Napoleon Anfang November die Stadt an der Düssel besuchte. Diese Naturschilderung ist aber offenbar eine dichterische Fiktion Heines, der sein Bild poetisch verschönt hat, indem er es auf den bekannten „sommergrün und goldigen" Untergrund malte.

Auch C. A. Buchheim (Biogr. Einleitung zur Ausgabe von Karpeles, I, XIII) und Karl Hessel (Heines ‚Buch Le Grand', Vierteljahrschr. f. deutsche Litteraturgeschichte, V [1892], 554) haben den Fehler übernommen. Einer der Irrtümer, die von Buch zu Buch wandern.

154) Vergl. zu Obigem die Monographieen zur Geschichte rheinischer Städte von Milz (Aachener Gymn. Progr. 1871—72) über Aachen, Hesse über Bonn, Ennen (Zeitbilder) über Köln, Leonardy über Trier, Bockenheimer (Geschichte der Stadt Mainz während der zweiten franz. Herrschaft) über Mainz. Eine hübsche Schilderung des Aufenthalts in Koblenz nach den Worten eines Augenzeugen: Rhein. Antiquarius I, 2, 617 ff.

155) Rhein. Antiquarius I, 2, 625. Vergl. auch den Bericht im Berliner Freimütigen, 1804, No. 202.

156) Auch diese hat in den meisten der erwähnten Städtegeschichten Erwähnung gefunden. Zum Aufenthalt in Düsseldorf, der hier vor allem in Betracht kommt, vergl. die treffliche Monographie von O. Redlich: Die Anwesenheit Napoleons I. in Düsseldorf im Jahre 1811, Düsseldorf, 1892.

157) Redlich, a. a. O., 40.

158) Redlich, a. a. O., 70—71.

159) Holzhausen, Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen, Beil. z. Allgem. Zeitg., 1898, No. 234.

160) Auszüge vertrauter Briefe aus Rastatt, 3. Lieferung, März 1798: No. VII, Rastatt, d. 8. März 1798. — Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, I, passim, vergl. Hüffer, Der Rastatter Kongreß, I, 6; Holzhausen, Litteratur- und Stimmungsbilder, Beil. z. Allgem. Zeitg. 1899, No. 33.

161) Mme. de Staël, Considérations sur la Révolution française, Teil III, Kap. XXVI, Teil IV, Kap. XVIII.

162) Vergl. Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher, Bonn, 1900, passim.

163) Holzhausen, a. a. O., Kap. IV.

164) Nach Schoppenhauers Tagebuche. Persönl. Mitteilungen des Herrn Geh. Rat Gwinner an den Verfasser.

165) Gutzkow, Rückblicke auf mein Leben, 169.

166) Vergl. meinen Aufsatz über diesen — 1896 verstorbenen — Nestor unserer Gelehrtenwelt in Fleischers Deutscher Revue, August 1895, S. 239.

167) Aus der Tuchwirkerstadt Euskirchen wurde mir berichtet, daß noch um 1870 eine Anzahl dieser alten Herren an der Königsgeburtstagstafel nach dem Weggange des Bürgermeisters und der übrigen „offiziellen" Personen ein Vive l'Empereur! anstimmten. Vergl. auch Treitschke, Deutsche Geschichte, II, 273.

168) Vergl. dazu: Elster, Deutsche Dichtung, XXV, 7 ff.

169) Werke, II, 159 ff. Die Handschrift zuerst vollständig abgedruckt in Hüffers anziehendem Büchlein „Aus dem Leben Heinrich Heines", 135 ff.

170) Grillparzer, Napoleon, Werke, 1872, I, 192.

171) Immermann, Das Grab auf St. Helena. In allen Ausgaben der Gedichte. Vergl. meinen Aufsatz: Immermanns Verhältnis zu Napoleon I., Beil. zur Allgem. Zeitg., 1898, No. 34.

172) Heine an Christian Sethe, Hamburg, 27. Okt. 1816, Werke (Karpeles), VIII, 333.

173) Zu dem alle Grenzen übersteigenden Franzosenhaß der „Altdeutschen" vergl. die Aufsätze „Die Allemannia" und „Vandalismus und Antiroyalismus" in den bei Duncker und Humblot in Berlin erschienenen Freimütigen Blättern für Deutsche, IV. u. V. Heft (1815—16). Von Görres, der neben Jahn zu den eifrigsten Fanatikern dieser Richtung zählte, konnte damals ein geachteter Schriftsteller sagen, daß er „uns durch Merkurialmittel von den Franzosen und allen, die er für Franzosen hält, auf jede Art erlösen will". Das wilde Gebahren, das wie jede Übertreibung die Parodie herausforderte, wurde schon 1815 in zwei Satiren verspottet, welche den Landshuter Professor Schultes zum Verfasser haben sollen: „Sendschreiben des Michael Freyherrn von und zu Michelhausen an die Deutsch-Michel-Gesellschaft zu Idstein" und „Verfassungs-Urkunde und Gesetze der deutschen Gesellschaft zu . . . . bekannt gemacht von D. Carl Hoffmann, Justizrath und Obristen des Landsturms . . . . . In deutsche Knittelreime mühsam gebracht von Gian Michele Bavareti" u. s. w. — Auch ein feuriger Patriot, der bekannte hessische Demokrat Wilhelm Schulz, spricht von dem „täppisch blinden Franzosenhasse" (Briefwechsel eines Staatsgefangenen, II, 29). Arndt und Friedrich Arnold Brockhaus hielten es für geraten, sich wegen ihres Verhaltens in dieser Hinsicht zu verteidigen. (B. z. B. in einem Aufsatz „Über den Franzosenhaß" in den von ihm herausgegebenen Deutschen Blättern. Vergl. H. E. Brockhaus, Fr. A. Brockhaus. Sein Leben und Wirken, I, 344 ff.)

174) „Was soll bei der neuen Verfassung aus den Juden werden?" o. O. o. J.

175) Fries, Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden, Heidelberg, 1816, Rühs, Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht u. s. w., Berlin, 1816, und: Die Rechte des Christentums und des deutschen Volks. Verteidigung gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter, Berlin 1816.

176) Werke, III, 169, VII, 406, Briefe an Moser, Ritzebüttel, 23. August 1823, und Hannover, 21. Januar 1824, Werke (Karpeles), VIII, 389 u. 415.

177) Derselbe, in dem auch der „homerisch göttliche herrliche Blücher" erwähnt wird, Werke (Karpeles), a. a. O.

178) Werke, VII, 592.

179) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, 2. A., II, 360.

180) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, IX, 514—17.

181) Jakob Schmitt, Meine Verhaftung und Verurteilung unter der Verwaltung des Herrn Justus Gruner, Generalgouverneur vom Mittelrhein u. s. w., o. O., 1816.

182) Werke, VII, 592.

183) Saalfelds Geschichte Napoleon Buonapartes erschien zuerst in einem Bande, Leipzig und Altenburg, Brockhaus, 1815, dann in zweiter, noch um einen weiteren Band voll Schimpfwörter vermehrter Auflage, 1816—17.

184) Die Fanfaronaden erschienen im Juni 1814.

185) Werke, III, 157.

186) Vergl. u. a. meinen Aufsatz: Napoleons Landung in England und die öffentl. Meinung in Deutschland, Sonntagsbeilage zur Voss. Zeitg., 1900, No. 37.

187) Gemeint ist natürlich Yorcks Enkel Maximilian, der während der Expedition nach China umgekommene Verfasser des Buches „Napoleon als Feldherr".

188) Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, I, 55.

189) Varnhagen, a. a. O., I, 338. Vergl. meine Schrift „Napoleons Tod", 35.

190) Varnhagen, a. a. O., II, 246.

191) Varnhagen, a. a. O., II, 459.

192) Varnhagen, a. a. O., IV, 284.

193) Varnhagen, a. a. O., IV, 195.

194) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, 2. A., I, 253, vergl. das., 263.

195) Varnhagen, a. a. O., 421.

196) Varnhagen an Rahel, Tübingen, 5. Jan. 1809, Briefwechsel zw. Varnhagen u. Rahel, I, 249, vergl. das. I, 295.

197) Varnhagen an Rahel, Lauenburg, 12. Juni, 1813, Briefwechsel, III, 111.

198) Varnhagen an Rahel, Villeneuve-le-Roi, Ostersonntag, 10. April 1814, Briefw., III, 317.

199) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, IX, 281 f.

200) Brandes, Die Hauptströmungen in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, VI (Leipzig, 1891), 125–26.

201) Gottschall, Aus meiner Jugend, 315. Ducros (Heine et son temps, 184) sagt: Varnhagen n'aimait pas Napoléon, dont il semble même n'avoir pas compris le génie. Der erste Teil dieses Satzes ist gewiß richtig, den zweiten erlaube ich mir nach meinen Studien der Varnhagenschen Werke, namentlich der Briefwechsel, zu bezweifeln.

202) Sie steht in den Berliner Jahrbüchern f. wissenschaftl. Kritik, 1827, No. 223–226, Sp. 1791–1807. Die angezogene Stelle das., Sp. 1805.

203) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, 2. A., II, 238.

204) Rahel an Ernestine Robert, Prag, 20. Dez. 1813, Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, II, 157, und an Mendelssohn-Bartholdy, Prag, 10. Jan. 1814, a. a. O., II, 159.

205) Rahel an Mor. Robert, Wien, 12. März 1815, a. a. O., II, 264.

206) Rahel an M. Th. Robert, Wien, 6. April 1815, a. a. O., II, 281.

207) Rahel an Varnhagen, Baden bei Wien, 27. Juli 1815, a. a. O., II, 298.

208) Baden, 31. Juli 1818 (mündlich), a. a. O., II, 543.

209) Heine an Varnhagen, München, 6. Juni 1828, Werke (Karpeles), VIII, 547.

210) Chamisso, Der Tod Napoleons. Nach Alessandro Manzoni (1827). In allen Chamisso-Ausgaben.

211) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, IX, 282.

212) Vergl.: Der fünfte Mai. Ode auf Napoleons Tod von Alexander Manzoni. In der Italischen Urschrift nebst Übersetzungen von Goethe, Fouqué, Giesebrecht, Ribbeck, Zeune, Berlin 1828.

213) Fouqué, Abfall und Buße oder die Seelenspiegel, ein dreibändiger Roman, der nach des Verfassers Tode 1844 in Berlin erschien. Über Fouqués Stellung zu Napoleon vergl. noch: Fouqués Lebensgeschichte, 195 ff. und meine

Literatur- und Stimmungsbilder aus den ersten Koalitionskriegen, III, Beil. z. Allgem. Zeitg., 1899, No. 34.

214) Stägemann, Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten, 294 ff.

215) Heine an Varnhagen, Hamburg, 28. Februar 1830, Werke (Karpeles), VIII, 584.

216) Werke, V, 18. Noch auf seinem Schmerzenslager erinnert er sich des „alten Stägemann" (Heine an Gustav Kolb, Paris, 21. April 1851, Werke (Karpeles), IX, 378.

217) Morgenblatt für die gebildeten Stände, 1829, No. 224.

218) Berdrow, Rahel Varnhagen, 321.

219) Hegel an Niethammer, 29. April 1814, Werke, 19, I, S. 371 (Brief No. 125).

220) A. a. O., S. 238. Daselbst finden sich noch andere Zeugnisse der Bewunderung des Philosophen für den Kriegshelden (Stellen im Register). Vergl. auch Brandes, a. a. O., VI, 125, Berdrow, Rahel Varnhagen, 126.

221) Wilhelm Hauff in den „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan", Ludwig Robert in den „Promenaden eines Berliners in seiner Vaterstadt".

222) In den Briefen aus Berlin, Werke, VII, 576 (Lesarten) und in der Harzreise, Werke, III, 57.

223) Proelß, Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften, 80.

224) Näheres vermag ich leider nicht anzugeben. Vor mehreren Jahren wandte ich mich einmal in dieser Angelegenheit an die (inzwischen verstorbene) Tochter der Frau von H., die gleichfalls als Schriftstellerin bekannte Elise von Hohenhausen. Die damals schon mehr als achtzigjährige Dame antwortete in liebenswürdiger Weise, konnte sich aber auf Einzelheiten aus jener Zeit nicht mehr besinnen.

225) Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher, 14–16, wo eine genauere Charakteristik, auch weiteres Material angegeben wird.

226) Strodtmann, H. Heines Leben und Werke, 2. A., I, 626.

227) Der alte Student. Das Stück erschien 1828.

228) Er erlag schon am 25. Juni 1822 seinem qualvollen Rückenmarksleiden.

229) Grabbe, Erzählung, Charakteristik, Briefe, in Immermanns Memorabilien, II. Teil, Werke (Hempel), XIX, 72, 92, 98, 101.

230) Vergl. Kap. VII des schönen und stimmungsvollen Buches von Gustav Karpeles: Heinrich Heine. Aus seinem Leben u. aus seiner Zeit.

231) Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 128.

232) S. 62 dieses Buches.

233) Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, I, 143.

234) Vergl. Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte, 78.

235) Heine an Moses Moser, „Verdammtes Hamburg", 14. Dez. 1825, Werke (Karpeles), VIII, 473.

236) Werke, II, 166.

237) Mitgeteilt in dem Brief an M. Moser aus Göttingen, 25. Oktober 1824, Werke (Karpeles), VIII, 438, Werke (Elster), I, 164–65. Vergl. Strodtmann, a. a. O., I, 379.

238) Werke, II, 261.

239) Werke, I, 140 ff.

240) Mein verewigter Freund Emile Montégut hat in seinem höchst geistreichen Aufsatze über Heine in der Revue des deux Mondes (15. Mai 1884, S. 252–53) diese Sache anziehend behandelt. Nur ist das von ihm daselbst angegebene Datum eines Briefes an Moser (5. November 1824) unrichtig. Wenigstens steht in der Ausgabe von Karpeles (Bd. VIII) kein Schreiben des Dichters unter dem genannten Datum verzeichnet.

241) Proelß, Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften, 127.

242) In den Gedanken und Einfällen, Werke, VII, 401.

243) H. Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner, Hamburg, 1856, 99.

244) Brandes, Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, VI (Leipzig, 1891), 132–33.

245) Louis P. Betz, Heine in Frankreich, Zürich, 1895, 30.

246) Natürlich ist im Text von der französischen Romantik die Rede.

247) Werke, VII, 593.

248) Werke, III, 57.

249) Werke, III, 304.

250) Werke, VII, 576, III, 116 u. ö.

251) Heine an M. Moser, Göttingen, 25. Juni 1824, Werke (Karpeles), VIII, 434.

252) Werke, I, 268.

253) Byrons Werke (Gildemeister), III, 239.

254) Werke, III, 116.

255) Brandes, Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, IV (Leipzig, 1900), 421.

256) Byrons Werke, (Gildemeister). III, 237.

257) Napoleons Tod, 50 ff.

258) Byrons Werke (Gildemeister), II, 190.

259) Byron's Works (neue Murraysche Ausgabe, von Ernest Hartley Coleridge und Rowland E. Prothero), Journal, 13. Nov. 1813, Letters and Journals, II, 340.

260) Heine an Varnhagen, München, 6. Juni 1828, Werke (Karpeles), VIII, 547.

261) Montégut, a. a. O., 267.

262) Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 145.

263) Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, II, 314.

264) Max Kaufmann, Heines Charakter und die moderne Seele, III. Abschnitt.

265) Vergl. Richard M. Meyer, a. a. O., 134.

266) Vergl. Strodtmann, a. a. O., I, 57, Elster, Heinrich Heines Leben u. Werke, Einleitg. zu E.s Heineausgabe, 28 und Werke, I, 39, 490. Auf Heines eigene Datierung (1816) gebe ich wenig, da er in solchen Dingen recht ungenau war und es sich außerdem nur um eine ungefähre Angabe aus dem Gedächtnis handelt. Immerhin wäre möglich, daß, wenn Heine, wie ich annehme, seine schöne Romanze erst 1819 verfaßt hat, doch der historische Vorgang, an den er sich in dieser und im Le Grand anlehnt (die Begegnung mit den gefangenen Franzosen), soweit ein solcher überhaupt wirklich stattgefunden hat, um einige Jahre weiter zurückliegt.

267) Werke, III, 164.

268) Die Cahiers du Capitaine Coignet, die, von Lorédan Larchey herausgegeben, 1889 bei Hachette in Paris erschienen.

269) Vergl. Brandes, Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen, VI (Leipzig, 1891), 167.

270) Vergl. oben, S. 43.

271) In meiner Abhandlung über Ballade und Romanze, Zachers Ztschr. f. dtsche. Phil., Bd. XV.

272) Vergl. Napoleons Tod, 82 ff.

273) Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 131.

274) Voretzsch, Gaudys Kaiserlieder und die Napoleondichtung, Preuß. Jahrb., Bd. 95, 454.

275) Im Urtext: Adieu, femme, enfants et patrie!

276) Werke, VII, 624, Richard M. Meyer, a. a. O., 131.

277) Seegersche Übersetzung. Im Urtext: Vieux grenadiers, suivons un vieux soldat.

278) Düsseldorfer Tägl. Anzeiger, 1893, No. 97.

279) Der Abdruck befindet sich gegenwärtig im Besitz des Herrn Oberarztes Dr. Liniger in Bonn.

280) Auch Wilhelm Smets (1796—1848) gehörte zu denen, die gegen den Korsen die Muskete getragen hatten, um später Apostel seines Ruhmes zu werden. Geb. zu Reval als Sohn der berühmten Schauspielerin Sophie Schröder, aber frühzeitig ins Rheinland gekommen, besuchte S. das kaiserliche Lyceum in Bonn, das er wegen der Stiftung einer deutschtümlichen Verbindung verlassen mußte. Die Schlacht bei Waterloo machte er im Heere der Verbündeten mit, studierte dann Theologie und starb als Aachener Domherr während der deutschen Reichsversammlung, deren Mitglied er war, zu Frankfurt. Er war ein fruchtbarer Poet und hat noch mehrere Gedichte zu Napoleons Preis geschrieben. Übrigens gehörte S. zu Heines Freunden, und dieser widmete einem seiner Trauerspiele eine eingehende Besprechung (Werke, VII, 152 ff.). Näheres über S.' Leben: Goedeke, Grundriß, III (Dresen, 1881), 2, 1121—23, Brümmers Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten, I, 500—501.

281) Vergl. darüber das folgende Kapitel.

282) „Die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des Roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu'à la tour de Notre Dame!" (Werke, VII, 185). Wie gewöhnlich, citiert Heine ungenau. In der erwähnten, bei der Rückkehr von Elba am 1. März 1815 vom Golf Juan an die französische Armee gerichteten Proklamation heißt es: jusqu'aux tours de Notre Dame. (Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815, London, 1820, I, 159).

283) Werke, VII, 587 (Lesarten).

284) Werke, VII, 209.

285) Werke, III, 165.

286) Vergl. Elster, Heinrich Heines Leben, 47, 80 ff., Werke III, 82, Elsters Aufsatz in der Vierteljahrschr. f. Literaturgeschichte, IV, 493 ff. Eine andere Auffassung vertritt Karl Hessel, Heines ‚Buch Le Grand', in ders. Zeitschr., V, 546 ff., der annimmt, daß das Werk an Friederike Robert gerichtet sei. Hiergegen

wieder: Elster in den Jahresberichten f. neuere deutsche Literaturgesch., 1892, IV, 11, No. 20. Für meine Zwecke ist die Polemik ohne erhebliche Bedeutung.

287) Werke, III, 111.

288) Richard Voß in seinem dreiaktigen Drama: Wehe den Besiegten! (1889).

289) Werke, III, 113.

290) Die schöne Stelle über Ségurs Histoire: Werke, III, 117 ff.

291) Die Bemerkungen über Scott: Werke, III, 115–17.

292) Die Napoleon wenig günstigen, übrigens äußerst unzuverlässigen Memoiren seines ehemaligen Sekretärs Bourrienne erschienen zu Paris 1828–30, deutsch Stuttgart 1829–30, 10 Bde.

293) Werke, III, 113.

294) Werke, a. a. O.

295) Sehr schön hat wieder Montégut in dem erwähnten Aufsatze (Revue des deux Mondes, 15. Mai 1884, S. 266) diese Gabe der Synthese bei Heine selbst hervorgehoben. (Vergl. auch Betz, Heine in Frankreich, 83.)

296) Werke, III, 113–14. Heine nimmt in dieser Auseinandersetzung auf Kants Kritik der Urteilskraft, II. Teil, § 77 Bezug. Eine noch etwas weitere Ausführung dieser geistreichen Gedanken zeigt die von Elster in den Lesarten (III, 524) mitgeteilte älteste Fassung der Stelle.

297) Goethes Gespräche (Biedermann), VI, 272–73 (11. März 1828, mit Eckermann).

298) Treitschke, Hist. u. pol. Aufsätze, 4. A., III, 153.

299) In den prächtigen Kapiteln VI–VIII des Le Grand, Werke, III, 145 ff.

300) Werke, III, 493.

301) IX. Kapitel des Le Grand, Werke, III, 160.

302) Vergl. oben, S. 43.

303) Schon in einem unmittelbar nach Napoleons Tode erschienenen Artikel des Pariser Constitutionnel vom 11. Juli 1821. Später in schwungvoller Sprache von Gaudy. (Vergl. Kap. 6).

304) Victor Hugo in der Ode „Die beiden Inseln", Les deux Iles, französisch in den Odes et Ballades (Paris, Hetzelsche Ausgabe, 132 ff.), die Verdeutschung in: Victor Hugos sämtlichen poetischen Werken, deutsch von Ludwig Seeger, Stuttgart, 1860, II, 167 ff.

305) Bei der Stelle aus Victor Hugo legt die Zeit den Gedanken an eine Entlehnung oder doch ein Erinnerungsbild nahe. Die Odes et Ballades erschienen bekanntlich im Jahre 1826, in dessen Sommer- und Herbstmonaten Heine das Buch Le Grand ausarbeitete.

306) Werke, III, 160.

307) Antommarchi, Memoiren oder die letzten Augenblicke Napoleons (deutsche Ausg.), Stuttg. u. Tüb., 1825, II, 89. Ähnliche Aussprüche öfter.

308) O'Meara, Napoleon in der Verbannung (deutsche Ausgabe von Friedrich Schott), Dresden, 1822, I, 55. Ähnl. öfter.

309) Antommarchi, a. a. O., II, 90.

310) Pfizers Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz" erschien in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Stuttg. u. Tüb., 1838, 1. Heft, 167 ff. Die angezogene Stelle daselbst, 234–35.

311) Vergl.: Napoleons Tod, 77–78, wo noch weitere Beispiele dieser Vergötterung und Vergöttlichung angegeben werden.

312) Varnhagen, Blätter aus der preuß. Geschichte, II, 273.

313) Dumas that das in dem noch später zu erwähnenden Bühnenstücke: Napoléon Bonaparte ou Trente ans de l'histoire de France. Vergl. Voretzsch, a. a. O., 452—53.

314) Gutzkow, Öffentliche Charaktere, Ges. Werke, II (Frankfurt, 1845), 4.

315) Blanchemain, vergl. Treitschke, Hist. u. pol. Aufsätze, 4. A., III, 147.

316) Vergl. Strodtmann, a. a. O., I, 471—72.

317) Schmidt-Weißenfels, Über Heinrich Heine, 34 ff.

318) Elsters Einleitung zum 2. Teil der Reisebilder, Werke, III, 83 ff.

319) Dies wurde in geistvoller Weise ausgeführt von Hessel, a. a. O., 555 ff.

320) Heine an Varnhagen, London, 1. Mai 1827, Werke (Karpeles), VIII, 517.

321) Laube, Erinnerungen, Ges. Schriften in 15 Bänden, I, 15.

322) Strodtmann, a. a. O. Über den einseitigen und größtenteils ungerechten Haß der Hamburger gegen den französischen Marschall Davout, der 1813/14 auf Napoleons Befehl ihre Stadt befestigen und gegen die Verbündeten verteidigen mußte, vergl. mein Buch: Davout in Hamburg, Mülheim (Ruhr), 1892.

323) Vergl. Karl Hessel, Heines Buch ‚Le Grand', Vierteljahrschr. f. Litteraturgeschichte, V, 570.

324) Stuttgarter Litteraturblatt, 1827, No. 48.

325) Hall. Lit.-Zeitg., 1827, Erg. Bl., No. 85, Sp. 680.

326) Leipziger Lit.-Zeitg., 1830, No. 89.

327) Vergl. Proelß, Heinrich Heine, sein Lebensgang und seine Schriften, 160.

328) Neue allgem. polit. Annalen, Bd. XXIV (1827), Heft 1, S. 3—11. Sie war zuerst im Mitternachtblatt für gebildete Stände, No. 44, vom 16. März 1827 erschienen.

329) Sie erschien in den Neuen allgem. pol. Annaleu, Bd. XXVI (1828), Heft 2, S. 173—81. In Heines Werken: III, 448 ff.

330) Johannes Proelß, Das junge Deutschland, 118 ff.

331) Zu Menzel und seinen Wandlungen, sowie zur Haltung des von ihm geleiteten weiland berühmten Blattes vergl. Stuttgarter Litteraturblatt, 1827, No. 88 ff. (die gleich zu erwähnende Kritik des Scottschen Buches durch Lindner), 1829, No. 71 (Kritik des Barthélemyschen Fils de l'homme), 1830, No. 104 (Kritik von Mohnike, „Napoleon, Stimmen aus dem Norden und Süden"), 1831, No. 18 (Thibaudeau-Kritik), No. 79 u. 80 (die Kritik der Reisebilder IV), 1832, No. 115 (Besprechung der Memoiren der Herzogin von Abrantès, Bd. I—V), 1833, No. 68 (über Montbels „Herzog von Reichstadt"), 1834, No. 16 (über Louis Napoleon Bonapartes „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz"), 1835, No. 27 u. 28 (Sammelkritik einer Anzahl napoleonischer Schriften), No. 82 (der wütende Ausfall gegen Gaudy, als Dichter der Kaiserlieder!), 1836, No. 37 (Menzels Angriff gegen Börne: Herr Börne und der deutsche Patriotismus). Wenn also Menzel später (Denkwürdigkeiten, 353), von sich behauptet: „Ein Lobredner Napoleons war ich nie und nirgend", so kann das stolze Wort wenigstens nicht als buchstäbliche oder ausnahmslose Wahrheit gelten.

332) Neue allgem. pol. Annalen, Bd. XXVI (1828), Heft 1, S. 79 ff.

333) A. a. O., 81.

334) Neue allgem. pol. Annalen, Bd. XXVII (1828), Heft 4, S. 376.

335) Heine an Varnhagen, Hamburg, 19. Okt. 1827, Werke (Karpeles), VIII, 526.

336) Derselbe an denselben, München, 6. Juni 1828, Werke (Karpeles), VIII, 547.

337) Vergl. Napoleons Tod, 7.

338) Über Lebret: Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung (Stellen im Register).

339) Heine an Varnhagen, Hamburg, 27. Februar 1830, Werke (Karpeles), VIII, 584.

340) Lebret gab u. a. heraus: Urteile Napoleons während seines Aufenthalts auf St. Helena . . . gesammelt von dem Grafen Las Cases, bekannt gemacht von Dr. Lebret, Stuttg. u. Tüb., 1821 (mit gegenübergedrucktem französischen Text) und: Napoleon, eine biogr. Skizze, a. d. Franz. mit Anmerkungen. — Lindner übersetzte auch ein Reisewerk der Königin Hortense (Stuttg., 1834).

341) Bailleul, Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme. la Bnne. de Staël, ayant pour titre: Considérations sur les principaux événements de la Révolution française, Paris, 1818, 2 Bde.

342) Eine Übersetzung des Scottschen Life of Napoleon Buonaparte durch den General von Theobald erschien in Stuttgart bei Franckh 1827, eine andere von Georg Nikolaus Bärmann bei Gebr. Schumann in Zwickau, eine dritte (anonym) in der Anhutschen Buchhandlung zu Dresden.

343) Werke, III, 448. Die Scottkritik geht bis 454.

344) Gourgaud, Réfutation de la Vie de Napoléon par Sir Walter Scott, Paris, 1827. Auf einen offenen Brief Sir Walters entgegnete er nochmals in einer Réponse à la Lettre de sir Walter Scott. Der Streit erregte Aufsehen, und Mebold, der bekannte Redakteur der Allgemeinen Zeitung kritisierte, für Gourgaud Partei nehmend, die letztgenannten beiden Schriften in Menzels Litteraturblatt, 1827, No. 94.

345) Réponse à sir Walter Scott sur son Histoire de Napoléon, Paris, 1828. Deutsch u. d. T.: Die Geschichte Napoleons von Sir Walter Scott, geprüft von Ludwig Bonaparte, Grafen von St.-Leu u. s. w., Stuttg., 1829. Vergl. Stuttgarter Litteraturblatt, 1829, No. 10, Hall. Lit.-Zeitg., 1829, No. 206.

346) Varnhagen, Blätter aus der preußischen Geschichte, IV, 284.

347) Blätter für literar. Unterhaltg., 1827, No. 142, 143, 149, 150.

348) Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1828, No. 9 u. 10, 1829, No. 11 u. 12.

349) Berliner Jahrbücher, 1827, No. 223—226.

350) Stuttgarter Litteraturblatt, 1827, No. 88—91.

351) „Für Ihre Rezension des Napoleonischen Charakters müssen Sie noch manche Stücke von mir ausstehen", schreibt Heine und schickt Varnhagen die seinige „zur Strafe, zur doppelten Strafe" (Heine an Varnhagen, München, 12. Februar 1828, Werke (Karpeles), VIII, 540).

352) Die Campagne de 1815 hatte Gourgaud noch 1818, in dem Jahre seiner Rückkehr von St. Helena, herausgegeben.

353) Die Scottkritik bildet das IV., der Aufsatz über Wellington das X. Kapitel der englischen Fragmente (Werke, III, 448 ff. u. III, 490 ff.)

354) Don Juan, 8, 48—49 (Bd. VI, S. 41 der deutschen Ausgabe bei Gildemeister) und 14, 90 (VI, 224 bei Gildemeister).

355) Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène, Paris, 1823, IV, 304—305, VII, 274 ff.

356) Diese Stelle steht bei O'Meara, a. a. O., I, 133.

357) Die Anfangsstrophen des 9. Gesangs im Don Juan (VI, 67 ff. bei Gildemeister).

358) In den Fragmenten und Aphorismen, Ges. Schriften, Bd. XVII (Leipzig, 1847), 303.

359) Werke, V, 128.

360) Werke, V, 125.

361) Byrons Werke (Gildemeister), VI, 67.

362) Werke, III, 490.

363) A. a. O., 492.

364) Über körperliche Strafe in England, Werke, VII, 260.

365) Treitschke, Deutsche Geschichte, III, 272.

366) Werke, III, 493–94.

367) Stuttgarter Literaturblatt, 1831, No. 80, S. 319.

368) Börne, Briefe aus Paris, 11. Febr. 1831, Ges. Schriften, X (Hamburg, 1832), 63, 65.

369) Werke, III, 277.

370) Das Trauerspiel in Tirol. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Immermann, Hamburg, 1828.

371) Werke, III, 230.

372) Werke, III, 273. Man vergl. auch die Varianten, a. a. O., 550–51.

373) Kap. XXIX und XXX der Reise von München nach Genua, Werke, III, 273 ff.

374) Werke, III, 551.

375) Hierauf scheint sich der Brief Heines an Lindner, München, 11. Febr. 1824, Werke (Karpeles), VIII, 537 zu beziehen. Vergl. Strodtmann, a. a. O., I, 549.

376) Vergl. Strodtmann, a. a. O., I, 567.

377) Dieses eröffnet bekanntlich die Englischen Fragmente, Werke, III, 433 ff.

378) Werke, III, 434.

379) Vannucci, Ricordi della vita e delle opere di G.-B. Niccolini raccolti, Florenz, 1866, I, 185 u. ö.

380) Poesie di G.-B. Niccolini. Raccolte et pubblicate da Corrado Gargiolli (Opere edite e inedite, IV), Mailand, 1880, 28 ff.

381) Vergl. Treitschke, Hist. u. pol. Auff., 4 A., III, 155.

382) Antonio Medin, La caduta e la morte di Napoleone nella poesia contemporanea, Nuova Antologia, Bd. 135 (1894), 291.

383) In den erwähnten, in der Beilage zur Allgem. Zeitg. 1898/99 veröffentlichten Literatur- und Stimmungsbildern aus den ersten Koalitionskriegen.

384) Börne, Briefe aus Paris 1830–1831, Ges. Schriften, Bd. IX (Hambg., 1832), 75.

385) Börne, Mitteilungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, II, Ges. Schriften, Bd. XII (Offenbach, 1833), 133–34.

386) Börne, Briefe aus Paris 1830–1831, a. a. O., IX, 260.

387) Graetz, Geschichte der Juden, XI, 342.

388) Börne, Fragmente u. Aphorismen, 131 („Napoleon"), Ges. Schriften, Bd. VI (Hamburg, 1829), 93.

389) Heines Denkschrift über Börne, Werke, VII, 20. Ganz richtig bemerkte Gutzkow: „Börne bewunderte ihn, ohne in ihm seinen Lieblingshelden zu sehen." (Gutzkow, Börnes Leben, Gutzkows Ges. Werke, VI (Frankfurt, 1845), 86.

390) Börne an Menzel, 13. Juli 1827, bei Gutzkow, a. a. O., 168.

391) Börne, Fragmente und Aphorismen, 131 („Napoleon"), a. a. O., VI, 93.

392) Werke, VII, 20.

393) Werke, III, 273–74.

394) Vorrede zur 1. Ausg. von „Börnes Leben", Gutzkows Ges. Werke VI (1845), 13 ff.

395) Vergl. oben, S. 136.

396) Es ist da, wo Lady Maxfield die Passionsbilder betrachtet, Werke, III, 399.

397) Werke, VII, 56, 61.

398) In der (karikierenden) Charakteristik Heines in Treitschkes Deutscher Geschichte, III, 711 ff.

399) Original: Barthélemy et Méry, La Tricolore, in: Nouveautés de la littérature française, 1re livr., Stuttgart, 1830, 34–35.

400) Französisch: Barthélemy, Poésies satiriques, in: Nouveautés de la littérature française, 26e livr., Stuttgart, 1831, 68–69.

401) Französisch: Victor Hugo, Dicté après juillet 1830, Chants du Crépuscule, 19. (Œuvres complètes de Victor Hugo, Hetzelsche Ausgabe. Auf diese beziehen sich, soweit nicht ausdrücklich anders angegeben, sämtliche Citate).

402) Bérangers Lieder, Auswahl in freier Bearbeitung von A. v. Chamisso u. Frhr. v. Gaudy, Leipzig, Reclam, S. 152.

403) In der onzième Messénienne, vergl. Napoleons Tod, 44.

404) Werke, IV, 573 (Lesarten zum ersten Band des Salon).

405) Franz.: Barthélemy, Douze Journées de la Révolution, in: Nouveautés de la littérature française, 40e livr., Stuttg., 1832, 369.

406) Franz.: Victor Hugo, Feuilles d'Automne, 11. (Ce siècle avait deux ans).

407) Théophile Gautier, Les Vieux de la Vieille. Das Gedicht erschien zuerst in der Revue des deux Mondes vom 1. Januar 1850 und steht auch in den Emaux et Camées (1852).

408) Feuilles d'Automne, 72.

409) Orientales, 242.

410) Entscheidend bei Hugo in der (ersten) Ode A la Colonne. Sie ist „Februar 1827", die beiden letzten Teile allerdings erst „Mai 1828" gezeichnet. (In den Odes et Ballades, 109 ff.).

411) A l'Arc de Triomphe, in den: Voix intérieures, 39 ff.

412) Vergl. z. B. Bounaberdi in den Orientales, 235–36, das großartige Gedicht Lui (das., 237 ff.), die (zweite) Ode à la Colonne (Chants du Crépuscule, 27 ff.) u. a.

413) Beispiele für Hugo bieten die Gedichte: Ce siècle avait deux ans (Feuilles d'Automne, 9 ff.), in derselben Sammlung das Gedicht No. XV (S. 89 ff., am Schluß), Il n'avait pas vingt ans (Chants du Crépuscule, 97 ff. das. 100, 3. 6), Sunt lacrymae rerum (Voix intérieures, 17 ff., das. 19) Tentanda via est (Voix int., 176), auch die merkwürdige Rolle, die Napoleon in Regard jeté dans une mansarde (Rayons et Ombres, 37 ff.,) als Schutzengel eines armen Mädchens spielt. Für Heine wird der Text noch eine Menge von Illustrationen dieser bekannten Erscheinung bieten.

414) Näheres hierüber noch im Schlußkapitel.

415) Vergl. Werke, IV, 524 ff. mit V, 479–80 und VI, 164–66, 344–45.

416) S. 116–17 dieses Buches.

417) Quinets Napoléon.

418) Näheres über Quinets Verhältnis zu Heine im Schlußkapitel.

419) Vergl. Quinets Aufsatz: Henri Heine in der Revue des deux Mondes, 15. Febr. 1834, S. 353 ff.

420) George Sand, Spiridion, Brüssel, 1839, 258 ff.

421) So der alte General in den „Bauern" (Les Paysans), dem Schmerzenskinde Balzacs.

422) In Ménage de garçon.

423) In der gleichnamigen Erzählung (Le Colonel Chabert).

424) In den „Unzufriedenen" und den „Spaniern in Dänemark". Auch in Mérimées Glanzstück „Colomba" ist der Held, der Korse della Rebbia, ein ehemaliger kaiserlicher Offizier. Nebenbei bemerkt, stand dieser Schriftsteller auch politisch und persönlich ganz zum Kaisertum. (Vergl. Augustin Filon, Mériméc et ses amis, Paris, 1894, passim).

425) In: Servitude et grandeur militaires.

426) Poésies politiques und Elégies nationales et satires politiques in: Poésies complètes de Gérard de Nerval, Paris, 1877, 1 ff. (Œuvres complètes, VI).

427) Börne, Ges. Schriften, IX (Hamburg, 1832), 255 ff.

428) Le Temps vom 13. November 1893.

429) Rostand, L'Aiglon, Akt. I, Sc. 5, S. 19.

430) Werke, V, 40.

431) Incapable de les comprendre, elle sut les exploiter, heißt es wörtlich in dem Buche Napoléon et ses détracteurs des Prinzen Napoleon, 8 A., Paris, 1887, 3.

432) Eine hübsche Scene dieser Art schildert Friedrich Seybold, Bruchstücke aus den Schriften eines Gefangenen, Stuttgart, 1833, 289 ff. („Eine Pariser Emeute").

433) Béranger, Les Souvenirs du peuple.

434) Chants du Crépuscule, 37.

435) Paris, 19. Januar 1832, Werke, V, 39 ff.

436) Geibel und Leuthold, Fünf Bücher französischer Lyrik, Stuttgart, 1862, 196.

437) Bekanntlich eine der Bezeichnungen Napoleons im Soldatenmunde, die seine grenzenlose Popularität im Sprachbilde widerspiegeln. (Vergl. über diese die hübschen Ausführungen des italienischen Napoleonforschers Alberto Lumbroso in dessen Altri soprannomi popolari negli eserciti del primo impero napoleonico [Estratto dall'Archivio, per le tradizioni popolari, Bd. XIV, Palermo, 1895] und meine Broschüre „Napoleons Tod", 78).

438) Vergl. Strodtmann, a. a. O., II, 41.

439) Werke, V, 177.

440) Werke, III, 40—41.

441) Immermann, Wiege und Traum, Schriften, I (1835), 457.

442) Napoleon II., in: Chant du Crépuscule, 51 ff.

443) M. G. Saphir, Trauer-Kleeblatt, den Napoleoniden geweiht, München 1832. Auch Friedrich Wilhelm Rogge, Fr. Niemann, Theodor B. von Sydow, Otto Weber u. a. haben dem Schicksal des früh verklärten Kaisersohnes Gedichte gewidmet.

444) Platen, Die Wiege des Königs von Rom in Parma.

445) Aus: Jacoby, Bilder und Zustände aus Berlin, vergl. Stuttgarter Literaturblatt, 1833, No. 68.

446) Werke, III, 120.

447) Barthélemy, der sich dafür in der Satire Le Fils de l'homme gerächt hat.

448) Werke, V, 86.

449) Werke, V, 193 ff.

450) General Montholon.

451) Original im Louvre, Nachbildung bei Dayot, a. a. O., 60. Über die ungemeine Popularität des Bildes vergl. Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte, 115 f.

452) Gemeint ist wohl das auf S. 441 des Dayotschen Werkes in den Text eingeschaltete Bild von Horace Vernet.

453) Fragmente und Aphorismen, Ges. Schriften, VI (Hamburg, 1829), 106.

454) Werke, V, 87. Heine macht diese Bemerkungen im Anschluß an eine Schilderung der Herabnahme von Napoleons Standbilde, dem man bei dieser Gelegenheit die Füße abgesägt und einen Strick um den Hals gelegt habe. Elster (a. a. O., Anm. 1) bemerkt dazu: „Dies geschah im Jahre 1815 bei der zweiten Einnahme von Paris auf Anordnung Blüchers". Nach Ambroise Tardieu, dem zuverlässigen Chronisten der Vendômesäule, wurde indessen dieser Vandalismus nicht 1815, nicht von den Deutschen und nicht auf Anordnung Blüchers, sondern Anfang April 1814 von Franzosen selber, fanatischen Royalisten, verübt. (Dayot, a. a. O., Anm. 3 zu S. 154.)

455) Werke, V, 103.

456) Französisch: Barthélemy, La Statue de Napoléon, in: Poésies satiriques (Nouveautés de la littérature française, 22e livr., Stuttg. 1831, 33.

457) J. H. v. Wessenberg, Sämtl. Dichtungen, II (Stuttg. u. Tübingen, 1834), 182.

458) Werke, V, 39.

459) Werke, VII, 20.

460) Werke, V, 195.

461) Börne, Briefe aus Paris, 24. Februar 1831, Ges. Schriften, X (Hamburg, 1832), 130.

462) Börne: Schüchterne Bemerkungen über Östreich und Preußen, Ges. Schriften, III (Hamburg, 1829), 75, Heine: Werke, VII, 290 (in der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel"). Vergl. auch oben, S. 95 dieses Buches.

463) Werke, IV, 65.

464) Über den längst zum Gemeinplatz herabgesunkenen unglückseligen Vergleich Napoleons mit Washington, dessen sich sogar ein Byron nicht schämt, s. S. 3 und „Napoleons Tod", 57. Vergl. dazu die S. 126 citierte Stelle aus den Neuen allgem. polit. Annalen, Bd. XXVII (1828), Heft 4, S. 376.

465) Treitschke, Hist. u. pol. Aufs., 4. A., III, 153, Deutsche Geschichte, III, 712.

466) Werke, V, 171.

467) Werke, V, 194.

468) Saint-René Taillandier sagt das in seinem bekannten Aufsatz über Heine in der Revue des deux Mondes, 1. April 1852, S. 22. Plaisamment ist der von dem französischen Kritiker gebrauchte Ausdruck.

469) Werke, V, 23.

470) Werke, IV, 70 u. 89.

471) Werke, III, 114.

472) Werke, VI, 148.

473) Paris, Montag, 25. Februar 1833, Ges. Schriften (Reclam), III, 585–90.

474) Deutsche Vierteljahrsschrift, 1838, 1. Heft, S. 234–35.

475) Werke, V, 50.

476) Europe littéraire, 28. Juni, 1833. Der Verfasser des G.-A. D. gezeichneten Artikels ist unbekannt (vergl. Betz, a. a. O., 44). Eine Abschrift verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Maurice Courcelle.

477) Saint-René Taillandier, a. a. O., 22.

478) Werke, V, 216.

479) Die Stellen: Werke, IV, 372, VI, 584 (aus den Lesarten zur Lutetia, in der Beilage zur Allgem. Zeitg. v. 20. Juni 1840, No. 172), VI, 23.

480) Werke, V, 238.

481) Werke, V, 275. Vergl. dazu Werke, IV, 522.

482) Werke, V, 238.

483) Werke, V, 279.

484) Werke, V, 281–82.

485) Werke, V, 275.

486) Werke, V, 237.

487) Werke, IV, 19.

488) Werke, II, 453.

489) Werke, IV, 19. Über die Frage nach der objektiven Berechtigung des Vorwurfs vergl. oben, S. 8.

490) Werke, VI, 178.

491) Vergl. Pröhle, Jahns Leben, Berlin, 1855, 133–34, Schultheiß, Friedr. Ludw. Jahn, 97.

492) Werke, V, 264–65.

493) Werke, III, 492 u. ö.

494) Werke, V, 71.

495) Werke, V, 40.

496) Werke, V, 177, dann später VI, 225.

497) Werke, V, 95.

498) Werke, V, 359. Besonders boshaft ist hier noch die Anführung Sébastianis, den Heine wegen seiner Haltung als Justemilieuminister haßt und in den „Französischen Zuständen" mit einer Blütenlese maliziöser Beiwörter beehrt. (Werke, V, 66 f.) Übrigens war Sébastiani, wie Heine selber (a. a. O., 67) zugeben mußte, ein verdienter General der Kaiserzeit.

499) Werke, V, 86.

500) Werke, VI, 172.

501) Werke, IV, 264–65, 289.

502) Werke, VII, 281–82.

503) Börne, Briefe aus Paris, Ges. Schriften, IX u. X (Hamburg, 1832), passim.

504) Werke, IV, 518.

505) Werke, IV, 519.

506) Eingehender habe ich mich hierüber in meinem Aufsatz: Napoleon im deutschen Drama (Bühne und Welt, Jahrg. II [1900] 725 ff.) ausgesprochen. Eine umfassende Untersuchung über das Thema, die sehr interessant zu werden verspricht, bereitet ein junger Forscher, Herr Gaehtgens zu Ysentorff, in Rostock vor. Die französischen Napoleondramen hat Adolphe Brisson in einem Aufsatze der Revue illustrée (1899) behandelt.

507) Vergl. hierüber S. 18 ff., 77.

508) In Form einer Skizze habe ich das in dem Beiblatt zum Berliner Tageblatt, „Der Zeitgeist", No. 2, 3, 4 vom 9., 16. u. 23. Januar 1899 versucht.

509) Voyages des frères Bacheville après leur condamnation par la cour prévôtale du Rhône, en 1816, Paris, 1822 (vergl. die wertvolle Studie des Pariser Doktors E. Guillon, Les Complots militaires sous la Restauration, Paris, 1895, 334–35).

510) Börne, Schilderungen aus Paris, Ges. Schriften, V (Hamburg, 1829), 157–58. Dieses oder ein ähnliches Ereignis ist von M. Veit poetisch behandelt (Die alte Säule auf dem Platze Vendôme, in: Napoleons-Album, hrsg. von Ed. Brinckmeier, Braunschweig, 1842, 220 ff.)

511) Werke, IV, 505.

512) Balzac, Œuvres complètes, Scenes de la vie parisienne, II (Paris, 1835), 31.

513) Werke, IV, 518 ff.

514) Werke, IV, 514 ff.

515) Goethes sämtliche Werke (Ausg. in zehn Bänden, Stuttg., 1875), I, 310.

516) Werke, I, 305–6.

517) Werke, III, 147–48.

518) Sehr hübsch hat Béranger diesen Gegensatz in seinem „Tambourmajor" behandelt, einem 1838–40 entstandenen Gedichte, das übrigens außer dem Titel mit dem Heineschen nichts gemein hat (Bérangers sämtl. Werke, übersetzt von Ludwig Seeger, Stuttg., 1859, II, 261).

519) Vergl. oben, S. 119.

520) Victor Hugo, Toute la Lyre, I, 62–63.

521) Die (erst nach Hugos Tode) veröffentlichten Verse des französischen Dichters tragen als Datum den 13. Mai 1843. Heines Tambourmajor erschien in No. 34 der Zeitg. f. d. eleg. Welt vom 23. August 1843.

522) Werke, IV, 350 ff.

523) Schon in dessen erster (1815, aber mit der Jahreszahl 1816 veröffentlichter) Gedichtsammlung findet sich ein Turlututu (vergl. Jules Brivois, Bibliographie de l'œuvre de P.-J. de Béranger, Paris, 1876, S. 3), auch in dem lockeren leichten Bon vin et fillette ein ähnlich lautender Refrain: Turlurette, turlurette (Béranger, Œuvres compl., Paris 1848, 12).

524) Werke, IV, 517.

525) Werke, V, 50, wo es heißt: „Außerdem hat diese imperiale Heldenperiode gar vielen das Leben gekostet, die jetzt Männer wären, so daß überhaupt unter diesen letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplette Exemplare vorhanden sind".

526) Mathilda Malling, Die Frau Gouverneurin von Paris, Kopenhagen, 1896.

527) Mémoires, ou souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration, Paris, 1831–35, 18 Bde.

528) Stuttgarter Literaturblatt, 1832, No. 115; 1835, No. 27. Vergl. auch Jen. Allg. Lit.-Zeitg., 1832, Erg. Bl., No. 32; 1833, No. 34 u. 54 (Erg. Bl.), No. 217; 1834, Erg. Bl., No. 11; 1835, Erg. Bl., No. 83; 1836, No. 216.

529) Werke, V, 39. Vergl. auch V, 50.

530) Werke, IV, 517.

531) Werke, IV, 372.

532) Strodtmann, a. a. O., II, 294.

533) Heine an Varnhagen, Paris, 12. u. 13. Febr. 1838, Werke (Karpeles), IX, 104 ff.

534) Daß sich die französischen Minister thatsächlich recht wenig um Heines politische Schriftstellerei gekümmert haben, beweist der von Legras (Deutsche Rundschau, LXXX, 90–91) veröffentlichte Entwurf eines Briefes von Heine an Thiers aus dem Jahre 1855.

535) Laube, Erinnerungen, Ges. Schriften in fünfzehn Bänden, I, 400.

536) Laube, a. a. O., 399.

537) Laube, a. a. O., 328.

538) Mundt, Paris und Louis Napoleon, Berlin, 1858, I, 88.

539) Gutzkow, Öffentl. Charaktere, Ges. Werke, II (Frankfurt 1845), 3, 6, 20.

540) Gutzkow, a. a. O., II, 19; ders., Der Tod des Herzogs von Orleans, Ges. Werke, XII (Frankfurt 1846), 378.

541) Œuvres de Napoléon III, Bd. I (Paris 1854), 371 ff.

542) Die Schrift Des Idées Napoléoniennes steht in den Œuvres, I, 15 ff., die im Text herangezogene Rezension: Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1840, No. 52.

543) Der Aufsatz L'Idée Napoléonienne, in den Œuvres, I, 1 ff.

544) Werke, VI, 584 (Lesarten).

545) Vergl. oben, S. 120 und Note 320.

546) L'Idée Napoléonienne, Œuvres, I, 8.

547) Des Idées Napoléoniennes, Kap. V, Œuvres, I, 153 ff.

548) Vergl. Mundt, Pariser Kaiser-Skizzen, Berlin, 1857, II, Kap. V („Die napoleonische Idee"), S. 147 ff. und: Ders., Paris und Louis Napoleon, II, Kap. IV („Die inneren Kämpfe im Empire und die Ideen von 1789"), S. 118 ff.

549) Werke, III, 274.

550) Werke, VI, 285–86.

551) Vergl. Napoleons Tod, 83–84.

552) In dem erwähnten Gedichte: La Statue de Napoléon, Anniversaire du cinq Mai.

553) Vergl. oben, S. 156.

554) Wessenberg, Sämtl. Dichtungen, II, 181.

555) Allgem. Zeitg., 1840, No. 139, S. 1108.

556) So des liberalen Constitutionnel und des Courrier français, der gemäßigten Débats und des Capitole, das heftige Ausfälle gegen England nicht unterdrücken konnte. Auch der von dem Grafen Montalembert geleitete klerikal-katholische Univers stimmte bei, indem er an die „religiösen Überzeugungen" und das Ende des Kaisers erinnerte.

557) Werke, VI, 169.

558) Werke, VI, 580–81.

559) Werke, VI, 171.

560) Werke, VI, 207, vergl. VI, 313.

561) Werke, VI, 226. Vergl. dazu 241.

562) Gutzkow, Briefe aus Paris, Ges. Werke, XII (Frankfurt, 1846), 189–90.

563) Werke, VI, 222, 252–53.

564) Thiers' Histoire du Consulat et de l'Empire begann 1845 zu erscheinen.

565) Gutzkow, a. a. O., 189.

566) Werke, VI, 203.

567) Werke, VI, 286.

568) Werke, VI, 588 (Lesarten zu 211 der Lutetia).

569) Werke, VII, 583–85. (Aus den Lesarten zur Lutetia. In dieser ist ein längeres Stück unterdrückt worden).

570) Werke, VI, 585 (Lesarten).

571) Werke, IV, 177, 180, dagegen: VI, 584 (Lesarten).

572) Artikel X vom 30. Mai 1840, Werke, VI, 177–80.

573) Werke, VI, 178.

574) Werke, VI, 204.

575) Werke, VI, 180.

576) Werke, VI, 585 (Lesarten).

577) Wenigstens soll Börne nach Heines Bericht (Werke, VII, 93) im Jahre 1832 zu diesem gesagt haben: „Hier vor uns, im Tuileriengebäude, donnerte der Konvent, die Titanenversammlung, wogegen Bonaparte mit seinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erscheint . . . ."

578) Werke, VI, 179.

579) Eine Abschrift der betreffenden Nummern der Gazette de France und der Rede Lamartines (letztere aus dem Moniteur Universel) verdanke ich der Güte des Herrn Maurice Courcelle in Paris. Zur Lamartineschen Rede vergl. auch Kölnische Zeitg., No. 152 vom 31. Mai und Allgem. Zeitg., No. 153 vom 1. Juni 1840, S. 1219.

580) Vergl. Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1819, No. 69 ff. und Literar. Conversationsblatt, 1822, No. 71.

581) Werke, VI, 199.

582) Werke, VI, 225.

583) Allgem. Zeitung, 1840, No. 350, S. 2795.

584) Victor Hugo, Le 15 décembre 1840, Légende des Siècles, IV, 37.

585) Werke, VI, 242. Die folgenden Citate aus Heine beziehen sich, soweit nicht besonders angegeben, auf die Schilderung der Begräbnisfeierlichkeit, Werke, VI, 241–43 nebst den Lesarten, VI, 596.

586) Victor Hugo, Œuvres inédites: Choses vues, Paris, 1888, 23.

587) Leipziger Allgem. Zeitung, 1840, No. 357.

588) Allgem. Zeitung, 1840, No. 358, S. 2858.

589) Allgem. Zeitung, 1840, No. 351, S. 2802.

590) Allgem. Zeitung, 1840, No. 358, S. 2858. Marschall Moncey war damals krank; er lebte noch nahezu anderthalb Jahre und starb erst, fast achtundachtzigjährig, am 20. April 1842.

591) Victor Hugo, Le Retour, in: La Légende des Siècles, IV, 28.

592) So der Moniteur und andere französische Zeitungen, auch manche deutsche. Die Berichte widersprechen sich, oft in einem und demselben Blatte, ebensosehr wie die über die Stimmungen bei Napoleons Tode (vergl. Kap. II

meiner öfter erwähnten Schrift). Vergl. Kölnische Zeitg., 1840, No. 356, Allgem. Zeitg., No. 356, S. 2842 ff., Leipziger Zeitg., 1840, No. 307, No. 309 und Beil. zu No. 305, Leipziger Allgem. Zeitg., No. 357, 358, 359.

593) Brinckmeier, An die Franzosen, in: Napoleons-Album, hrsg. von Ed. Brinckmeier, Braunschweig, 1842, 310.

594) Werke, V, 144 ff.

595) Mainzer Zeitg., 1840, No. 352.

596) Leipziger Allgem. Zeitg., 1840, No. 357.

597) Herwegh, Ufnau und St. Helena, in: Gedichte eines Lebendigen, 7. A., Zürich u. Winterthur, I (1843), 79.

598) Leipziger Allgem. Zeitg., 1841, No. 3.

599) Werke, V, 40. Vergl. oben, S. 159.

600) Werke, VI, 334.

601) Werke, III, 114. Vergl. oben, S. 113.

602) Werke, VI, 310, 312, 313.

603) Werke, VI, 249–50.

604) Werke, II, 449–50.

605) Th. Drobisch, St. Helenas letzte Tage, in: Eduard Brinckmeiers Napoleons-Album, 302.

606) Von Deutschen und Franzosen wurde Prinz Joinville gepriesen, der dem Helden die Ehre der Heimholung erwies, und Vater Ludwig Philipp, der den jungen Prinzen über das ferne Meer hinaussandte:

In Frankreichs Namen soll mein Sohn die Pflichten,
Die es dem Ruhme schuldig ist, entrichten . . . .

(Aus: Friedrich Laun [Friedrich August Schulze], Ludwig Philipp und Napoleon. Zum Andenken an das Jahr 1840 und dessen Feier der Buchdruckerkunst, Dresden u. Leipzig, 1840. Vergl. Jen. Allgem. Lit.-Zeitg., 1840, No. 209. Ähnlich: Louis Belmontet, Joinville à Sainte-Hélène, L'Alleluja de l'Empire, La Magnanimité, in dessen: Poésie de l'Empire français, Paris, 1853, 52 ff., 54 ff., 84 ff.).

Andere, z. B. die alten Napoleondichter Delavigne und Barthélemy, haben, wie in Deutschland Friedr. Wilh. Rogge (vergl. über diesen den Text!), eigentliche „Rückkehrlieder“, *νόστοι*, gedichtet, der erstgenannte mit scharfen Ausfällen gegen England. (Le Retour in: Œuvres compl. de Casimir Delavigne, Bd. V: Messéniennes, chants populaires et poésies diverses, nouv. éd., Paris, Didier, 1854, 209 ff. D. verfaßte auch bei dieser Gelegenheit eine ziemlich matte Napoléonne, a. a. O., 245 ff. Kürzer und wirkungsvoller ist seine gleichfalls auf das Ereignis des 15. Dezember bezügliche Hymne des Invalides, a. a. O., 253–55.)

Dagegen zeigt Barthélemys Le voici (vergl. Allg. Zeitg., 1840, No. 362, S. 2890) wahrnehmbare Anklänge an den Geisterspuk in Zedlitz' „Nächtlicher Heerschau“, die durch mehrfache Übertragungen in Frankreich eingebürgert und durch Raffets Zeichnungen sehr populär geworden war.

In ähnlicher Farbengebung hat der schon erwähnte Sachse Drobisch die zur Nachtzeit stattgefundene Ausgrabung der Heldenleiche zum Gegenstand einer balladenartigen Dichtung gemacht (das erwähnte Gedicht: Sankt Helenas letzte Tage), während sein Landsmann Wilhelm Gerhard und in Frankreich Théodore

Villenave und Louis Belmontet in längeren epischen Gedichten, aber ohne von dem Gespensterwesen Gebrauch zu machen, die Heimholung erzählt haben. (Wilhelm Gerhard, ein Urenkel Paul G.s, in: Napoleons Rückkehr, Leipzig, 1841, Belmontet: Le Retour du grand mort, a. a. O., 57 ff., Th. Villenave in der von ihm besorgten Ausgabe des Lorquetschen Napoléon [vergl. über diesen: Napoleons Tod, 110 Anm. 2 und S. 40 dieses Buches], Paris, 1840, 219 ff. V.s Gedicht führt den Titel: Les Cendres de Napoléon).

Noch weiter ging ein schon früher erwähnter deutscher Poet, der Medizinalrat Karl Georg Neumann, sogar ein spezifisch preußischer Patriot, der gerade damals seine vaterländische Gesinnung durch einen „Nachtrag zu Beckers Rheinliede" dokumentierte, aber in versöhnlichem Tone dem Leben des großen Gegners einen strophenreichen Sang weihte, den er in der Feier im Invalidendom ausklingen ließ:

Sein König, alle seine Großen stellen
Den Sarg des Helden bei den Helden auf,
Die für ihn kämpften. Herrlicher erhellen
Wird seinen Namen langer Zeiten Lauf.
Der Wahrheit Spiegel ist der Welt Geschichte:
Ihr Mund schallt durch die Welt, ihr Wort wird zum Gerichte.

(Neumann, Napoleon, in: Karl Georg Neumanns Gedichten, Aachen, 1841, 105 ff., die angeführte Stelle das., 169.)

Während hier ein wackerer Preuße den Manen des tapferen Feindes gerecht zu werden sucht, können wetterfeste Demokraten dem Manne des Brumaire, dem Kaiser, noch immer nicht verzeihen. Das zeigt Herweghs bekanntes Gedicht „Ufnau und St. Helena", das dem „Freiheitsmörder" einen Streiter für geistige Freiheit, Ulrich von Hutten, gegenüberstellt. Noch schärfer äußert sich Hoffmann von Fallersleben, der von seinem Standpunkt aus über die zweite Begräbnismillion spottete (Hoffmann, Napoleons Asche, Ges. Werke [Gerstenberg], IV, 190) und in dessen Gedichten der naheliegende Wunsch nach Ruhe für die Heldenasche in eine scharfe Pointe verläuft:

Nun, er ruh' in Gottes Namen,
Und du Frankreich, freue dich!
Und wir alle jauchzten: Amen!
Wär's der letzte – Wüterich!

(Hoffmann, Napoleon, a. a. O., IV, 191.)

Gerechter als diese leidenschaftlichen Gegner wurde dem Andenken Napoleons Emanuel Geibel, der für seinen Gönner und Freund, den kunstsinnigen Freiherrn Karl von der Malsburg-Escheberg, ein die Überführung der Gebeine Napoleons behandelndes dramatisches Gelegenheitsstück verfaßte. Albert Duncker hat in seiner Ausgabe der Briefe des Poeten an den hessischen Baron (Emanuel Geibels Briefe an Karl Freiherrn von der Malsburg und Mitglieder seiner Familie, Berlin 1885, 21 ff.) über das Stück einige Notizen gebracht, die ich hier noch ergänzen kann. Einen ersten Hinweis in dieser Sache verdanke ich Herrn Otto Simon in Görlitz. Dann hatte der Sohn des Escheberger Schloßherrn, Se. Exzellenz, Herr Kammerherr Dr. iur. Baron Hans v. d. Malsburg, der mit seiner Schwester, der Gräfin Holnstein, bei der Aufführung des Geibelschen Stückes einst

mitgewirkt, die Gewogenheit, mir persönlich über den Inhalt desselben genauere Mitteilungen zu machen. G. hatte es für den Geburtstag des Freiherrn (1841) geschrieben, dessen Datum mit dem Jahrestage der Schlacht an der Moskwa, die jener als napoleonischer Offizier mitgemacht hatte, sehr nahe zusammenfiel. Der Inhalt war folgender: Zwei Steinklopfer sitzen an einer Straße, die der Escheberger Gutsherr baut, und trinken auf dessen Wohl den Wein, den er den Arbeitern zu seiner Geburtstagsfeier geschickt hat. Da zieht ein französischer Invalide des Weges und fragt, wie es komme, daß die Arbeiter Wein tränken. Diese antworten, daß es der Geburtstag des Gutsherrn und der Jahrestag der Schlacht bei Moshajsk sei, worauf der Invalide erzählt, daß er bei der Überführung der Gebeine Napoleons nach dem Pariser Invalidendom zugegen gewesen sei. Dann trinken alle drei auf das Wohl des Gutsherrn, und schließlich wird ein Vorhang weggezogen, hinter dem des Kaisers Büste sichtbar wird, die ein Genius bekränzt. Diesen stellte die jetzige Frau Gräfin Holnstein dar, die Steinklopfer waren die Söhne des Eschebergers, den Invaliden spielte der Dichter — alles im engsten Familienkreise.

Die ganze Scenerie, die Aufführung des anspruchslosen Stückes in dem von lieblichen Waldhügeln umkränzten Escheberg (unweit von Kassel), vor allem aber die Gestalt des für Napoleon begeisterten Gutsherrn werden an Hauffs „Bild des Kaisers" erinnern. Erhalten hat sich von der liebenswürdigen Dichtung anscheinend nur der Prolog. Mag er auch im Hinblick auf die Entstehungsart des Stückchens keinen Schluß auf Geibels Stellung zu Napoleon zulassen, so ist doch die Anerkennung der Größe des fremden Helden durch den patriotischen Dichter, die in ihrer Objektivität etwas Manzonisches hat (vergl. M.s klassische Ode auf Napoleons Tod und deren Besprechung in meiner oftmals erwähnten Schrift, 64 ff.), poetisch sehr wirkungsvoll:

Von allen, die emportrug ihr Jahrhundert,
Die mächtig in des Schicksals Rad gefaßt,
Ward keiner so wie Du geschmäht, bewundert,
Ward keiner so wie Du geliebt, gehaßt.

Ein schöner Heros warst Du Deinem Volke,
Ein Halbgott schrittst Du Deinem Heer voran,
Dem Feinde schienst Du des Verderbens Wolke,
Ein Frevler dem Besiegten, ein Tyrann.

Was kümmerts Dich? Es eilt die flücht'ge Stunde,
Es sinkt des Hasses, sinkt der Liebe Kleid,
Ihr Urteil spricht mit unbestochnem Munde,
Der Menschheit große Richterin — die Zeit.

Was Du gethan, es strahlt in der Geschichte,
Was Du gefehlt, hat abgebüßt Dein Los —
Unsterblich wirst du leben im Gedichte,
Du warst der Mann des Schicksals, Du warst groß.

Außer an Manzoni, mit dem die Grundauffassung übereinstimmt, finden sich in diesem Prolog auch Anklänge an Victor Hugo, die möglicherweise auf Erinnerungen aus der Lektüre des französischen Dichters zurückzuführen sind, mit dem sich Geibel bekanntlich viel beschäftigte. Die auffallendste Parallele scheint mir — gegen Schluß des Prologs — die hübsche Stelle zu bieten:

Hier ruhst Du unter vaterländ'schem Himmel,
Die treuen Fechter schlafen um Dich her,
Und über Dir erbrauset das Gewimmel
Der Stadt Paris gleichwie ein zweites Meer.

Auch Hugo hat in der (zweiten) Ode A la Colonne (Chants du Crépuscule, 38) diesen schönen Vergleich des bewegten Treibens der Weltstadt mit dem Murmeln der Wogen des Ozeans. — Soweit über Geibels Gelegenheitsdichtung, die dem Helden und seiner Feier immerhin gerecht zu werden versuchte.

Übrigens waren Herwegh und Hoffmann nicht die einzigen, die sich über die Einholung der Asche unliebsam geäußert haben. Hatten schon früher französische Dichter — von namhafteren taten es jetzt wieder Hugo und Delavigne — den Sarg des Schlachtengewinners wie eine Bundeslade angejubelt, ein Palladium, von dessen Anwesenheit in der Hauptstadt sie sich alles Mögliche und Unmögliche für die Begeisterung der Soldaten in künftigen Kriegen versprachen, so konnten sie ernüchtert werden durch die kühleren Betrachtungen minder berühmter deutscher Kollegen, die bei aller Bewunderung des Lebenden doch nicht umhin konnten, ihnen zu sagen, daß man von dem Staube nichts mehr zu erwarten habe:

Was euch zum Ruhm geleuchtet,
Des Flammengeistes Licht,
Das mit euch siegte, herrschte,
Lebt in der Asche nicht!

So schrieb Eduard Brinckmeier, der sich die Mühe nicht verdrießen ließ, die besten Erzeugnisse der Napoleonlyrik bis in die vierziger Jahre in einem der Größe des Gefeierten auch in der äußeren Ausstattung nicht ganz unwürdigen Album zusammenzustellen. (Das schon erwähnte, in Braunschweig 1842 erschienene Napoleons-Album. Das Gedicht, „An die Franzosen" betitelt, das., 307 ff. Auch andere Sammlungen ähnlicher Art erzeugte oder begünstigte das durch die Rückholung der Asche stark erregte literarische Interesse. Eine war unter dem Titel „Napoleonsche Gedichte" schon 1840 bei A. F. Böhme in Leipzig anonym erschienen; eine dritte veranstaltete Ernst Ortlepp: Napoleonlieder, Ulm, 1843).

Und ähnlich hören wir Ludwig Hillenberg in Erfurt:

Eine Kaiserleiche ist es, doch der Kaiser ist es nicht!

(Brinckmeiers Napoleons-Album, 306. Über Hillenberg vergl.: Napoleons Tod, 39, Anm. 2.)

Auch Heine hatte (Werke, VI, 581) gewarnt: „Jetzt schwärmen sie, die gutmütig leichtsinnigen Franzosen. Sie sind mit den Lebenden so unzufrieden, daß sie Gott weiß was von dem Toten erwarten. Ihr irrt euch. Ihr werdet einen sehr stillen Mann an ihm finden."

Trotz Trommelgerassels und pomphafter Reden blieb der Gefeierte doch ein Toter, und diesen Toten, meinten manche, hätte man lieber in seinem wogenumrauschten Grabe schlummern lassen sollen. Es wäre poetischer gewesen. So hat in Italien der Pistojese Ugo Marini empfunden (vergl. den mehrfach citierten Aufsatz von Antonio Medin, Nuova Antologia, Bd. 135, S. 295), so empfand

auch der alte Tegnér, ein Mann, der sich auf die Meerespoesie gewiß verstehen mußte:

Den Staub nicht rühre: wo er weilet,
Siehst eine Siegessäule du;
Nur seine Ehre ist's, die eilet
Zur Zeitengrenz'. — dem Staube Ruh'!

(Tegnér, Napoleons Grab, deutsch von Mohnike, in: Sämtliche Gedichte von Esaias Tegnér, aus dem Schwedischen von Gottlieb Mohnike, Leipzig 1840, II, 107, in Brinckmeiers Napoleons-Album, 297).

Auch Gutzkow sagt (Ges. Werke, XII, [Frankfurt 1846], 184): „Und doch hatte der Weltgeist es schöner mit Napoleon im Sinne als Herr Thiers. Er machte Napoleon zur Mythe, Thiers hat ihn wieder zur Geschichte gemacht." Wenn dieser Schriftsteller bedauert, daß man dem großen Kaiser etwas von seinem Nimbus geraubt habe, so hat Heine, freilich in der Werkeltagsstimmung der „Lutetia", noch Schlimmeres befürchtet: „Ja, der tote Held hätte in St. Helena bleiben sollen, und ich will ihm nicht dafür stehen, daß nicht einst sein Grabmal zertrümmert und seine Leiche in den schönen Fluß geschmissen wird, an dessen Ufern er so sentimental ruhen sollte, nämlich in die Seine!" Heine denkt dabei (Werke VI, 286) an die Kommunisten; es ist die nämliche Stelle, wo er die Zertrümmerung der Vendômesäule durch dieselben Hände vorausgesagt hat.

Wir hörten den Dichter auch davon reden, daß die Franzosen mit ihrer Exaltation sich wie Kinder geberdeten, die das ihnen genommene Spielzeug, wenn sie es zurückerhalten, „lachend zerschlagen und mit Füßen treten würden". Nicht viel anders dachte ein junger Napoleonschwärmer am Fuß der finsteren Felsen des Kaukasus, Michail Lermontov, dem ein Jahr nach der Rückkehr seines Helden eine in sinnlosem Zweikampf abgefeuerte Kugel das Poetenherz zerreißen sollte. Dieser zweite Puschkin macht der großen, wie er sie nennt, der „erbärmlichen" Nation die bittersten Vorwürfe, daß sie den Mann, den sie verlassen, dessen Sohn sie „dem Feinde preisgegeben", nun — so will es ihm scheinen — zum Possenspiel erniedrige:

Und Jahre flohn. Da schrie mit kindischer Geberde
Das Volk: „Gebt uns den Staub! Laßt uns ihn benedein!
Als Samen senken wir ihn in die freie Erde
Und ernten reichsten Segen ein!"
Nun hat die Heimat ihn. Und wieder drängt die Menge
Mit wildem Jubelschrei zu dem entweihten Staub;
In Frankreichs Hauptstadt wird mit eitlem Schaugepränge
Bestattet der Verwesung Raub . . .
Verflogen ist der Rausch des blödersehnten Glückes,
Der überreizte Sinn heischt wechselnden Genuß,
Und die gebebt vor ihm, — sie treten stolzen Blickes
Den Heldenstaub mit plumpem Fuß!

(Gedichte von M. J. Lermontoff [richtiger Lermontov], im Versmaß des Originals von Friedrich Fiedler, Leipzig, Reclam, 97—98. Über den Dichter und sein Verhältnis zu dem französischen Kaiser vergl. Napoleons Tod, 64).

Das wären, soweit mein Wissen reicht, die merkwürdigsten poetischen Erzeugnisse der Napoleon-Begräbnis-Literatur. Vollständigkeit ist hier überhaupt

nicht beabsichtigt. Ich vermeide es vielmehr, in einem Buche, dessen Titel den Namen eines Sternes erster Klasse trägt, den Meteoroidenschwarm zu untersuchen, der sich in jenen fruchtbaren Tagen am poetischen Himmel, namentlich Frankreichs, zeigte. (Eine Sammlung von Gedichten dieser Art ist die: Couronne poétique de Napoléon. Hommage de la poésie à la gloire, Paris, Amyot, 1840. Ein Exemplar des heutzutage seltenen Buches sah ich in der Privatbibliothek des Herrn Kammerherrn v. d. Malsburg auf Escheberg). Nur die in der Leipziger Allgemeinen Zeitung (1840, No. 359) und auch sonst in gleichzeitigen Preßberichten mehrfach gerühmten Verse der auch sonst als Dichterin bekannten Louise Révoil Colet (1810–1876) möchte ich noch erwähnen. Und dann kann ich ein kleines literarisches Erlebnis nicht übergehen, dessen Erwähnung diese Grabespoesie würdig beschließen mag. Als ich im November vor. J. in einem der Säle des uralten Kölner Kauf- und Gesellschaftshauses Gürzenich einen Vortrag über die den Tod Napoleons umschwebende Poesie gehalten hatte, trat ein einundachtzigjähriger Herr auf, der frühere Verlagsbuchhändler Eduard Heinrich Mayer (der sich unter dem Namen Ernst Fest auch schriftstellerisch bekannt gemacht hat) und las ein Gedicht vor, das er selbst – vor mehr als sechzig Jahren! – zur Feier des 15. Dezember 1840 verfaßt hatte. Die Schlußstrophen, die ich mitteile, zeigen, daß auch dieser ehrwürdige Veteran der Poetenzunft in seiner Jugend zu denen gehörte, die in der Rückkehr von Napoleons Asche Heil und Segen für das Frankenland erblickten:

Auf Frankreich! auf! entgegen
Breite die Arme ihr!
Der Asche, die nur Segen
Kann bringen heute dir.

Vielleicht, daß ihr ein Stäublein
Der alten Kraft entsprüht
Und wieder seines Geistes
Ein Funke dich durchglüht!

607) Nach einer (noch nicht veröffentlichten) Übersetzung von Otto Simon. Französisch: Victor Hugo, Lég. des Siècles, IV, 29.

608) Allgem. Zeitg., 1840, No. 355, S. 2835.

609) Werke, III, 160.

610) Werke, III, 454.

611) Lutetia, Kap. X, Werke, VI, 177.

612) Rogge, Des Kaisers Heimkehr. Die Kenntnis des Gedichts verdanke ich Herrn Direktor Otto Simon.

613) Werke, III, 273.

614) Werke, III, 493.

615) Strodtmann, a. a. O., II, 348 ff.

616) Vergl. Werke, VII, 384–85 mit VI, 540 ff.

617) Alfred Meißners Erinnerungen an H. Heine, 97. Vergl. Strodtmann, a. a. O., II, 353.

618) Vergl. meinen Aufsatz: Inwieweit spiegeln sich in Schillers Wallenstein zeitgeschichtliche Personen und Ereignisse wieder?, II, Beil. 3. Allgem. Zeitg., 1900, No. 233.

619) Heine an Gustav Kolb, Paris, 21. April 1851, Werke (Karpeles), IX, 378.

620) Heine an Kolb, Paris, 13. Februar 1852, Werke (Karpeles), IX, 416.

621) Werke, II, 192–95.

622) Strodtmann (a. a. O., II, 354) bezieht es auf deutsche Verhältnisse. Ein zwingender Grund zu der Annahme, daß die Verse auf Napoleon III. zielen, liegt meines Erachtens immerhin nicht vor. Vergl. aber oben den Text.

623) Gottschall, Aus meiner Jugend, 362, v. Embden, Heinrich Heines Familienleben, 234.

624) Werke (Karpeles), a. a. O.

625) Heine an Meißner, Paris, 1. März 1852, Werke (Karpeles), IX, 420 („Über Politik schreibe ich Ihnen nichts“ u. s. w.), und ders. an Kolb, Paris, 22. März 1853, Werke (Karpeles), IX, 465 („Politisches schreibe ich Ihnen nicht, da die Dinge zu betrübt sind“ u. s. w.).

626) Strodtmann, a. a. O., II, 425.

627) Meißners Erinnerungen, 99. Vergl. oben, S. 90.

628) Werke, VI, 32.

629) Aus den projektierten Briefen über Deutschland, Werke, VI, 533.

630) Das auf Veranlassung seines Verlegers Campe (vergl. Strodtmann, a. a. O., II, 434–35) anfänglich unterdrückte und erst nach Heines Tode in den „Letzten Gedichten und Gedanken“ (S. 333 ff.) veröffentlichte Waterloofragment steht in den Werken, VI, 538 ff. unter den Lesarten, die oben angeführte Stelle das., 543.

631) Man vergl. dazu die Behandlung der Schlacht bei Jena (das „– dum, dum, dum –“) im Buch Le Grand, Werke, III, 158.

632) Strodtmann, a. a. O., II, 335–37. Friedrich Wilhelm IV. hätte es zugegeben. Der Romantiker auf dem Throne war zu hochherzig, um die Erfüllung einer solchen Bitte zu verweigern. Der Minister von Bodelschwingh hat sich den traurigen Ruhm erworben, die Zurückweisung veranlaßt zu haben. Sie war ein würdiges Seitenstück zu den Steckbriefen, die verschiedene Bundesstaaten schon 1844 gegen den größten deutschen Liederdichter erlassen hatten. Hoffmann von Fallersleben hat das in ihnen enthaltene Signalement des berühmten Schriftstellers mitgeteilt (vergl. Kaufmann, Heines Charakter und die moderne Seele, 70).

633) In dem schon erwähnten Brief Heines an Varnhagen, London, 1. Mai 1827, Werke (Karpeles), VIII, 517.

634) Werke, VI, 28.

635) Die Stellen über die Staël in den Geständnissen: Werke, VI, 22–31, 40.

636) Werke, VII, 435.

637) Las Cases, Mémorial de Sainte-Hélène, Paris, 1823, II, 164 ff., V, 312 ff.; O'Meara, Napoleon in der Verbannung (Fr. Schott), III, 31. (Vergl. auch Montholon, Mémoires, IV, 288.)

638) Werke, VII, 435.

639) Vergl. oben, S. 202.

640) Lady Blennerhasset, „Frau von Staël und ihre Beziehungen zu Deutschland“, Deutsche Rundschau, XXXVI, 376 ff.; dieselbe, „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur“, Berlin, 1887–89, 3 Bde. Lady B., deren Gelehrsamkeit übrigens Achtung einflößt, glaubt (a. a. O., II, 307 f.), das

im Text erwähnte angebliche Gespräch zwischen der Staël und Napoleon auf eine Gedächtnistäuschung des letzteren zurückführen zu müssen, worin sie recht zu haben scheint. Für meine Zwecke ist das, wie im Text bemerkt, ohne Bedeutung. — Die neueste Studie über Frau von Staël verdanken wir der glänzenden Feder des berühmten Akademikers Albert Sorel (Mme de Staël, Paris, Hachette, 1890, 3. Aufl., das. 1901).

641) Ein vorsichtiger Forscher wie E. Elster hat ihre Entstehungszeit ungefähr zwischen 1845—1856 angesetzt.

642) Werke, VII, 434.

643) Werke, VII, 435.

644) Quinet, Napoléon, Paris, 1836, 376.

645) Vergl. Napoleons Tod, 77.

646) Werke, VII, 434.

647) Werke, a. a. O.

648) Campe an Heine, 17. April 1854, mitgeteilt von Strodtmann, a. a. O., II, 434.

649) Voretzsch, a. a. O., Preuß. Jahrbücher, 95, 453—54.

650) Original: Quinet, Napoléon, 369.

651) Werke, III, 160.

652) Napoleons Tod, 101.

653) Leipzig, 1833.

654) Die drei Gedichte „Reiters Tod", „Das Veilchen", „Der Grenadier der alten Garde", in Gaudys sämtl. Werken (Arthur Mueller), VII (Berlin, 1844), 53 ff., 131 f., 140 ff.

655) In allen Ausgaben der Gedichte von Anastasius Grün.

656) In Brinckmeiers Napoleons-Album, 54 ff.

657) Otto Weber, Blätter vom Stamme Napoleon, 58 ff. u. 62 ff.

658) Otto Weber, a. a. O., 62.

659) Gaudy, Werke, VII, 55.

660) Napoleons-Album, 127 f.

661) Werke, III, 165.

662) Voretzsch, a. a. O., 492.

663) Gaudy, Werke, VII, 86.

664) Werke, III, 118.

665) Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée, passim.

666) Gaudy, Werke, VII, 85.

667) Gaudy, Werke, VII, 144.

668) Werke, III, 453.

669) Gaudy, Werke, VII, 146.

670) Werke, III, 160.

671) Gaudy, Werke, VII, 156—57.

672) Napoleons-Album, 234. Otto von Deppen ist ein Pseudonym für Karl Friedrich Heinr. Straß, den Dichter des ursprünglichen Textes von „Schleswig-Holstein meerumschlungen".

673) Napoleons-Album, 247.

674) Otto Weber, Blätter vom Stamme Napoleon, 113.

675) Die Gardy-Episode steht in Laubes Reisenovellen, Ges. Schriften in fünfzehn Bänden, VIII, 31 ff., die im Text angezogenen Stellen das., 33, 36, 43.

676) Laube, Reisenovellen, Ges. Schriften, VIII, 26, 37, 254, 299, Erinnerungen, Ges. Schriften, I, 14. An dieser letzteren Stelle drückt er sich am vorsichtigsten aus: „Hier verläßt mich mein Gedächtnis; ich weiß nicht zu sagen, ob ich den Kaiser wirklich gesehen" u. s. w. Es mochte ihm doch bedenklich vorkommen, diese zweifelhafte Geschichte in ein Buch aufzunehmen, das er als eine Urkunde zur Geschichte seines Lebens angesehen wissen wollte.

677) Laube, a. a. O., VIII, 254, 299.

678) Für jeden, der den Feldzug von 1813 einigermaßen kennt, ist eine Anwesenheit des Kaisers in dem von der großen Heerstraße abgelegenen Städtchen schon an sich so gut wie ausgeschlossen. General Bertrand, mit dessen Anwesenheit Laube den Besuch Napoleons zusammenbringt, lag vom 9. Juni bis zum 13. August 1813 in der Stadt. Sein Hauptquartier war thatsächlich in dem von Laube bezeichneten, gegenwärtig dem Kaufmann Drescher gehörigen Hause in der Herrngasse. Jene Zeit der Waffenruhe verbrachte aber der Kaiser, mit Ausnahme kurzer Fahrten nach Magdeburg, Luckau, Lübben und einem mehrtägigen Aufenthalt in Mainz, zu Dresden. Auch im Frühjahrsfeldzug und während seines zweimaligen Vorstoßes nach Schlesien, im August und September 1813, hat er Sprottau nicht berührt. Die Geschichten dieser Feldzüge, das Itinéraire de Napoléon Bonaparte von Charles Dolly, die Correspondance wissen kein Wort davon. Auch in der von dem Polizeiratsmann Joh. Gottlieb Kreis verfaßten „Chronik von Sprottau" ist von einer Anwesenheit des Franzosenkaisers keine Spur zu finden, und die Lokaltradition des Ortes weiß gleichfalls nichts von einer solchen zu melden. (Auskunft hierüber verdanke ich dem Direktor des dortigen Gymnasiums, Herrn Dr. Schwenkenbecher.)

679) Laube, Ges. Schriften, VIII, 288.

680) Das Kapitel „Montebello" steht in den Ges. Schriften, VIII, 300 ff.

681) Laube, Ges. Schriften, VIII, 256.

682) Laube, Ges. Schriften, VIII, 312.

683) Briefe eines Verstorbenen, München, 1830, II, 329, 344.

684) Gutzkow, Aus der Zeit und dem Leben, Leipzig, 1844, 305.

685) Gutzkow, a. a. O., 311.

686) Gutzkow, Ges. Werke, II (Frankfurt, 1845), 124.

687) Laube, Ges. Schriften, VIII, 216.

688) Laube, a. a. O., VIII, 355.

689) Laube, a. a. O., VIII, 386.

690) Laube, a. a. O., VIII, 384.

691) Laube, a. a. O., IX, 75–76.

692) Laube, a. a. O., IX, 81–82.

693) Laube, a. a. O., IX, 49.

694) Laube, a. a. O., VIII, 388.

695) Laube, a. a. O., IX, 123.

696) Laube, a. a. O., IX, 12.

697) Werke, VI, 169.

698) Werke, V, 57.
699) Werke, V, 238.
700) Laube, a. a. O., IX, 76.
701) Laube, a. a. O., VIII, 256.
702) Laube, a. a. O., VIII, 311.
703) Laube, a. a. O., VIII, 327.
704) Laube a. a, O., VIII, 25.
705) Laube, a. a. O., VIII, 41.
706) Werke, VI, 447.
707) Börne, Ges. Schriften X (Hamburg, 1832), 291.
708) Laube, a. a. O., IX, 6.
709) Werke, VI, 192.
710) Laube, a. a. O., 17–18.
711) Goethes Gespräche (Biedermann), VII, 61 (7. April 1829, mit Eckermann und H. Meyer).
712) Goethes Gespräche (Biedermann), VII, 163 (6. Dez. 1829, mit Eckermann).
713) Goethes Gespräche (Biedermann), IV, 331 (7. Dezember 1823, mit Soret).
714) Werke, III, 111.
715) Byron, Don Juan, 11, 55–56, Werke (Gildemeister), VI, 131–32. – Ein ähnliches Beispiel aus dem Wirtschaftsleben des Gutsherrn Byron findet sich: Byron's Works (neue Murraysche Ausg., von Ernest Hartley Coleridge und Rowland E. Prothero), Letters and Journals, I, 312.
716) Heine an Immermann, ohne Datum, wohl 22. oder 23. Dezember 1829, Werke (Karpeles), VIII, 573–74.
717) Laube, a. a. O., IX, 133.
718) Werke, VI, 225.
719) Werke, V, 42.
720) Laube, a. a. O., VIII, 299.
721) Laube, a. a. O., VIII, 153.
722) Gutzkow, Säkularbilder, I, Ges. Werke, IX (Frankfurt, 1846), 115.
723) Strachwitz, Gedichte (Reclam), 93–94. Vergl. Richard M. Meyer, a. a. O., 374 ff.
724) Werke, VI, 213.
725) Werke, VI, 285.
726) Werke, V, 175.
727) Werke, V, 125.
728) Werke, VI, 225.
729) Werke, V, 67.
730) Laube, a. a. O., VIII, 101–2.
731) Werke, VII, 185.
732) Werke, III, 391.
733) Heine an Varnhagen, Lüneburg, 24. Oktober 1826, Werke (Karpeles), VIII, 509.
734) Werke, III, 183.
735) Werke, VI, 24.

736) Werke, V, 248, vergl. V, 238 und Elsters Anmerkung am letztgenannten Orte.

737) Werke, V, 107.

738) Werke, III, 115. Vergl. oben, S. 111.

739) Lindner in seiner Scottkritik, Stuttgarter Literaturblatt, 1827, No. 91, S. 362.

740) Werke, III, 439.

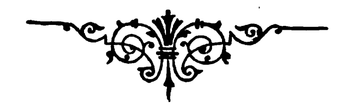
741) Werke, V, 176.

742) Werke, V, 42.

743) Werke, VII, 290.

744) In Heines Denkschrift über Börne, Werke, VII, 32.

745) Börne, Ges. Schriften, XVII (Leipzig, 1847), 203.





Personen-Register.








48544.455
Heinrich Heine und Napoleon I. /
Widener Library 003124830
3 2044 087 173 902
Digitized by Google